

Gesammelte Werke

von

Hermann Kurz.

Mit einer Biographie des Dichters,

herausgegeben von

Paul Heyse.

Zehnter Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1874.

Erzählungen

von

Hermann Kurz.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1874.



Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Die beiden Tubus.

Es war ein wunderschöner Aprilmorgen.

Kein Wölkchen ließ sich am ultramarinblauen Himmel blicken.

Ein leichter frischer Morgenwind hauchte zephyrisch am Gebirge hin, und die erwachende Natur dehnte gleichsam alle Glieder aus, um neubelebt und gestärkt an ihr Tagewerk zu gehen.

Die beneidenswerthe Mission, diese heitere Stimmung in einem Morgenliede auszusprechen, war auf dem Schauplatze, den wir nun sogleich eröffnen werden, einem kleinen Naturdichter zugefallen, nämlich einer frühen Lerche, die sich aus der Ebene einige tausend Fuß hoch eigens zu der Bergplatte in der Region des Steingerölls heraufbemüht hatte, um dem Pfarrer von A . . . berg eine musikalische Matinée zu geben.

Dieser jedoch, obwohl die freundlichste Menschenseele von der Welt, hatte diesmal für seinen Lieblingssänger, seinen Haus- und Hoflyriker, kein Ohr. Und doch stand er am Fenster, und die arme Lerche, das genus irritabile vatum repräsentirend, schrie ihm in ihrem durch Empfindlichkeit ge-

steigerten Eifer beide Ohren so voll, daß er hätte taub werden sollen. Allein dieses war er bereits, nicht im buchstäblichen Sinn des Wortes, sondern im uneigentlichen. Er gab sich nämlich, gleichfalls in großem Eifer, einer Beschäftigung hin, die ihn ganz Auge sein ließ, so daß er vor lauter Sehen gar nicht zum Hören kam.

Die Beschäftigung des Pfarrers von A . . . berg war die gewohnte, wir möchten sagen obligate, der er seit zwanzig Jahren jeden Morgen oblag. Er sah nämlich spazieren, indem er einen langen Tubus vor das Auge hielt und über die Ferne hin und her bewegte. Derselbe war weder ein Dollond noch ein Frauenhofer, sondern ein selbstverfertigtes Rohr aus steifem Papier, worin er die teleskopischen Gläser nach freundschaftlicher Anleitung des berühmten Mechanikus Butzengeiger in T . . . ., der sein Vetter war, eingesetzt hatte. Dieses Sparfernrohr bildete neben seinem Sohne Wilhelm, von dessen Entwicklung er sich Wunderdinge versprach, seinen größten Stolz und, wie schon gesagt, seine tägliche Morgenergötzlichkeit. Es trug wohl zwanzig Stunden weit und ließ in der Landschaft die wellenförmigen Hügelreihen, die dichtgesäeten Dörfer mit den blinkenden Kirchenthürmen, in den Bergen aber, die sich links und rechts in langer Front an den hohen Standpunkt unseres Beobachters anschloßen, die verstecktesten Thaleinschnitte, die abgelegensten Felsenzacken und die verborgensten Ruinen sehr deutlich vor das Auge treten.

Um das Bild, das wir dem Leser aufgerollt haben, flüchtig zu ergänzen, fügen wir nur noch bei, daß das Gebirgsdörfchen, dessen Pfarrer wir mit dem Tubus in den Händen am Fenster erblicken, eben so reich an landschaftlichen Schönheiten als arm an den materiellen Erfordernissen des Lebens ist. Beide Ausstattungen ergeben sich jedoch nach ihren verschiedenen Seiten hin aus der bereits angedeuteten Lage dieses ländlichen Hochsitzes von selbst, daher wir auf ihre umständlichere Ausmalung verzichten zu können glauben. Doch wird der wasserkarge Ziehbrunnen unter dem Fenster festzuhalten sein, benebst dem bäuerlichen Liebespaare, das,

im Schöpfen begriffen, unter höhnisch verneinendem Wortwechsel eine rauhe Werbung und ein noch abstoßender eingekleidetes Ja verhandelt. Zwar bedürfen wir des Brunnens in der Folge nicht weiter, und „Bub" und „Mädle" sind uns noch überflüssiger, weil der kleine Roman, den wir hier beginnen, ausschließlich in den „besseren Classen" spielt; wir wissen aber, was wir einem gebildeten Publikum der Gegenwart schuldig sind, und haben es daher nur um so mehr für unsere Pflicht erachtet, wenigstens den Anfang unseres Gemäldes mit einigen volksthümlichen Pinselstrichen abzurunden.

Was jedoch das bewaffnete Auge des Pfarrers von A . . . berg so gänzlich gefangen nahm und ihn selbst gleichsam zur Statue entgeisterte, war nicht der längst gewohnte Anblick der Morgenlandschaft, obwohl er sich demselben stets mit Liebe hinzugeben pflegte. Es war etwas Neues, Ueberraschendes und, wie wir wohl voraussschicken mögen, eine verhängnißvolle Epoche in seinem Leben heraufzuführen Bestimmtes.

Während er nämlich von Morgen gegen Abend gerichtet zwischen den am Fuße des Gebirges nach dem untern Lande hinziehenden Hügeln, die schon vom jungen Grün des Lenzes überflogen glänzten, ein sonderbar schiefes Thürmchen aufsuchte, nach welchem er jeden Morgen theilnehmend sah, ob es noch nicht eingefallen sei, trat eine Erscheinung in sein Sehfeld, die ihn beinahe erschreckt hätte, bald aber mit einer fast närrischen Freude erfüllte.

Er hatte bei seinen bisherigen Beobachtungen ein kleines Haus übersehen, dessen Obertheil in einiger Entfernung von dem wehmüthig geneigten Thürmchen über eine von Bäumen halb versteckte Mauer hervorragte. Erst heute machte er dessen Entdeckung. Aber eine noch größere war ihm vorbehalten: er entdeckte nämlich am Fenster des Häuschens einen Mann, der genau wie er selbst ein Fernrohr handhabte und, so schien es ihm wenigstens, gerade jetzt seine eigene Person recognoscirte. Er glaubte in einen entfernten Spiegel zu blicken oder gar einen Doppelgänger wahrzu-

nehmen. Bei näherer Untersuchung jedoch fand er, daß dieses „zweite Gesicht“, das ihm aufgestoßen, in Wirklichkeit ein zweites war, das heißt ein anderes. Wenn ihn nämlich sein Butzengeiger, wie er das Instrument zu nennen pflegte, nicht trog, so erkannte er ziemlich deutlich eine schwärzliche Complexion und einen eckigen Knochenbau mit harten düstern Zügen, während er selbst blond und glatt wie Hamlet, dabei aber freundlich und gemüthlich wie der liebe Vollmond aussah.

Kein Zweifel, das Wunder löste sich in Natur, der Doppelgänger sich in einen Kunst- oder vielmehr Liebhabereigenossen auf. Und dennoch blieb es wunderbar, daß diese verwandten Seelen, wer weiß nach wie langem unbewußten Umhersuchen, sich in so seltener, vielleicht noch nie dagewesener Weise begegnen und eine optische Schäferstunde feiern sollten! Indessen verschob der Pfarrer von A . . . berg das Nachdenken auf eine gelegenere Minute, da es ihm für den Augenblick vor Allem darum zu thun sein mußte, die so unerwartet gefundene teleskopische Freundschaft hand- oder, wenn man will, augenfest zu machen und sich ihrer dauernd zu versichern. Er holte daher, den schwerfälligen Tubus für eine Weile einhändig regierend und vor Mühe keuchend, sein Taschentuch aus dem Schlafrocke hervor und schwenkte es wiederholt, wobei es ihm nicht wenig Schweiß kostete, den Gegenstand seiner Beobachtung vor dem Glase zu behalten oder, wenn er ihn von Zeit zu Zeit verlor, schnell wieder vor dasselbe zurückzuführen.

Doch aller seiner Bemühungen schien ein neidisches Geschick spotten zu wollen, denn der Unbekannte gab kein Zeichen der Erkennung, obgleich in seiner Stellung und der Richtung seines Fernrohrs keine Veränderung sichtbar geworden war. Sein Entdecker knieete auf den Boden, legte die angeschlagene Augenwaffe auf das Fenstergesims und begann das Taschentuch mit Macht zu schwingen; da er aber bedachte, daß durch dieses Verfahren gerade das breiteste Objekt des Gesehenwerdenkönnens, nämlich sein wohlgerundetes Selbst, dem Bereiche einer gegenseitigen Wiederentdeckung entrückt sei, so band er, mit eben so viel Kunst als Anstrengung, die Signal-

flagge um den unausgesetzt in Arbeit begriffenen Tubus fest, ließ das freie Ende flattern und nahm seinen früheren Standpunkt in dem Fenster, das er vollkommen ausfüllte, wieder ein.

Das Fernrohr jetzt mit beiden Händen, wie vorher, zu bequemeren Evolutionen beherrschend, schüttelte er es von Zeit zu Zeit, um die daran befestigte Flagge tanzen zu lassen. Allein dies war gleichfalls ein mißliches Manöver, worin er jeden Augenblick inne halten mußte, um den durch die Schwankungen gestörten Gesichtswinkel herzustellen, ehe die in demselben befindliche Erscheinung unwiederbringlich verschwinden konnte. Da kam ihm endlich der steifer werdende Morgenwind zu Hilfe und blähte das Taschentuch auf, so daß es lustig zu wehen und ordentlich zu rauschen begann. Der Pfarrer beugte sich jetzt mit dem beflaggten Tubus weit aus dem Fenster, um sich so bemerklich als möglich zu machen, und suchte seinen Doppelgänger gleichsam im Geist auf die Nase zu stoßen, die, weil dessen Sehrohr in die Höhe gerichtet war, ganz merklich unter demselben zum Vorschein kam.

Vergebens jedoch! Der Andere rührte sich nicht, und er hielt ihn nachgerade für einen Gliedermann, den irgend ein Spaßvogel aus unbekannter Absicht dort an's Fenster gestellt habe. Etwa gar um ihn selbst und seine unschuldige Liebhaberei, die man dort bemerkt haben mochte, zu parodiren? Dieser Gedanke, der nahezu an eine Regung von bösem Gewissen hinstreifte, fuhr unserem Beobachter einen Augenblick durch den Kopf; aber der Gedanke war zu wenig wahrscheinlich und der Pfarrer zu gutmüthig, als daß er bei ihm verweilt hätte. Auch unterbrach ihn ein plötzlicher Scenenwechsel auf dem Schauplatze seiner Forschungen; der Doppelgänger setzte das Fernrohr an, zog sich zurück, und gleich darauf war das Fenster geschlossen. Er war also kein Gliedermann gewesen. Dafür war er aber jetzt weg, vielleicht auf Nimmerwiedersehen und der Pfarrer von A . . . berg hatte Zeit und Mühe umsonst verschwendet.

„Reisen Sie glücklich nacher Asia und empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin!“ sagte er ärgerlich hinter ihm

drein. Dieses aus dem Leben gegriffene Citat wurzelte mit dem Ursprung seines Daseins im Complimentirbuch eines coulanten Posthalters der Umgegend. Derselbe hatte einst einen türkischen Gesandten, der, den nächsten Weg von Paris nach Konstantinopel über den Aalbuch einschlagend, bei ihm vorfuhr, Relais für seinen Wagen, für sich selbst aber, als Surrogat für den Scherbet, ein Glas Zuckerwasser zu nehmen, beim Wegfahren mit abgezogener seidener Zipfelmütze und unter einem tiefen Bückling die angeführten goldenen Beurlaubungsworte nachgerufen. Sie waren, von seinen Gästen verbreitet, nach und nach landläufig geworden und wurden, wo nur „Geist, Gemüth und Publicität“ ihre Flügel regten, von allen geistreichen Leuten, mit anderem Wort also von allen „Honoratioren“, bei mehr oder weniger passenden Gelegenheiten unfehlbar angewendet.

Der Pfarrer hatte inzwischen eine vorübergehende gemäßigte Verzweiflung über den unbefriedigenden Ausgang seines Abenteuers bald verdaut und stieg nun ziemlich selig zu seiner getreuen Gattin in das Wohnzimmer hinab, um derselben die unerhörte Ueberraschung, die ihm so eben geworden war, mitzutheilen.

Will man sich hier im Vorübergehen einen allgemeinen Begriff von den Zuständen des Pfarrhauses in A . . . berg bilden, so versetze man sich einfach in die Geschichte des Landpredigers von Wakefield, nur daß man sich Allerlei wegzudenken hat, zum Beispiel die beiden Mädchen mit ihren Liebhabern, den pedantischen Nestkegel, so wie auch den wackern musikalischen Vagabunden nebst seiner musterhaften Liebe, vor Allem aber den theologischen Tractat. Von Arbeiten letzterer Art war unser Pfarrer nun ganz und gar kein Freund, und schon bei der Wahl seiner magern Pfarrstelle hatte ihn neben dem Wunsche, die Erkorne seines Herzens schnell heirathen zu können, der weitere Lebensplan bestimmt, auf dem ersten besten Anfangsdienste das Ziel seiner Tage heranzusitzen und jedem Beförderungsanspruche zu entsagen, der ihn nur genöthigt haben würde, seine dogmatischen Bücher abzustäuben und sich als alter Knabe noch einmal zum Examen zu melden.

Dieser Lebensplan beruhte auf der breiten Grundlage eines ganz stattlichen Vermögens, das beide Eheleute zusammengebracht hatten und das ihnen ihr Gericht Kraut nicht blos mit Liebe, sondern mit jedem beliebigen Genuß des Lebens zu würzen gestattete. Und zu all dem Behagen kam noch, daß der gefürchtete Oekonomiebeamte des Bezirks, der Cameralverwalter, der die Aufsicht über die öffentlichen Gebäude zu führen hatte, mit dem Pfarrer im dritten und mit der Pfarrerin sogar im zweiten Grade verwandt war, welches Verhältniß die angenehme Folge hatte, daß das Pfarrhaus von A . . . berg nicht nur unter den Pfarrhäusern des Landes als eines der schönsten gepriesen wurde, sondern auch mit Recht ein allerliebstes Häuschen hieß, in der dürftigsten Umgebung der artigste und comfortabelste Felsensitz für ein wohlhäbiges Paar, das Hände genug zur Verfügung hatte, um sich die Nützlichkeiten und Süßigkeiten einer wohlbestellten Haushaltung von allen Seiten die schroffen Bergwege herauftragen zu lassen.

Fällt hienach mit so manchen andern Vergleichungspunkten zwischen A . . . berg und Wakefield auch noch der der Armuth hinweg, so bleiben doch immerhin Mr. und Mrs. Primrose übrig, denn das waren die beiden liebenswürdigen Pfarrhälften durch und durch, ein wenig vielleicht schon darum, weil sie sich in ihrer Jugend mit Vorliebe in diese Rolle hineingelesen hatten. Ihr Wilhelm sodann, der ihnen Aeltester und Jüngster, Sohn und Tochter, nämlich das einzige Kind war, mochte den braven George und den bedächtigen Moses, ja gar die schwärmerische Olivia und die praktische Sophia alle in Einer Person vereinigen; doch ist uns zur Stunde seine nähere Bekanntschaft noch vorenthalten, da er sich auswärts in einer lateinischen Kostschule befindet.

Das Behagen, in welchem unsre Primrose's schwammen, theilte sich Allen mit, die sie berührten, und da sie sehr mittheilend waren, so erstreckten sich diese Berührungen in ziemlich weite Kreise. Ihre Gastfreundschaft war so groß, daß Niemand ihr steiles Schwalbennest unzugänglich fand, und die Gemeinde selbst, obgleich sie nicht erwarten durfte, einen

Steinriegel in eine Kornkammer und Dornsträuche in Feigenbäume verwandelt zu sehen, befand sich doch wenigstens bei dem Wohlstand ihres Pfarrers weit besser, als wenn sie, wie es in ähnlicher Lage meist der Fall ist, zu ihrem eigenen Mangel an Wolle auch noch einen kahlen Hirten gehabt hätte.

Sonach, wenn der geneigte Leser den Pfarrer von A... berg vielleicht auf den ersten Anblick wegen seines Papierfernrohrs für einen armen Schlucker oder gar für einen Filz gehalten hat, so ist dies nur einer von den vielen Beweisen für die Wahrheit des Sprichworts, daß der Schein zu Zeiten trügt. Der Spartubus stellte blos ein Stückchen Robinsonade im Studirzimmer, ein Symbol für das „Selbst ist der Mann" und ein Füllhorn des aus der Unabhängigkeit der Selbstfabrikation fließenden gesteigerten Genusses, zugleich aber auch eine Art Ablaß zur Abkaufung aller anderen Unbequemlichkeiten des Lebens vor. Da unter diesen der Anblick fremden Elends eine der störenderen ist, da ferner unserem Pfarrer seine Mittel gestatteten, solcher Störung vorzubeugen, da er endlich den Grundsatz, zu leben und leben zu lassen, rings umher an Arm und Reich bethätigte, so wird man der Versicherung, mit der wir sein Charakterbild abschließen, Glauben schenken, daß er einer der wenigen Menschen war, die keinen Feind haben.

Mit unbeschreiblicher Ueberraschung und grenzenlosem Vergnügen vernahm die Pfarrerin, was sich so eben zwischen Morgen und Abend zugetragen hatte. Als eine Frau, die eine Freude des Gatten wie ihre eigene Freude freute, interessirte sie sich höchlich für den unbekannten Seelenverwandten ihres Mannes und sprach mit Hochachtung und Freundschaft von ihm, jedoch nicht ohne zugleich ihrem Verdrusse Luft zu machen, daß der „dumme Kerl", wie ihr im Eifer entfuhr, „keine Augen im Kopf gehabt" habe. Sofort eröffnete sich eine lebhafte Berathung über die Fragen, wer derselbe sein möge, wo er wohne, und wie es komme, daß er dem regelmäßigsten aller Beobachter bisher entgangen sei. Die letztere Frage zerfiel wieder in mehrere Unterfragen: war der Fremde vielleicht erst seit gestern oder heute in der Gegend seßhaft,

in der er sich hatte entdecken lassen? oder, mochte er nun ständig oder vorübergehend seinen Aufenthalt dort unten haben, entstammte seine heutige Recognoscirung blos einer flüchtigen Laune oder einer soliden Gewohnheit? konnte man also darauf rechnen, ihm künftig abermals auf dem heutigen Wege zu begegnen, oder nicht? Oder aber, hatte er vielleicht schon längere Zeit, wohl gar Jahre lang, jeden Morgen und nur zu einer andern Stunde, als der Fernseher von A . . . berg, aus jenem Fenster heraufgeschaut? Denn „die Menschen lieben sich zu ungleichen Stunden," sagt ein grundwahrer Spruch, der dadurch, daß er an jenem Tage noch nicht gedruckt war, gar nichts von seiner Wahrheit verliert.

Eine geheime Ahnung flüsterte der Pfarrerin zu, daß die letztere Hypothese die richtige sei, und mit gewohntem Scharfsinn machte sie ihren Mann auf die Fügung aufmerksam, durch welche ein Moment, das bis jetzt nur in der abstrakten, sich noch nicht objectiv gewordenen Idee gelebt habe, in die von sich wissende und ihrer selbst gewisse Wirklichkeit umgeschlagen sei. Wenn sie sich zur Entwicklung ihrer Ansicht vielleicht auch nicht gerade unsrer streng wissenschaftlichen Kategorieen bediente, so hoffen wir doch den Sinn ihrer Worte annähernd genau wiedergegeben zu haben. Der Pfarrer hatte nämlich seine gewohnte Morgenandacht heute zur ungewohnten Zeit verrichtet, und zwar eine ganze Stunde später als sonst. Da die Ursache dieser Verspätung auch vom spitzfindigsten Leser wohl schwerlich errathen werden würde, so dürfte es nicht unpassend sein, einen kurzen Bericht darüber hier einzuflechten.

Das Pfarrhaus von A . . . berg hatte gestern die Ehre gehabt, den neuen Dekan auf seiner ersten Parochialvisitationsrundreise zu bewirthen. Ein Wechsel im Amte des Obergeistlichen einer Diözese war und ist für sämmtliche Pfarrhäuser derselben von höchster Wichtigkeit; denn kaum gibt es in der Welt ein diplomatischeres Verhältniß als das zwischen diesem Vormann und seiner ehrwürdigen Schaar, die zugleich seine Pairs sind, ein Verhältniß, in welchem, wenn beiderseits ein harmonischer Gleichklang herrschen soll,

er sich als Primus inter Pares accentuiren, von ihnen aber als inter Pares Primus accentuirt werden muß. Man urtheile hienach, wie schwierig es ist, dieses gegenseitige Modificationsthema durch die vielen, oft so unmerklich kleinen Nuancen und Coloraturen des persönlichen Verkehrs hindurch zu variiren, und wie entscheidend es wirkt, wenn man gleich bei dem ersten Zusammensein den richtigen Ton zu treffen und mit jener anmuthigen Leichtigkeit der Modulirung anzugeben versteht, die nur an einer einzigen Universität des protestantisch-gelehrten Europa erworben werden kann oder, damals wenigstens, erworben werden konnte.

Unser Pfarrer, dem außerordentlich viel daran lag, mit dem neuen Dekan von Anfang an in dasselbe herzliche Einvernehmen zu kommen, worin er mit dessen Amtsvorgänger gestanden war, schrieb gleich nach Empfang der Ankündigung des Visitationsbesuches einen Brief an seinen Nachbar, den Pfarrer von Sch . . . . ingen, von dem er wußte, daß er ein Jugendfreund der noch unbekannten Größe war, und lud ihn dringend ein, dem Erwarteten Gesellschaft zu leisten, mit dem Ersuchen, wo möglich etwas früher einzutreffen und ihm selbst über Charakter, Temperamentsqualitäten, Gemüthsneigungen, Angewöhnungen, besonders jedoch über etwaige Eigenheiten des Fraglichen diensame Auskunft zu geben oder, im Fall einer bedauerlichen Verhinderung, ihn über diese tusculanischen Quästionen mit Wendung des Boten schriftlich aufzuklären.

Der Abgesandte kam mit einem Briefe zurück, worin der Nachbar unter Entschuldigung, daß er durch Familienangelegenheiten abgehalten sei, an dem bestimmten Tage zu kommen, den gewünschten Bescheid ertheilte. Decanus, schrieb er, sei ein sehr humaner Mann, unter Umständen sogar ein cordiales, ja, wenn desipere in loco statthaft, ein kreuzfideles Haus. Besondere Kennzeichen wisse er Decano keine beizulegen, maßen Selbiger in Amtssachen mit Gewissenhaftigkeit facil, in allen andern Dingen aber absolut tractabel und demgemäß beim Tractament im eigentlichen Sinne des Worts, je nachdem Gott es beschieden, mit Wenigem und

auch mit Vielem content sei. Uebrigens habe er allerdings eine individuelle Eigenheit, eine sehr sonderbare, jedoch eine solche, mit deren Hilfe man sein ganzes Herz erobern könne. Er putze nämlich für sein Leben gern Lichter. Könne man daher, was ja in Betracht der schlechten Wege leicht zu bewerkstelligen, Decanum über Nacht festhalten, und wolle man ihm Gelegenheit geben, Abends das Licht oder vielmehr die Lichter fleißig zu putzen, so werde er ganz in seinem Esse*) sein.

Unser Pfarrer war nicht so einfältig, sich zum Opfer dieser plumpen Lüge zu machen, da er, wie alle Welt, seinen Amtsbruder von Sch . . . . ingen als losen Vogel und Erzmystificator kannte. Er wunderte sich nur, daß dem versatilen Kopfe in der Geschwindigkeit nichts Besseres eingefallen sei. Aber gerade darum hieß er die Eulenspiegelei, von der er eine Probe halb und halb erwartet hatte, höchlich willkommen; denn sie bot ihm die gewünschte Form für die Begründung jener bereits bezeichneten höheren Umgangsweise, nämlich, in der Kunstsprache eines hierseits specifischen Esprit zu reden, einen ausgezeichnet „schlechten Witz“, dessen Schuld und etwaiger Stachel sich von selbst auf einen Andern ablud, und einen um so unschädlicheren, weil die jedenfalls lustige Lösung des Mißverständnisses nicht lang auf sich warten lassen konnte.

Der Pfarrer ging also mit Vergnügen in die Falle. Er stellte sich, als ob er die Mystification von ganzem Herzen und von ganzer Seele glaubte, hielt es jedoch für gerathen, die Pfarrerin, deren er sich zu seiner Operation zu bedienen gedachte, nicht in die Tiefe der Verwicklung und auf den Boden seines Planes blicken zu lassen. Indem er ihr daher die theophrastische Charakteristik des Decans mittheilte, verschwieg er, daß der Urheber derselben ein Dutzfreund des Geschilderten sei, der sich etwas gegen Diesen erlauben konnte, und brachte so die sonst gescheite Frau dahin, daß sie seinen scheinbaren Glauben in Wirklichkeit theilte. Hiedurch gewann

*) Kirchengeschichtlicher Ausdruck für à son aise.

er einerseits, daß sie ihre Rolle, die nicht durch heimliche Zweifel oder gar Gewissensbisse beeinträchtigt sein durfte, mit natürlichster Unbefangenheit spielte, und andererseits hielt er sich selbst für alle Fälle einigermaßen rückenfrei.

Die Visitation ging zur Zufriedenheit beider Theile vorüber. Nachdem die geschäftliche Seite des Besuchs erledigt war, legte der Decan seine Amtsmiene ab, um der Frau Pfarrerin die Aufwartung zu machen. Trotz seiner Versicherung, daß er nur die Kirche und Schule, nicht aber die Küche zu visitiren gekommen sei, mußte er einem altehrwürdigen Brauch zu Folge ihre Einladung zu Tische annehmen, und wie er sich in der Erfüllung dieser amtlichen Nebenpflicht befunden, das würde von dem ganzen Amtsbezirke für eine müßige Frage erklärt worden sein. Mit Gewandtheit wurde sodann die Tafelzeit verlängert, bis man erklären konnte, daß es einem Morde gleich zu achten wäre, wenn man den verehrten Gast bei schon sinkendem Abend die halsbrechende Felsensteige hinabfahren ließe. Nach langer und lebhafter Weigerung mußte er sich endlich in das Unvermeidliche fügen, und der Anblick des damastenen Tischtuches, das einen Schluß auf comfortables Bettzeug gestattete, stellte ihm sein Schicksal als ein höchst erträgliches dar. Der Pfarrer schlug zur Ausfüllung der Zwischenzeit einen kleinen romantischen Spaziergang vor und führte dann den Gast zum Abendimbiß zurück.

Der Decan starrte verwundert in das Lichtermeer, das ihn hier empfing. Die Pfarrerin hatte aber auch nicht blos ihren eigenen Leuchterschatz, der nicht klein war, in voller Heerschau aufgestellt, sondern auch sämmtliche disponible Prachtstücke der Revierförsterin, ja selbst ein paar Antiquitäten von der Schulmeisterin — im Hause des Ortsvorstehers gab es nur autochthonische Ampeln — in's Feuer geführt. Zur Entfaltung aller dieser Schlachtreihen war es nöthig gewesen, mehrere Tische zusammenzurücken.

Der Decan unterdrückte ein Lächeln über die vermeintliche Geschmacklosigkeit, und man setzte sich. Während der Hauptschüsseln gönnte man ihm Ruhe; doch hatte er auch

da schon in seinem angeblichen Lieblingsfache genug zu arbeiten, weil Niemand der Kerzen in den beiden größten, fast Candelabern zu vergleichenden Leuchtern, die vor seinem Platze standen, sich annahm und er als Mann von Erziehung sie fort und fort allein bedienen mußte. Die kurzen, scharfen, sichern Bewegungen, womit er in dieser Verrichtung die Lichtputze handhabte, verriethen übrigens in der That eine gewisse Virtuosität, und der Pfarrer, der beständig in sich hineinlächelte, begann zu ahnen, daß der Charakteristiker denn doch vielleicht eine Art von schwacher Seite auf's Korn genommen haben könnte.

Mit dem Nachtisch eröffnete sich ein ganzer Sternenhimmel voll Beglückung für den Decan. Die Pfarrerin manövrirte sehr geschickt, indem sie mitten in der lebhaftesten Unterhaltung zwischen die beiden Riesenleuchter die kleineren Contingente einzudirigiren, die von dem dienstfertigen Gaste abgefertigten hinter die Schlachtordnung zu bringen und, Alles in größter Geräuschlosigkeit, frische Truppen nachzuschieben verstand. Der Decan hatte eine Zeit lang gar nichts zu thun, als Lichter zu putzen. Endlich aber wurde ihm das Ding zu arg, und da er nicht auf den Kopf gefallen war, so merkte er nachgerade, daß irgend eine verborgene Absicht dabei mit im Spiele sein müsse.

Verbindlich, doch mit etwas spitzem Tone, wendete er sich an den Pfarrer und bemerkte, die Frau Pfarrerin scheine ihm in symbolischer Weise über die Kirchenlichter der Diöcese eine regulative Gewalt einräumen zu wollen, der er sich keineswegs gewachsen fühle. Der Pfarrer, in gutgespielter Verlegenheit und Unschuld, aber nicht ohne schlaues Augenzwinkern, erwiderte, seine Frau befasse sich sonst nicht mit Symbolik, im gegenwärtigen Falle aber, als Rationalist zu reden, dürfte sie vielleicht ihre Vernunft etwas zu sehr unter den Glauben an den Herrn Collega in Sch.... ingen gefangen genommen haben. „So, der Vocativus?" rief der Decan, bereits einer Enthüllung gewärtig, „was hat Der wieder für einen Trumpf ausgespielt?" Der Pfarrer setzte mit Glück seine Rolle als Unparteiischer fort und berichtete,

wie seine Frau, angeblich ganz ohne sein Zuthun und gegen seine bessere Ueberzeugung, von dem Erzschelm in den April geschickt worden sei.

Der Decan brach in ein homerisches Gelächter aus, das er erst mäßigte, als er den Todesschrecken der Pfarrerin gewahrte, die sich zum ersten Mal von ihrem Manne verlassen und verrathen sah. Sie war wie vom Donner gerührt. Da sie jedoch, durch einen geheimen Wink des Pfarrers verständigt, den klugen Ausweg ergriff, plötzlich in das Lachen der beiden Herren einzustimmen, so nahm solches einen neuen Aufschwung, und in glücklicher Stimmenmischung wurde ein rauschendes Lachterzett aufgeführt. Als die erschöpften Kräfte eine Pause forderten, erzählte der Decan eine Reihe lustiger Streiche ähnlichen Schlages, die sein Freund während ihrer gemeinsamen Jugendjahre ausgeheckt hatte, und für jeden gab der Pfarrer ein Seitenstück aus dem neueren Leben desselben zum Besten, so daß die Munterkeit immer wieder frische Nahrung erhielt. Alsdann bedurfte es nur von Zeit zu Zeit eines Blicks auf die Lichter, eines gegenseitigen Anschauens, und die Lachmusik ging mit erneuter Stärke fort. Der Pfarrer machte endlich den Vorschlag, noch zu dieser späten Stunde an den Missethäter ein Citatur ad Magnificum zu erlassen, und der Decan ertheilte wohlgelaunt der Maßregel seine Genehmigung.

Kaum war jedoch der Bote zum Haus hinaus, so klopfte es an der Thüre, und der Delinquent trat herein. Er hatte den vermuthlichen Erfolg seiner Anstifterei erlauert, sich schon von ferne an dem Lichterglanz des Pfarrhauses innigst erfreut und kam nun der vorausgesehenen Citation zuvor. Sein Erscheinen erregte ungeheure Heiterkeit. Die Pfarrerin stellte sofort den Antrag, ihn für die ganze Dauer des Abends zum ausschließlich alleinigen Lichterputzen zu verurtheilen, und der Decan trat diesem Strafantrage bei, doch erst nachdem er eine ansehnliche Reduction der aufgestellten Heeresmassen beantragt und durchgesetzt hatte. Hierauf bereitete die Pfarrerin einen Punsch, als in welchem Artikel sie weit und breit berühmt war.

Zuletzt, als dem Lachen der Nachlaß der Natur ein Ziel steckte, wurde der lustige Abend durch ein Tarok zu Drei, das Feinste für exquisite geistliche Spieler, gekrönt. Dieses Spiel wollte jedoch nicht ganz regelrecht zu Ende kommen; es scheiterte noch vor der gesetzten Zeit an vielfachen und allseitigen Verstößen, als da sind „Vergeben", „Verzählen" und dergleichen mehr, und man brach es daher ab in freundlichem Einverständniß und mit der Verabredung, sich an einem gelegeneren Tage Revanche zu geben. Die Lichtputze war zuletzt in die Hand der Pfarrerin gewandert, nachdem der Decan, der dem Sträfling bei dessen zunehmender Ungeschicklichkeit den Dienst abgenommen, einmal um das andere mit allzu knapper Präcision das Licht, dem er seine Kunst widmen wollte, ausgelöscht hatte. Indessen verschmähte der Pfarrer von Sch.... ingen das angebotene Nachtlager; er wollte sich nicht nachsagen lassen, daß er sich nicht habe nach Hause finden können. „Mit ihm oder auf ihm!" rief er mit einem spartanischen Gesichtsausdruck und donnerndem Gelächter. Um jedoch nur die erstere der beiden heroischen Chancen zuzulassen, beorderte die Pfarrerin den vorhin schnell zurückgerufenen Boten zu seiner Begleitung, und die Sage meldet nicht, daß ihm auf dem Heimwege irgend ein Abenteuer zugestoßen sei.

So harmlos gemüthlich lebte die geistliche Welt in jener mythischen Zeit, da der Lebensmuth noch nicht durch Ablösungsgesetze gedämpft und das theologische Bewußtsein noch nicht durch Kirchentage, Pfarrgemeinderäthe und so manches andere vom Zeitgeist getragene Compelle geschärft war. Und dies war der Grund, warum der Pfarrer von A...berg heute seinen Posten am Fenster eine ganze Stunde später als gewöhnlich eingenommen hatte. Wie leicht zu erachten, war der Decan nicht so früh aus den Federn gekommen und zur Abreise fertig geworden, als er gestern bestellt; sodann hatte man beim Scheiden der wiederholten Zwerchfellerschütterung über den „köstlichen Spaß" noch eine gute Zeitfrist einräumen müssen, so daß es 8 Uhr längst vorüber war, als der Gast endlich in sein Chaischen gelangte. Der Pfarrer begleitete ihn sorgfältig mit dem Tubus vom Fenster aus den Berg

hinab, um wenigstens mitfühlender Augenzeuge zu sein, falls dem gebrechlichen Fuhrwerk auf der Via mala etwas Menschliches widerführe, und erst, als er es glücklich unten angelangt sah, ließ er seinen Butzengeiger die gewohnten luftigen Pfade wandeln, bei welcher Gelegenheit er die große Entdeckung machte, zu der wir nunmehr zurückkehren.

Ob die Pfarrerin, welche die erlittene Scharte durch einen Triumph ihres Scharfsinns auszuwetzen strebte, diese Gabe Gottes richtig angewendet hatte oder nicht, das mußte der folgende Tag entscheiden.

In der Nacht, die diesem Tage vorausging, thaten Pfarrer und Pfarrerin vor Erwartung kein Auge zu.

Endlich graute der Morgen.

Punkt acht Uhr stand der Pfarrer, der auch das Ueberflüssige nicht versäumen wollte, auf seinem Posten, und zwar, wie er emphatisch bemerkte, „harrend ohne Schmerz und Klage, bis das Fenster klang." Auch war ihm in der That Geduld vonnöthen, denn er mußte die ganze Stunde vergebens harren. Die Lerche, die auch an diesem Tage ihren Besuch wiederholte, blieb abermals unbeachtet und verschwebte endlich mißmuthig im unendlichen Blau.

Erst um neun Uhr gesellte sich die Pfarrerin, ihrer Theorie gemäß, zu ihrem Manne, um seinen schon etwas erlahmenden Eifer wieder zu befeuern.

Und siehe da, nach kurzer Weile that er einen hellen Freudenschrei.

Er sah den Unbekannten, wie gestern, an dem Fenster in der Gegend des baufälligen Thürmchens erscheinen. Er sah, wie derselbe ein wenig mit seinem Tubus in der Welt umherschweifte, dann aber ihn gerade herauf richtete und, so zu sagen, gegen das Pfarrhaus von A...berg im Anschlage liegen blieb.

„Wedle, wedle!" rief er der Pfarrerin zu. Diese legte sich, weil sie keinen Raum neben ihm im Fenster hatte, mit dem ganzen Gewicht ihres Körpers auf seine rechte Schulter und wedelte mit dem bereit gehaltenen Schnupftuch, so weit sie nur konnte, in die Lüfte hinaus.

Vergebens, der Unbekannte nahm keine Notiz von dem Signal.

Der Pfarrer gab der Pfarrerin den Tubus, um ihn auf seiner Schulter aufzulegen und die Beobachtungsrolle zu übernehmen, während er selbst mit Hand und Tuch alle seine verfügbaren Kräfte aufbot, um endlich die Aufmerksamkeit des hartnäckigen Blinden zu erobern. Da diese heftigen Bewegungen die Obliegenheit der Pfarrerin wesentlich beeinträchtigten und zum Theil völlig paralysirten, so lief der Versuch nicht ohne kleine Ehedissidien ab, die sich jedoch immer friedlich lösten. Die beiden Gatten tauschten die Rollen wieder, aber was sie auch vornehmen mochten, um ihren Zweck zu erreichen, es blieb Alles fruchtlos, und eine saure Stunde war verstrichen, als der Pfarrer mit einem tiefen Seufzer seinen Doppelgänger vom Fenster verschwinden sah.

Wo möglich noch unzufriedener als er war sie, die ihre Hypothese in dem Augenblicke, da sie so glänzend bestätigt werden sollte, für zwecklos und jedes praktischen Werthes entkleidet erkennen mußte.

Daß dieser Tag im Pfarrhause von A...berg nicht so heiter wie der vorgestrige und nicht so bewegt wie der gestrige verlief, kann unter den angegebenen Umständen wohl keinem Zweifel unterliegen.

Am dritten Morgen, diesmal aber erst um neun Uhr, machte der Pfarrer seinen letzten Versuch. Den letzten: denn nicht blos hatte er geschworen, sich kein einziges Mal ferner narren zu lassen — o daß ein freundlich Geschick dieses Gelübde begünstigt hätte! — sondern auch die Witterung schien, für einige Zeit wenigstens, mit seinem Vorsatz im Einverständniß zu sein, und der April begann ein so launisches Gesicht zu machen, daß man dem Fernrohr kaum für heute, geschweige noch für morgen, eine ungestörte Entfaltung seiner Thätigkeit prophezeien konnte. Auch hatte sich ein ungestümer Wind erhoben, der jedoch die von dem Pfarrer trotz seiner Hoffnungslosigkeit getroffenen Anstalten kräftig unterstützte. Denn als der sonderbare Gegenäugler

auch heute wieder der Pfarrerin die Ehre erwies, die habituelle Leidenschaft zu zeigen, die sie von Anfang an bei ihm vermuthet hatte, so flogen zwölf an einander gebundene Taschentücher in die Lüfte, einen flatternden Baldachin über dem Pfarrer und seinem Tubus bildend, und ein Stockwerk höher wehte ein großes Leintuch, mit welchem die Pfarrmagd an das Dachfenster postirt worden war. Die Lerche glänzte an diesem Morgen durch ihre Abwesenheit: ob aus gekränkter Freundschaft oder Windes und Wetters halber, wagen wir nicht zu entscheiden.

„Victoria!" rief da der Pfarrer auf einmal aus; denn er glaubte bei dem Unbekannten eine kleine Wendung des Instruments und dann in seinem Gesicht einen Ausdruck des Stutzens und der Neugier wahrgenommen zu haben. Mit geflügelten Worten hieß er die Magd ihr Topsegel reffen und die Frau ihre Thränenflagge einziehen, die jedoch, von dem umspringenden Winde wie eine Schlange umhergewirbelt, sich an einem Haken verfangen hatte und vorderhand in der Geschwindigkeit ihrem Schicksal überlassen werden mußte. Die Pfarrerin gebrauchte ihre nunmehr frei gewordenen Hände, um rechts und links vom Pfarrer nach der Richtung seines Tubus hin zu winken. Ueber diesem Bestreben wurde er bedeutend gequetscht und vermochte nicht alles und jegliches Stöhnen zu unterdrücken, aber als standhafter Märtyrer ermahnte er sie, seiner Ungemächlichkeit nicht zu achten und mit ihren Signalen fortzufahren. Er selbst, so oft und so lang er eine Hand vom Tubus entfernen konnte, bediente sich derselben, um gleichfalls zu winken, auch mit dem Finger abwechselnd bald auf das Werkzeug, bald auf den Gegenstand der Entdeckung zu zeigen und letzterem hiedurch anzudeuten, wen und was dieses vehemente Salutiren betreffe.

Solcher Aufwand von Zeichen und Kundgebungen durfte nicht unbelohnt bleiben, und es ereignete sich, was der Pfarrer während des Schauens in raschen Mittheilungen seiner Frau berichtete. Der Doppelgänger erkannte, daß die endlich zu seiner Wahrnehmung gelangten Ferngrüße ihm

galten. Ueberrascht erwiderte er die Aufmerksamkeit mit einer Verbeugung, wobei er zugleich in nicht uneleganter Manier den Tubus senkte, gerade wie der Offizier den Degen oder der Wagenlenker von Welt die Peitsche salutirend senkt. Aber gleichbald schien er eingesehen zu haben, daß diese Courtoisie die eingegangenen optischen Beziehungen aufrecht zu erhalten nicht besonders geeignet sei. Er erhob daher schnell sein Instrument zu der früheren Lage, indem er sich bemühte, gleich seinem Entdecker den Händen eine Arbeitstheilung anzuweisen und mit der einen zu winken, während die andere den Tubus hielt.

„O weh!" rief der Pfarrer von A... berg und unterrichtete sofort seine Frau über die Ursache dieser schmerzlichen Interjection. Dem Andern war, sei es nun, daß das Instrument zu schwer oder die Hand zu schwach war, der Tubus entfallen! Mitten in der besten Freude alle Freude, für immer vielleicht, verdorben! Die Pfarrerin schrie laut vor Schreck und Jammer auf.

Der Pfarrer war unwillkürlich mit weit auslangendem Blick dem verunglückten Instrumente gefolgt, als ob er es im Sturz aufhalten müßte und könnte. Auch schien er in der That mit seiner Sympathie dem Tubus ein guter Engel gewesen zu sein; denn er sah den Obertheil desselben über das schon geschilderte Mäuerchen hervorragen und sogar, wunderbarer Weise! sich weiter bewegen. Die Bewegung ging sodann aufwärts, indem mit dem Tubus ein Kübel und unter dem Kübel eine weibliche Figur zum Vorschein kam. Alle Drei schwebten an der Seite des Hauses eine von dem Beobachter bis jetzt übersehene dunkle Linie empor, in welcher er nun mit der äußersten Anstrengung seiner Sehkraft eine Stiege erkannte, dergleichen an den Bauernhäusern außen angebracht sind. Aus dem Schwanken des nur theilweise sichtbaren Tubus war mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit zu errathen, daß derselbe zum Glück in einen eben vorbeigetragenen Kübel Wasser gefallen und hiedurch dem Verderben, dem gänzlichen wenigstens, entgangen war.

Aber war er auch völlig unbeschädigt geblieben? Hatte

er nicht so weit Noth gelitten, um die unverzügliche Fortsetzung des so glücklich eröffneten Augendialogs zu vereiteln? Die Spannung des Pfarrers und der Pfarrerin wuchs von Secunde zu Secunde.

Jetzt trat auch der Inhaber des Tubus in den Schatten der dunkeln Linie und nahm sein Instrument aus dem Kübel in Empfang. Bald stand er wieder am Fenster, mit Putzen, Untersuchen, Herstellen und Richten des Fernrohrs beschäftigt. Darauf griff er weit hinaus, zog einen Gegenstand herbei, worin sich eine an der Wand des Hauses lehnende, bis in das Fenster ragende Baumstütze zu erkennen gab, legte den Tubus bequem in die Gabel derselben und nahm die unterbrochene Zwiesprache wieder auf.

Der Pfarrer von A... berg ahmte das gegebene Beispiel nach, sofern er sich von seiner Frau im Halten des Fernrohrs unterstützen ließ, und machte mit der ledigen Hand allerlei phantastische Gesticulationen, durch welche er anzufragen beabsichtigte, ob die Gefahr ohne Schaden abgelaufen sei. Sein Gegenüber schien die Frage zu verstehen, denn er sah eine Weile neben dem Tubus hervor, deutete durch vergnügtes Nicken an, daß derselbe keine Noth gelitten habe, und schaute dann wieder eifrig hinein. Ein gegenseitiges jubelvolles Händeschütteln erfolgte, zum Zeichen und zur Feier, daß die raumbeherrschende Verbindung der beiden Fenster nunmehr vollständig in's Leben gerufen sei.

Im gleichen Augenblicke jedoch begann es durch die Luft zu flirren und zu rieseln, der Himmel verdunkelte sich, und ein schwerer Wolkenvorhang schied den Doppelschauplatz des noch im ersten Act begriffenen vielversprechenden Drama's in seine entlegenen, einander plötzlich unsichtbaren Hälften.

Indessen fühlte sich unser Pfarrer durch diese etwas unzeitige Störung keineswegs entmuthigt. Die Bahn war ja gebrochen, und am nächsten hellen Morgen konnte, darüber gab es keinen Zweifel mehr, der zweite Act des optischen Dioskurenspiels in Scene gehen. Heiter gestimmt, setzte er sich an den Schreibtisch und schrieb seinem in Pension gege=

benen Sohne Wilhelm einen langen Brief, worin er ihm die so eben erlebte wunderbare Begebenheit berichtete, mit dem Versprechen, ihm, sobald die Stillung seiner eigenen brennenden Neugier es gestatte, mitzutheilen, wer der Mann sei, der, mit der gewiß nicht bäurischen Liebhaberei des Fernesehens behaftet, in einem Bauernhause wohne.

Am folgenden Tage, der Regen und Schnee in lebhafter, dem todten Einerlei vorzuziehender Abwechslung brachte, griff er abermals zur Feder, um den Pfarrer des muthmaßlichen Orts, das er erspäht hatte, um die gewünschte Aufklärung anzugehen. An dem hängenden Thurme von Pisa, schrieb er, und seinen „narbenvollen Zügen" (Phrase aus einer bekannten Elegie) glaube er unwiderleglich das Dorf Y...burg erkannt zu haben. Das fragliche Häuschen selbst, setzte er vorsichtig für alle Fälle hinzu, befinde sich in einer der Beobachtung nicht ganz günstigen Lage, indem es durch verschiedene Gegenstände dem Fernrohr etwas minder zugänglich gemacht sei; indessen sei der Bewohner desselben durch den Charakter der wahrgenommenen Beschäftigung als Mann von wissenschaftlicher Bildung nachgewiesen und festgestellt. Da nun, schloß er, ein Pastor loci in geistlichen nicht nur, sondern überhaupt in allen geistigen Angelegenheiten das Factotum seiner Gemeinde sei, so richte er an den Herrn Collega die vertrauensvolle Bitte, den interessanten Unbekannten zu erkunden und seiner herzinnigen Freude über die auf so beispiellose Weise gemachte Bekanntschaft zu versichern, für sich selbst aber die wahre amtsbrüderliche Hochachtung zu genehmigen, womit er im Voraus dankend verharre u. s. f.

Schon den nächsten Abend brachte der Bote, den die Pfarrerin zu Vervollständigung ihrer Hausapotheke abgesendet hatte, nebst dem bestellten Melissenöl einen Brief, der, als er eröffnet wurde, die Unterschrift des Pfarrers von Y...burg trug. Dieser Brief war und konnte noch keine Antwort auf das so eben erst erlassene Schreiben sein, sondern er führte, man denke sich zu welcher Ueberraschung des Empfängers! den genannten Pfarrer selbst als den gesuchten Doppelgänger ein, der seinerseits gleichfalls und gleichzeitig

die Initiative ergriffen hatte. Auch er drückte großes Vergnügen über das optische Pas de deux, wie er es nannte, aus. Mit wem er dasselbe aufzuführen die Ehre gehabt habe, schrieb er, brauche er nicht zu fragen, denn Jedermann wisse ja, daß das in die Lande glänzende Schlößchen neben dem mit blauen Ziegeln ausgelegten Kirchthurme das Pfarrhaus von A...berg sei. Er müsse eigentlich um Verzeihung bitten, daß er seit fünfzehn Jahren, denn so weit datiren seine täglichen Ocularreisen zurück, an diesem der Beachtung so würdigen Hause gewissermaßen vorbeigesehen habe. Allein seine Aufmerksamkeit sei stets durch einen nahgelegenen Felsen in Anspruch genommen worden, dessen höchst singuläre Formation, darstellend einen Kopf mit vorspringender Nase von scharfem Schnitt und einen aus dem Rumpfe der Gesteinsmasse hervorwachsenden, aufwärts wider die Nase anstrebenden Finger, auffallend eine alte Universitätserinnerung, deren der Herr Collega wohl auch noch eingedenk sein werde, vergegenwärtige. Er schloß mit dem Wunsche, zu erfahren, ob das plastische Gebilde in der Nähe den gleichen naturwahren Eindruck mache, der ihn jeden Morgen aus der Entfernung labe.

Die beiden Briefe hatten sich gekreuzt.

Der Pfarrer von A...berg verfügte sich zur Stunde, ungeachtet des strömenden Regens, zu dem nach allen Anforderungen der Ortsbestimmung genau bezeichneten Felsen und antwortete umgehend, so lebhaft auch in ihm die angedeutete Erinnerung schon bei dem ersten Worte wieder aufgegangen sei, so habe er doch in der Nähe keine Idee von einer Aehnlichkeit finden können, freue sich aber nur um so mehr, zu vernehmen, daß er unter seiner Felsengarde eine so unvergeßliche Gestalt besitze. Indem er jedoch fortfahren wollte, empfand er eine nicht geringe Verlegenheit im Gedanken, daß das Häuschen, das er der ganzen Sachlage nach jetzt als das Pfarrhaus von Y...burg anerkennen mußte, in seinem gestrigen Briefe, wenn auch mit vieler Schonung berührt, so doch mehr mit Schatten- als Lichttönen behandelt war. Er entschuldigte sich mit der weiten Entfernung des-

selben von dem Thürmchen, die ihn nicht habe ahnen lassen, daß es mit der Kirche in näherem und nächstem Grade verwandt sei. Um jedoch über diesen kitzlichen und ihm vorerst unerklärlichen Punkt rasch wegzukommen, unterbrach er die Erörterung durch die in seinem ersten Briefe zu stellen vergessene Frage, ob der Tubus wirklich in einen Kübel mit Wasser gefallen sei, und verweilte zum Schlusse auf dem Ausdruck seines freudigen Hochgefühls, in den beiden Individuen, zwischen welchen er gestern seine Gesinnungen theilen zu müssen geglaubt, ein einziges gefunden zu haben, dazu einen Standesgenossen, der somit gebeten werde, dieselben doppelt für einfach gutzuschreiben. Ein kaufmännischer Zug, der in Familienverbindungen des Briefschreibers begründet war.

Die Briefe kreuzten sich abermals.

Der Pfarrer von Y...burg antwortete dem Pfarrer von A...berg auf dessen erste Anfrage, die Identität seines Ich und Nicht-Ich, die dem Herrn Collega eine Neuigkeit gewesen sein werde, wolle freilich auch ihm selbst mitunter beinahe zweifelhaft erscheinen. Derselbe würde ihn mit bloßen Augen noch ungünstiger situirt finden als durch das Fernglas; denn seine Behausung (dies auf den Fühler) sei eine Hütte „still und ländlich", nämlich ein veritables Bauernhaus. Seit seinem Amtsantritt lasse ihn die Oberkirchenbehörde in dieser Baracke schmachten, deren Umgebung zudem so beschaffen sei, daß er bei schlechtem Wetter den weiten Weg zur Kirche nur in hohen Stiefeln, einer Art von Kothgondeln, durchsegeln könne. Folgten bittere Bemerkungen und Ausfälle, bei deren Lesung den Pfarrer von A...berg eine Gänsehaut überlief, jedoch nicht ohne einen gewissen Wonneschauer; denn welcher Pfarrer hätte nicht zuweilen eine Klage über das Consistorium auf dem Herzen und fühlte nicht bei dem Naturlaut einer gleichgestimmten Seele dieses in solchem Falle von Mitverantwortlichkeit freie Herz erleichtert?

Er schrieb einen theilnehmenden und zugleich begütigenden Brief, in so durchdachten Wendungen, daß derselbe

ein Kunstwerk genannt werden durfte. Gleich darauf kam aus Y... burg die Antwort auf sein zweites Schreiben, mit der Bestätigung, daß der geschmeidige Tubus richtig in einen dem Hause zuwandelnden Wasserkübel gefallen sei und, eine leichte Verstauchung am Metall abgerechnet, keine Verletzung davongetragen habe. „Ein merkwürdiges Beispiel von Rettung durch Schwimmen!" hatte der Pfarrer von Y... burg hinzugefügt.

Zum dritten Mal hatten die Briefe sich gekreuzt.

Glücklicherweise fiel jetzt bessere Witterung ein, und es schlug die Stunde des Wiedersehens. Da bezog der Pfarrer von A... berg seinen Posten mit einem mächtigen Briefe in der Hand, auf den ein beinahe tellergroßes Siegel gedruckt war. Er hielt ihn hoch und holte mit einer kühnen Bewegung aus, als ob er ihn geradewegs in Einem Schwung über Hügel und Thäler dem ebenfalls präsenten Gegenseher zuschleudern wollte, der auch alsbald die Hand ausstreckte, wie um den Brief aufzufangen. Er aber zog den Brief zurück und steckte ihn in die Botentasche, die seine Frau neben ihm zum Fenster herausbot, worauf er mit einer Handbewegung andeutete, daß der Brief nunmehr ungesäumt seiner Bestimmung entgegengehen werde.

Der Pfarrer von Y... burg telegraphirte sogleich zurück, daß ihm der Rebus vollkommen klar gewesen sei. Er verließ das Fenster auf einen Augenblick, und kam sofort wieder mit einem symbolischen Blatt Papier, das er, nachdem er es gleichfalls in die Höhe gehalten hatte, langsam in seiner Brusttasche begrub. Hiedurch versinnlichte er die Erwiderung, daß er seinerseits mit Absendung eines Briefes zuwarten wolle, bis er den so eben signalisirten in Empfang genommen haben würde.

Der auf diese Weise telegrammatisch geregelte Briefwechsel wurde nunmehr mit großer Lebhaftigkeit fortgeführt, und die zierlichen Einfälle des Pfarrers von A... berg wie die kaustischen Auslassungen des Pfarrers von Y... burg gaben auf beiden Seiten eine immer frisch sprudelnde Quelle des Vergnügens ab. Man verabredete nach und nach eine

Zeichensprache, in der man sich an jedem günstigen Morgen unterhielt und deren Lücken nachher durch den schriftlichen Verkehr ausgefüllt wurden. Eine lange Controverse entspann sich von Anfang an über die Entfernung der beiden Standpunkte, wobei es sich zugleich um die Güte der beiden Fernröhren handelte. Bei der Hartnäckigkeit des Pfarrers von A...berg, der in majorem gloriam seines Butzengeigers die gerade Linie so viel als möglich zu verlängern suchte, konnte man sich nicht völlig vereinigen; doch näherten sich die Ansichten einander zuletzt bis auf die Distanz einer halben Stunde.

Die Freundschaft, die sich auf so ungewöhnlichem Wege entsponnen hatte, wurde immer inniger, und besonders der Pfarrer von A...berg hätte nicht mehr ohne dieses Verhältniß leben zu können geglaubt. Die Vertraulichkeit seiner Mittheilungen stieg von Brief zu Briefe. Er versäumte nicht, seine Frau „als unbekannt" sich empfehlen zu lassen, worauf auch die Pfarrerin von Y...burg, der er sich selbst in gleicher Eigenschaft zu Füßen legte, in den Austausch der freundschaftlichen Gefühle und Gesinnungen gezogen wurde.

Im Verfolge seiner Herzensergüsse vertraute er dem Freunde, sein aus mehrjährig kinderloser Ehe geborner einziger Sohn Wilhelm, dem geistlichen Stande gewidmet, werde auf den Herbst das Landexamen in dritter Instanz mitmachen; und obgleich er sich anstellte, als ob er wegen des Ausgangs der Prüfung in tausend Aengsten wäre, so that er dies doch in so scherzhaften Ausdrücken, daß deutlich der Vaterstolz durchschimmerte, der alle diese Besorgnisse nichtig hieß. Der Pfarrer von Y...burg antwortete darauf, vermöge einer sonderbaren Verkettung der Umstände werde sein Schlingel Eduard zu gleicher Zeit auf derselben Wage gewogen und in demselben Siebe gesiebt werden, des einer wohlberechneten Sonnenfinsterniß gleichenden Schicksals gewärtig, zu leicht erfunden zu werden und dennoch trotz dieses Gewichtsmangels mit einer Geschwindigkeit von fünfzehn Pariser Fuß auf die Secunde durchzufallen. „Bei Philippi also sehen wir uns wieder," schloß der Brief.

Welche Wonne für den Pfarrer von A... berg, der die sinistre Prophezeiung für eben so wenig ernstlich gemeint hielt, wie die seinige! Und wie wenig ahnte er, daß er mit der Eröffnung der Aussicht auf ein persönliches Zusammentreffen — denn gingen die Söhne in's Landexamen, so verstand es sich von selbst, daß die Väter sie begleiteten — den ersten Nagel in den Sarg der neuen Freundschaft geschlagen hatte! Um uns über dieses psychologische Geheimniß klar zu werden, müssen wir uns, nicht eben gerne, von A... berg nach Y... burg hinab versetzen.

Der Pfarrer von Y... burg war ein dunkler Charakter.

Nach einer heiter verlebten Universitätszeit, während welcher er den Musen und Grazien geopfert, und einem beneidenswerthen Bildungsjahre, das er als Hofmeister in den günstigsten Verhältnissen und zum Theil auf Reisen zugebracht, hatte er, da sich eine seinen höheren Ansprüchen genügende Versorgung für den Augenblick nicht finden wollte, einen Winkel der Heimath, den ihm nicht leicht Jemand streitig machte, zu seinem Herde gewählt, um eine jener frühen Brautschaften, die der theologischen Laufbahn vorzugsweise anzukleben scheinen, wenn auch längst nicht mehr im ersten Grün, so doch nicht ganz als dürres Heu unter Dach und Fach zu bringen.

„Bumps, da hat der Herr eine Pfarre!" sagte Friedrich Wilhelm I., wie erzählt wird, zu dem Candidaten, der ihm mit den Worten „Bumps, da hat der Herr Feuer!" die Tabakspfeife angezündet hatte. Fast eben so prompt ging es bei der Vergebung des Pfarrdienstes von Y... burg her, aber er war auch darnach. Eine vormals adelige Niederlassung, aus zusammengelaufenen Leuten gebildet, um die Einkünfte der Grundherrschaft durch Schutzgelder zu erhöhen, war das zerstreut liegende Dörfchen in den Besitz des Staates gekommen, der es unter strengere Aufsicht nahm, ohne seinen Zustand fühlbar verbessern zu können. Die Markung war die kleinste, die sich von einer Gemeinde denken läßt, dazu schlechter Grund und Boden, meist in Einbuchtungen von Hügelzügen eingeklemmt.

Wohl konnte man diesen Aufenthalt einen abgelegenen Winkel nennen, denn keine Straße berührte ihn, und die Wege waren trostlos. In geringer Entfernung freilich umgab ihn lachende Ebene, blühender Wohlstand, „rings umher schöne grüne Weide," wodurch indessen, wie begreiflich, die Traurigkeit der Einöde nur verstärkt wurde. Daß die Besoldung mit der ganzen Beschaffenheit dieses Pfarrdienstes in Einklang war, braucht wohl kaum bemerkt zu werden.

Die beiden Pfarrer von A... berg und Y... burg — daß Familienrücksichten uns von einer deutlicheren Nennung der Namen abhalten, wird der Leser längst ein- und nachgesehen haben — waren somit ziemlich ähnlich gestellt, nur mit dem großen Unterschiede, daß Jener etwas zuzusetzen hatte und Dieser nicht. Doch fühlte er in den Honigmonaten der Ehe den Druck der Armuth wenig; er lebte seiner Liebe und fand, wie der Jüngling am Bache, daß für ein glücklich liebend Paar Raum in der kleinsten Hütte sei. Denn viel mehr als eine solche war das Pfarrhaus von Y... burg nicht, und nicht mit Unrecht mochte man es einem Bauernhause vergleichen, obwohl, wenn man der Wahrheit die Ehre geben wollte, die Freitreppe etwas breiter war und im Innern noch eine zweite, allerdings enge Stiege nach einem kleinen Oberstübchen führte.

Die Geburt eines Sohnes, den er auf die Bitte seiner Gattin nach seinem eigenen Namen Eduard taufte, erhöhte für einen Augenblick sein Glück; aber mit ihr zugleich begann auch eine Reihe von Enttäuschungen und Ernüchterungen, die, wie immer sie auch gestaltet sein mochten, doch alle von der Grundlage ausgingen, daß das Einkommen nicht mehr reichte. Schon bei der Geburt des zweiten Kindes, einer Tochter, ließ sich der Humor des Pfarrers so scharf und schartig an, daß er sie Kunigunde taufte, blos um das Spottlied „Eduard und Kunigunde" in seiner Familie verkörpert zu besitzen.

Die Hoffnung, seinen Anfangsdienst mit einem besseren zu vertauschen, schlug zu wiederholten Malen fehl, so daß er

ihr zuletzt entsagte. Finsterer Mißmuth bemächtigte sich seiner Seele, er zerfiel mit der ganzen Welt wie mit sich selbst, die Quellen seines Gemüths versiegten. Innerlich versauert, äußerlich verbauert, hatte er nur seinen Humor noch übrig behalten, der aber über der Vergleichung einstiger Lebensaussichten und jetzigen Entbehrens bis zur Ungenießbarkeit herb geworden war.

Wenn die physiologische Lehre Grund hat, daß von dem, was der Mensch zu sich nimmt, seine geistigen Ausflüsse bis zu einem nicht unbedeutenden Grade bedingt sind, so kann uns diese Ungenießbarkeit nicht Wunder nehmen. Der Pfarrer von Y . . . burg pflegte sich sein Bier selbst zu brauen. Er verwendete hiezu den schlechtesten Theil vom Fruchtzehnten, nämlich eine mit Schwindelhafer sehr reichlich vermischte magere Gerste, die ihm seine Frau gerne überließ, weil die Kinder schon mehrmals davon erkrankt waren, und statt des Hopfens nahm er die Spitzen von Weidenschößlingen. Diesen Trank, dem es weder an Narkose noch an Bitterkeit gebrach, nannte er mit schneidendem Hohne, auf die Worte des Tacitus anspielend, welchem das Bier der Deutschen ein „humor in quandam similitudinem vini corruptus“ ist, sein „Corruptionsgesöff.“

Noch abschreckender als die flüssige Einfuhr war der feste Import, der, wenn ein sonst nur im uneigentlichen Sinn gebrauchter Ausdruck hier zulässig ist, seinen Hauptnahrungszweig ausmachte. Einige Familien des Orts, die nur Wiesen und keine Aecker besaßen, verfertigten eine Art Backsteinkäse von sehr untergeordneter Qualität, womit sie in der Nachbarschaft Handel trieben und wovon sie, in Ermanglung des Getreides, den Zehnten an das Pfarrhaus ablieferten. Diesen Käsezehnten hatte der Pfarrer, der mit der Küche seiner Frau auf gespanntem Fuße stand, für sich in Beschlag genommen und das Product zu einer Veredlung, wie er behauptete, gebracht, die aber von Tacitus sicherlich mit einer abschätzigeren Bezeichnung belegt worden wäre, als das braukünstlerische Verfahren unserer germanischen Vorvordern.

Seiner düsteren Sinnesart gemäß liebte er es vor Allem, dunkle Thaten und peinliche Seelengemälde zu lesen, wie sie vornehmlich in Criminalgeschichten sich finden. In einer derselben stieß ihm ein casus tragicus von sonderbarer Gattung auf, darin bestehend, daß in einer großen norddeutschen Stadt ein Freund den andern, ohne ihm gram geworden zu sein, in bloßer Trunkenheit, mit einem Häringsbratspieß erstach.

Ueber dieser Lectüre erwachte in ihm die Erinnerung, daß er selbst jeweils im Norden unseres Vaterlandes, wo diese Speise beliebt ist, gebratene Häringe gegessen und nicht eben unschmackhaft befunden hatte. In seinen damaligen Verhältnissen hatte er auf dieses populäre Gericht vornehm herabsehen können: in seinen jetzigen wäre es ein Leckerbissen, ein Luxusartikel für ihn gewesen. Da ihm nun aber diese nicht erlaubten, Häringe überhaupt und irgendwie, im gewöhnlichen oder marinirten oder gebratenen Zustande, zu genießen, so erfand er für die letztere Bereitungsweise ein Surrogat, indem er auf den Einfall gerieth, seine Käse zu braten. Zu diesem Ende machte er sich eine alte abgebrochene Klinge vom Universitätsfechtboden her zurecht, gebrauchte sie als Bratspieß und sprach fortan die unerschütterliche Ueberzeugung aus, daß der Käse durch diese norddeutsche Behandlung nicht blos wohlschmeckender, sondern auch nahrhafter werde. Jedenfalls erreichte er dadurch Zweierlei: einmal gönnten Frau und Kinder, die das Kunsterzeugniß zu pikant fanden, um es hinunterzubringen, ihm den ganzen Vorrath unverkürzt, und dann hielt der entsetzlich muffige Geruch, der Jahr aus Jahr ein im Hause herrschte, alle und jede Besuche fern.

Mit seinem corrumpirten Schwindelhaferweine begehrte gleichfalls Niemand bewirthet zu werden; und so saß er Abend für Abend im oberen Stübchen, seinen Käsebraten verdauend, einsam hinter seinem Kruge und rauchte dazu seine gleichfalls selbstbereitete Hanfcigarre, mit Lesen von Criminalgeschichten beschäftigt, oder auch in dumpfem Brüten, das er nur zuweilen durch ein grimmiges Auflachen unterbrach.

Aus diesen wenigen Conturen mag man sich das Cha-

rakterbild des Mannes vervollständigen, das in ausgeführter Schilderung wohl kaum zu erschöpfen sein möchte. Denn leider, wo viel Schatten, da drängt sich eine effectvollere Färbung dem Pinsel entgegen, während, wo das Licht vorherrscht, das Gemälde freundlich, aber eintönig wird. Nichts desto weniger sehnen wir uns hinweg von der düsteren Skizze, auf die wir uns beschränken zu müssen geglaubt haben. Tag muß es sein, wo unsre Sterne strahlen — so würden wir gerne ausrufen, wenn diese Erscheinung anders als bei einer totalen Sonnenfinsterniß möglich wäre. Wir aber lieben das Helle und gehen, so viel an uns ist, den sonnigeren Spuren des menschlichen Gemüths und Daseins nach, auch auf die Gefahr hin, daß dürftigere Farben unserer Palette entfließen.

Allein uns leitet noch ein anderes Motiv bei der Verzichtleistung, die wir uns auferlegt haben: das Gefühl, berufeneren Federn nicht vorgreifen zu wollen. Wir vernehmen aus sicherer Quelle, daß einer berühmten Sammlung merkwürdiger Pfarrhäuser eine zweite von anderer Hand demnächst zur Seite, ja mit ihr in die Arena treten und daß darin der Charakter, an dessen Schattenriß wir uns nur schüchtern gewagt haben, unter dem Titel: „Der gebratene Backsteinkäsepfarrer", lebensgroß und lebenswahr gezeichnet, vorgeführt werden wird. Auf dieses Werk, vor welchem wir nach Gebühr zurücktreten, wollen wir hiemit voraus verwiesen haben.

Inzwischen sehen wir uns gleichwohl genöthigt, bei dem unerfreulichen Bilde, von dem wir so sehr uns loszureißen wünschten, noch ein wenig zu verweilen. Haben wir uns ja doch noch nicht der Pflicht entledigt, zu erklären, wie der Pfarrer von Y... burg, Angesichts der Umstände, in denen wir ihn gefunden haben, zum Besitze eines Tubus gekommen war, der nicht blos, was wir bereits wissen, aus edlerem Stoffe bestand als der schlichte Butzengeiger seines bemittelten Entdeckers, sondern, wie wir hinzufügen können, in der That und Wirklichkeit zu den schönsten und ausgezeichnetsten seiner Art gehörte. Ach, und auch dies war eine, ja es war die letzte und höchste von den Bitterkeiten des Schicksals gewesen.

das ihn noch einmal mit einer tauben Blüthe der Hoffnung gehöhnt und dann ohne Hoffnung, ohne Glauben, ohne Liebe, auf kahlem Lebenspfade weiter gestoßen hatte.

Der niederschlagenden Begebenheit, auf die wir hier anspielen, gerecht zu werden, schreiten wir um fünfzehn Jahre rückwärts, wobei wir jedoch, unserem Plane treu, die Form des flüchtigen Umrisses nicht zu verlassen gedenken.

Es war an einem stürmischen, nachtrabenschwarzen Herbstabend zu später Stunde, daß das Pfarrhaus von Y . . . burg in der Person des Erbprinzen von * * *, der, aus Italien an das Krankenbette seines Vaters heimeilend, durch einen ungeschickten Postillon von der gebahnten Straße auf die verhängnißvolle Y . . . burger Markung abgeführt und in einem nahen Hohlweg umgeworfen worden war, einen höchst unerwarteten Gast erhielt. Der Pfarrer, der damals bereits jeden Gedanken an ein Vorwärtskommen auf gewöhnlichem Wege aufgegeben hatte, begrüßte in dem hohen Obdachsuchenden eine himmlische Erscheinung, ein Werkzeug des Glücks. Er bot seine halbe Gemeinde auf und verpfändete seinen ganzen Zehnten, um aus einem Umkreise von mehreren Stunden die ausgesuchtesten Speisen und Getränke nebst andern zweckmäßigen Bewirthungsrequisiten jeder Art herbeischaffen zu lassen.

Mittlerweile stellte er alle noch vorräthigen Schätze seines Geistes aus, um den fürstlichen Gast würdig zu unterhalten. Durch seinen Aufenthalt in den nördlichen Staaten Deutschlands mit der Residenz desselben und ihren Verhältnissen einigermaßen bekannt, zog er die dortigen Beziehungen, wie sie ihm beifielen, eine nach der andern in's Gespräch, und die Gewandtheit, mit der er dies that, erfüllte ihn selbst, den so lange von der Welt Abgeschiedenen, innerlich mit Erstaunen, besonders im Gegensatze zu seiner Frau, die gleichsam nur in halber Lebensgröße umherging, da sie vor ehrfurchtsvollem Schrecken beständig wie in den Boden gesunken war.

Er sah sich bereits in * * * auf weithin sichtbarem Posten angestellt, ein Monument der Blindheit seiner engeren

Heimath, die eine ihrer besten Kräfte nicht zu schätzen gewußt. Die schon halb eingerostete Technik seines einst so beweglichen Kopfes kam immer besser in Gang — er sprühte — sprühte vielleicht etwas zu stark für einen ermüdeten und von dem erlittenen Unfall noch angegriffenen Reisenden, der nicht bloß Fürst, sondern auch Mensch war und zuletzt mit melancholischer Energie zu Bette verlangte, so daß das Geistesfeuerwerk seines Wirthes, der ihn nicht länger aufzuhalten vermochte, noch vor Anwendung der zündendsten Effecte unterbrochen wurde. Die Verzweiflung desselben, dem hohen Gaste ein schlechtes Nachtlager anweisen zu müssen, während modernste Matratzen, gesteppte Decken, französische Teppiche, um schweres Geld und die besten Worte aus einem berühmten Gasthofe der Umgegend gemiethet, im Anzuge waren — ihn ungegessen zu Bett zu schicken, während ein pfarrhäuslicher Nahrungsstand für Monate zu einem einzigen Souper homöopathisirt herangeflogen kam — mit Worten ist diese Verzweiflung nicht zu schildern.

Aber auch dem Prinzen, dem ohnehin nicht auf Rosen gebettet war, folgte die Strafe für seine Ungeduld auf dem Fuße nach; denn kaum mochte Se. Hoheit eine Stunde zu ruhen geruht haben, so war es mit der Nachtruhe gänzlich vorbei. Der erste Vortrab der Lieferungsemissäre erschien, von Viertelstunde zu Viertelstunde langten andere an, je nach den Entfernungen und den Gesetzen ihrer eigenen Bewegung, und das Getrappel und Getrampel hörte die ganze Nacht nicht auf. Die Pfarrfamilie war aufgeblieben, um die bestellten Gegenstände, man denke sich mit welchen Gefühlen! nach und nach in Empfang zu nehmen.

Mit dem frühsten Morgen traf das fürstliche Gefolge auf dem Schauplatz ein. Es hatte seinen Herrn die Nacht hindurch nach allen Richtungen gesucht, mancherlei Abenteuer bestanden und erst im Dämmerungsgrauen, durch einen mit leeren Händen heimkehrenden Nachzügler zurechtgewiesen, die Fährte des edlen Wildes aufgespürt. Der Prinz, froh, aus den Federn oder vielmehr aus der Spreu und dem Seegras zu kommen, eilte zu den Seinigen hinab, die ihn mit Be-

geisterung umringten, so daß er die Wohnstube, in der eine ganze Christbescherung ihm erzählt haben würde, wie hoch man ihn zu ehren bestrebt gewesen sei, gar nicht mehr zu sehen bekam. Er bedeutete dem nachstürzenden Pfarrer, daß er jetzt doppelte Eile nöthig habe, um die versäumte Zeit einzubringen, und da er zugleich in der Weise der Großen, die das Wort sehr geschickt von der That abzuschälen wissen, den größten Eifer bezeigte, die Dame des Hauses aufzusuchen, ohne jedoch einen Fuß zu rühren, so blieb dem Pfarrer nichts übrig, als seine Frau herabzurufen.

Der Abschied wurde am Fuße der uns schon bekannten Freitreppe genommen. Der Prinz ging zu seinem Wagen und winkte seinen Reisemarschall heran, der nach kurzer Unterredung zu dem Pfarrer kam und ihm einige Goldstücke „für die Dienerschaft" einhändigen wollte. Der Pfarrer verbeugte sich ablehnend, indem er mit anständiger Freimüthigkeit erklärte, daß er weder Knecht noch Magd habe, und daß die Bedienung in seinem Hause rein patriarchalisch sei. Excellenz zog sich mit Apprehension zurück und erstattete dem Gebieter Rapport, worauf der Pfarrer an den fürstlichen Wagen gerufen wurde. Der Prinz drückte ihm wiederholt seinen Dank in den gnädigsten Worten aus und reichte ihm sodann nach einem verlegenen Zaudern von ein paar Secunden aus einer Nische des Wagens sein kostbares Reisefernrohr mit der Bitte, es zum Andenken zu behalten, dar. Eine graziöse Handbewegung, die Pferde zogen an, die andern Wagen folgten, und der Pfarrer sah, den Tubus in der Hand, jedoch mit bloßem Auge, der Erscheinung nach, die trotz der Grundlosigkeit des Weges bald wie ein Traum entschwunden war.

Darauf kehrte er zu dem unterbrochenen Opferfeste der Gastfreundschaft zurück. Da lagen sie nun, die Kostbarkeiten alle; das Meiste war gekauft und bezahlt, das Wenigste konnte zurückgegeben werden. Ein Theil der Eßwaaren forderte schleunigst in Angriff genommen zu werden, wenn er nicht verderben sollte. So war denn im Pfarrhause von Y... burg der Luxus eingezogen, freilich für ein paar Tage blos, und in den paar theuer erkauften Tagen gedachte der

Pfarrer alter unnennbarer Stunden, und ging der Frau und den Kindern ein Begriff vom Paradies der Reichen auf.

Wie aber die feinen Genüsse auch auf die Verfeinerung der Seelenvermögen, besonders der Vorstellungskraft, einwirken, so kam den Pfarrer bei Gänseleberpastete und Bordeaux, bei Rehbraten und Champagner, plötzlich ein Gedanke an, der glücklich genannt zu werden verdiente, falls er nämlich begründet war.

Der Erbprinz von *** galt für einen Fürsten von Geist, idealer Richtung und duftig zartem Gemüth. Die beiden letzteren Eigenschaften hatte er sicherlich bewiesen, als er seinem Wirth, anstatt einer Erkenntlichkeit substantiellerer, zugleich aber auch gemeinerer Art, seinen Tubus zum Geschenk gemacht hatte. Wie aber, wenn man auch die erstere der drei Eigenschaften mit in Rechnung nahm, war dann nicht noch eine weitere Deutung des Geschenks erlaubt, ja geboten? War's nicht möglich, war's nicht wahrscheinlich, daß der hohe Geber, der ja gegenwärtig selbst noch nicht freie Hand hatte, dem Pfarrer durch diese Hieroglyphe ganz leise sagen wollte, er solle in die Ferne blicken, er solle sich als auf die Zukunft angewiesen betrachten? Je länger er dem Gedanken nachhing, desto mehr wurde ihm derselbe zur Gewißheit und durfte daher auf alle Fälle mit Recht ein glücklicher heißen, weil er seinen Urheber glücklich machte, aber auch freilich nur, so lang er dies that.

Leider jedoch wurde der Pfarrer schon nach wenigen Tagen aus seinen Himmeln herabgestürzt. Die Zeitungen brachten aus jenem nördlichen Staate die Nachricht vom Hintritt des regierenden Fürsten, vom Regierungsantritt des Erbprinzen und einem zugleich damit eingetretenen großen Systemwechsel, wobei die neuen Ernennungen, sowohl in geistlichen als weltlichen Aemtern, dem Pfarrer sogleich klar machten, daß jetzt oder nie die Anweisung auf die Zukunft, wenn er sie richtig verstanden habe, sich verwirklichen müsse. Während er aber stündlich auf eine Vocation wartete, kam ein Schreiben vom Privatsecretär des auf den Thron gelangten Prinzen, das in verbindlichen, jedoch kahlen Aus-

drücken noch einmal den nunmehr allerhöchsten Dank seines gnädigsten Herrn für die freundliche Beherbergung aussprach. Der Blick in dieses Schreiben glich dem Blicke in ein Fernrohr, dessen anderes Ende mit einem Deckel versehen ist.

„Durlach!" sagte der Pfarrer von Y... burg und leerte mit Einem trotzigen Zuge sein letztes Glas Bordeaux. Der Name der vormaligen markgräflichen Haupt- und Residenzstadt, den er bei diesem Anlaß und seitdem häufig im Munde führte, trug für ihn eine sprichwörtliche Bedeutung. Er hatte in seinen Universitätsjahren einen alten blödsinnigen Spitaliten gekannt, der sich auf den Gassen herumtrieb und besonders den Studenten zur Belustigung diente. Diesem hatte vor unzählig vielen Jahren einmal ein Student versprochen, ihn in den Ferien auf eine Reise nach der genannten Stadt mitzunehmen, eine Aussicht, die fortan die Wonne seines Lebens blieb. Was dem liebenden Herzen die Erfüllung des schönsten Traumes, dem ringenden Forscher die Entdeckung der höchsten transscendenten Wahrheit ist, Alles, was das Leben schmückt, was werth ist, ein Ziel des Wünschens und Hoffens zu sein, stellte sich diesem kindlichen Gemüthe in dem Einen Worte „Durlach" dar. Er rief es jedem Begegnenden zu, wobei er den Mund bis zu den Ohren verzog. Daß der Traum nie zur Wirklichkeit wurde, kümmerte ihn nicht; ihm genügte, ihn beseligte der bloße Gedanke, und er lebte und webte darin sein ganzes, an die achtzig Jahre füllendes Leben lang, bis er zur ewigen Ruhe und, wie ein frommer Student in der Leichenrede hinzufügte, in das himmlische Durlach einging.

Die Erinnerung an diesen glücklichen Idioten war es, bei welcher der Pfarrer den Ausdruck borgte, um in bitterster Selbstverhöhnung eine zerplatzte Seifenblase und seinen Glauben an sie zu bezeichnen.

Das Haus erholte sich niemals wieder von dem ökonomischen Schlage, den es durch jene Seifenblase erlitten hatte. War es ja doch schon vorher in einer Verfassung gewesen, von der man sich nur schwer erholt! Der Pfarrer hatte sich mit der ihm eigenen finstern Entschlossenheit gleich von der letzten Nagelprobe des französischen Weines weg auf die Be-

reitung der corrupten Consumtionsmittel geworfen, die wir bereits geschildert haben. Wovon Frau und Kinder sich nährten, ist uns ein Geheimniß geblieben. Wir wissen nur, daß Letztere im Sommer einen großen Theil des Tages im nahen Walde verbrachten, wo der liebe Gott — oder, nach anderer Ansicht, die gütige Natur — verschiedenerlei Beeren wachsen ließ.

Das sonderbare Geschenk des norddeutschen Prinzen hatte unser seit diesem Erlebniß vollendeter Timon erst unwillig in eine Ecke geworfen, und als es ihm wieder in die Augen fiel, so fehlte wenig, daß er es an dem nächsten besten harten Gegenstand zerschmetterte. Indessen besann er sich doch eines Besseren; er begnadigte den Erinnerungszeugen getäuschter Hoffnung und bediente sich desselben fortan zu den Excursionen seiner selbstpeinigenden, weltverachtenden Ironie, indem er jeden Morgen, sobald er aufgestanden war, was, wie wir bereits wissen, etwas spät geschah, sich darin gefiel, mit dem Tubus spöttisch durch die leere Luft nach den „besseren künftigen Tagen", nach dem „glücklichen goldenen Ziele" auszuspähen, sodann aber alle Mängel, die ihm die Erde darbot, schiefgewachsene Bäume, schlechtgestellte Zweige und Blätter, plumpgeformte Berge und häßlich knopfige Thürme aufzusuchen, kurz, die ganze Schöpfung recht erbärmlich und besonders die Gegenwart ganz und gar schuftig zu finden. Eine Art Universalrecension, der er, wie gesagt, täglich oblag, und nach deren Beendigung er sich jedesmal mit herabgezogenen Mundwinkeln vom Fenster abwandte, gleich wie man einem mißrathenen Poem, das man so eben gelesen hat, den Rücken kehrt.

Wie sich dieses Recensirhandwerk mit seiner dem Preise des Schöpfers gewidmeten Lebensstellung vertrug, ist eine wohl aufzuwerfende Frage, die wir aber leider nicht zu beantworten vermögen. Von den Predigten dieses mit Gott und der Welt zerfallenen Pfarrers hat sich keine einzige erhalten. Schade, daß sie nicht aufgezeichnet worden sind, sie würden vielleicht einen beachtenswerthen Beitrag zur Geschichte der Kanzelberedsamkeit geliefert haben. Vielleicht auch nicht; denn nicht

immer ist der Zwiespalt sichtbar, der zwischen dem inneren Leben und der äußeren Berufstreue eines Mannes klaffen kann, und es mag wohl auch vorkommen, daß Sauer und Süß aus Einem Brunnen quillt.

Eine tägliche Gewohnheit, und wäre es auch die des Hasses, prägt gleichwol der Seele des Menschen eine gewisse Spur von Liebe ein. Der Tubus war dem Pfarrer, trotz der gallenbitteren Eindrücke, die am Ursprung seines Besitzes hafteten, bald unentbehrlich geworden, und das Vergnügen, das er jeden Morgen empfand, wenn er, mit Blicken der Verachtung zwar, die Welt musterte, hatte sich, obwohl er dies standhaft abgeleugnet haben würde, zu einem integrirenden Theile seines Wesens ausgebildet. „Etwas muß der Mensch haben," sagt die Weisheit der Völker, und wir sehen an dem vor Augen liegenden Beispiel, daß sie die Wahrheit sagt.

Die unbewußte Befriedigung unseres schwarzsichtigen Fernsehers erreichte jedoch noch einen höheren Grad, als er eines Tages, von Abend nach Morgen schauend, jene Felsennase in der Nähe von A...berg entdeckte, von welcher bereits die Rede gewesen ist. Er erkannte in diesem Naturgebilde das entschiedene Conterfei eines einstigen Universitätsvorgesetzten, von dem er seiner Zeit der Nasen manche erhalten hatte, und gegen den er aus diesem Grunde eine übrigens ungerechte Abneigung bewahrte. In diesem plastischen Portrait concentrirte sich nun Alles, was ihm die Erde Hassenswerthes enthielt. In rauhe Bergesöde gebannt, entsprach dieses Phantasma für ihn einigermaßen dem Sündenbocke, den das auserwählte Volk Gottes zu den Zeiten des alten Bundes, mit allen Missethaten Israels beschwert, dem Asasel in die Wüste jagte. Die übrige Welt konnte jetzt gleichsam von dem Alpdruck seiner täglichen Strafblicke aufathmen — gleichviel ob sie sich diese Vergünstigung zu Nutzen machte oder nicht — während er die ganze Last seines Grolles gegen das steinerne Gesicht entlud. Jeden Morgen zog er es künstlich zu sich heran, gab ihm die Allocutionen zurück, die der wohlmeinende Vorsteher einst an ihn gehalten hatte, wobei er dessen Stimme

und Mienenspiel nachahmte, und überhäufte die arme wehrlose Felsenbüste mit Schmähreden ohne Zahl und Ende.

Auf diese Weise war es gekommen, daß er die ganze Zeit über täglich das Pfarrhaus von A...berg mit dem Tubus hart gestreift hatte, ohne von demselben nähere Notiz zu nehmen, bis endlich die bei heftigem Winde weitflatternden Signalflaggen, die wir in Thätigkeit gesehen haben, an dem beobachteten Gegenstande eine leichte Eklipse bewirkten, wodurch die Aufmerksamkeit des Beobachters auf deren Ursache gelenkt und so jener Blick-, Zeichen- und Briefwechsel zweier Deutschen herbeigeführt wurde, der wohl in der Zeitgeschichte kaum seines Gleichen finden dürfte.

Das menschliche Herz ist und bleibt ein unergründliches Räthsel. Der Pfarrer von Y...burg, dieser verbissene Einsiedler, dieser eingefleischte Hypochondrist, dieser unheilbare Misanthrop, war durch die lachende Erscheinung des ihm in A...berg aufgegangenen Vollmondes hingerissen und, für einige Zeit wenigstens, völlig umgewandelt. Der deutlichste Beweis hiefür war, daß er sich entschließen konnte oder vielmehr sich gedrungen fühlte, sein vertrocknetes Dintenfaß aufzufrischen und aus eigenem Antriebe von der entfernteren Bekanntschaft durch das Sehrohr zu der näheren Befreundung durch die Schreibfeder überzugehen. Der frischen Dinte bedurfte er nämlich, weil er seine Predigten aus dem Stegreif zu halten und auch sonst, amtliche Anlässe ausgenommen, die ihn von Zeit zu Zeit Berichte, Disputationsthesen und dergleichen zu Papier zu bringen nöthigten, von der Erfindung des Thot keinen Gebrauch zu machen pflegte, so daß sein Dintenfaß anhaltenden periodischen Trocknissen unterworfen war.

Diese vorübergehende Umwandlung war indessen mehr eine innere als eine äußere; denn auch das Briefschreiben, mit so gutem Recht es in gewissem Sinn ein Herausgehen aus unserm Selbst genannt werden kann, gehört doch immer noch, wenn man es mit dem Reden und mündlich-persönlichen Gebahren vergleicht, den mehr innerlichen Handlungen an und brachte daher in der einsiedlerischen Lebensweise des

Stubenvogels von Y...burg keine Veränderung hervor. Doch verspürte seine Umgebung etwas von dem Freudenschimmer, der in dieses verdüsterte Dasein gefallen war; sie verspürte es aber nur an dem Umstande, daß er sich etwas weniger mürrisch gegen Frau und Kinder anließ, als sonst. Der Grund dieser flüchtigen Aufhellung ihres sonst stets bewölkten Lebenshimmels blieb ihnen verborgen. Wenn daher der Pfarrer von Y...burg, durch die Höflichkeit des Pfarrers und der Pfarrerin von A...berg gezwungen, seine Frau in dem angeknüpften Briefwechsel mit auftreten ließ, so war dies reine Fiction. Er hätte ihr nicht den hundertsten Theil der Worte gegönnt, die erforderlich gewesen wären, ihr zu erklären, warum sie sich diesem unbekannten Paare zu empfehlen habe, und die gute Seele hat vermuthlich während ihres ganzen Erdenwallens niemals eine Silbe davon erfahren, daß einmal eine Zeit lang ein lebhafter und inniger Verkehr zwischen den beiden Pfarrhäusern bestand.

So verhielten sich die Dinge nach außen, so nach innen, als in Y...burg jener Brief des Pfarrers von A...berg ankam, der die diesem selbst noch nicht geoffenbarte Aussicht auf ein persönliches Zusammentreffen beim Landexamen eröffnete. Der Pfarrer von Y...burg las, und ein Gewitter stand auf seiner Stirne. Er warf den Brief zu Boden, Worte ausstoßend, die im Munde eines Exorcisten am Platz gewesen wären. Darauf hatte er nicht gewettet! Von Weitem, mit dem Tubus oder mit der Feder in der Hand, in abstracto, wenn man so sagen darf, konnte er den großen Wurf, eines Freundes Freund zu sein, zur Noth an sich herankommen lassen — aber ein concretes Menschenwesen in die Arme schließen, Stunden oder wohl Tage lang in seiner Atmosphäre aushalten, seinen physischen, moralischen und Gott weiß was noch für weiteren Idiosynkrasieen Rücksicht erweisen, Rechnung tragen zu müssen — nein, das war zu viel für ihn! Dazu die Figur, die er in seines finanziellen Nichts durchbohrendem Gefühle neben der Großmacht von A...berg zu spielen verurtheilt war! Er verfluchte den Dämon der Menschenliebe, den er längst aus sich ausgetrieben

zu haben glaubte und der ihm nun so unversehens ein Bein gestellt hatte.

Ausweichen konnte er der Begegnung nicht, das war ihm klar.

Sein Eduard mußte dieses Jahr in's Examen. Schon zweimal hatte er's mit ihm versäumt und sich dadurch in die verdrießliche Lage versetzt, um besondere Erlaubniß einkommen zu müssen, daß der Knabe die dritte und letzte Prüfung mit seiner Altersklasse gleichsam in Pausch und Bogen erstehen dürfe. Dies war eine Anomalie, die nicht gern gestattet wurde und in einer Welt, in der alles Exceptionelle anstößig ist, schon im Voraus ein der Entscheidung ungünstiges Vorurtheil erweckte.

Allein das kümmerte den Pfarrer von Y...burg wenig, denn ihm war es nur um das Examen selbst zu thun, nicht aber um dessen Erfolg.

Daß er den letzteren mit der Zuversicht des Astronomen, der eine Naturerscheinung berechnet, vorausgesagt hatte, war sein völliger Ernst gewesen. Es hatte aber auch zu dieser Sicherheit des Vorherwissens weder einer Kunst noch Wissenschaft bedurft: Eduard's Erziehung bürgte hinlänglich für das Eintreffen der Prophezeiung. Aus Mangel an Dispositionsfonds auf das fast immer zweifelhafte Auskunftsmittel des Selbstunterrichts und auf seine eigenen Kenntnisse, die zwar in ihren Trümmern noch schön sein mochten, beschränkt, hatte er in seiner mißlaunischen Unlust an seinem eigenen Fleisch und Blut ein wahres Miethlingswerk gethan und den übelberathenen Schüler wenig über das buchstäbliche Verständniß von Typto hinaus gefördert, indem er ihn nämlich aus den spärlichen Lehrstunden, die er ihm ertheilte, fast regelmäßig unter Verabreichung etwelcher Ohrfeigen fortjagte, um ihn, wie man sagt, auf der Weide laufen zu lassen.

Zu einiger Rechtfertigung des so unnatürlich scheinenden Vaters darf indessen nicht verschwiegen werden, daß der Sohn in der That auch gar kein genügendes Organ für jene geistigen Sphären zeigte, die man Humaniora nennt. Im Freien aufgewachsen, von Kindheit auf wind- und wetterhart, wußte

er Pferde zu tummeln, Ochsen zu bändigen, sämmtliche Hantirungen, die in dem Orte getrieben wurden, hatte er spielend erlernt, aber im Lateinischen war er, was ein gewisser großer Philosoph laut Schulzeugniß im Fach der Beredsamkeit gewesen sein soll, haud magnus, das Griechische bot ihm nur Einen homogenen Dialekt, der zum Unglück nicht in den Lehrplan taugte, den böotischen, und für das Hebräische hatten ihm die Götter ein ehernes Band um die Stirne geschmiedet. Wenn sein Vater ausnahmsweise gut auf ihn zu sprechen war, so konnte er sagen, es stecke vielleicht in dem Jungen ein Mann der That, der mehr werth wäre als ein Dutzend Gelehrte zusammen, aber bei einer Nation, die, nach Hölderlin's Ausspruch, thatenarm und gedankenvoll sei, möge er zusehen, wie er sich mit dieser Eigenschaft durchschlagen werde.

Und dennoch mußte er diesen Durchfallscandidaten in das Examen schicken, aus welchem der künftige Klerus des Landes hervorgehen sollte. Warum? Es gibt einen Druck der öffentlichen Meinung, der auch den trotzigsten Eigenwillen zwingt. Die öffentliche Meinung aber huldigte nicht blos der Heiligkeit des geistlichen Berufes, sondern in fast höherem Grade noch der zeitlichen Wohlfahrt, die mit dieser Bestimmung in Perspective stand. Nahrung, Kleidung, Behausung und Heranbildung der jungen Leute auf öffentliche Kosten — später, wenn auch nach mehr oder minder langem Warten, ein sicheres Brod — mit Einem Wort, Versorgung vom zurückgelegten vierzehnten Jahre an auf Lebenszeit — dazu noch, wie nun einmal die öffentliche Meinung glaubte und wie es wohl auch nicht anders als billig war, möglichste Bevorzugung der Pfarrerssöhne, der Kinder vom Stamme Levi, vor der übrigen dem Tempeldienste zuströmenden Jugend des Landes — alle diese Vortheile für seinen Sohn zu vergeben, ja unversucht in den Wind zu schlagen, das ging nicht an. Er lief Gefahr, anstatt des Sohnes selbst in einer Geistesanstalt untergebracht zu werden, nur in keiner bildenden. Von einem Handwerk, falls er nämlich das Lehrgeld aufbrachte, konnte, ohne Empörung aller Standesgefühle, erst dann die Rede

sein, wenn sich der Junge zum Studiren unfähig gezeigt hatte, und das einzige unentgeltliche Studium war das, zu welchem der Weg durch das Landexamen führte. Der Versuch mußte also gemacht werden, das stand fest. Fiel der Junge durch — wohl ihm! Blieb er im Siebe liegen, wie es der Zufall manchmal wunderlich fügt, daß der Mensch die paar Brocken Wissen, die an ihm hängen geblieben sind, verwerthen kann — dann noch besser oder schlimmer! Im einen wie im andern Falle, Cardinal! — so apostrophirte der Pfarrer von Y...burg die unsichtbare Gewalt, die ihn drängte — habe ich das Meinige gethan.

Unter diesen Umständen konnte er es nicht vermeiden, mit dem bisherigen Geistesfreunde nun auch körperlich zusammenzutreffen; denn selbst wenn es ihm gelang, jeder persönlichen Begegnung vorzubeugen, so mußte Jener doch seine Anwesenheit, die in keiner Weise verborgen bleiben konnte, erfahren, und der Widerspruch zwischen diesem unfreundschaftlichen Betragen und dem mit fast leidenschaftlicher Freundschaft geführten Briefwechsel war zu groß, zu auffallend, zu unerklärlich, als daß er sich denselben hätte zu Schulden kommen lassen dürfen.

Hatte er einmal A gesagt, so mußte er jetzt B sagen. So schrieb er denn, wie wir bereits wissen, anscheinend höchst vergnügt zurück, daß er gleichfalls einen Sohn in's Examen bringen und daß hieraus auch den Vätern die Gelegenheit, sich zu sprechen, erblühen werde. Im Herzen aber war er über dieses bevorstehende Freudenfest voll Gift und Galle, und manchen Morgen, wenn er nach A...berg hinauf telegraphirte, begleitete er seine Signale mit schandbaren Reden, jenen ähnlich, die er vordem an den steinernen Nachbar des Freundes zu richten gepflegt hatte. Ahnungslos, wie seiner Zeit die Felsennase, nahm Der die versteckten Demonstrationen entgegen und schrieb ihm zum Danke dafür manch wohlgesinnten Brief. Aber auch er selbst hatte in dem Briefwechsel zu viele Unterhaltung gefunden, als daß er diese Form des Verhältnisses gar und gänzlich zu den Raben hätte wünschen können. Im Gegentheil war es ihm eine nicht unwillkommene,

jedenfalls eine vergleichungsweise tröstliche Aussicht, nach überstandenem Martyrium der Mündlichkeit dereinst zu dem neutraleren schriftlichen Verfahren zurückzukehren.

„Die Zeit kam heran, welche niemals ausbleibt" — sagt Cervantes gerne, wenn er eine Zwischenzeit überspringen und mit seiner Erzählung zu dem angekündigten Zeitpunkt übergehen will. Zum gleichen Zwecke bietet sich eine in Schwaben geläufige Redensart: „Man spricht das ganze Jahr von der Kirchweih', endlich i s t sie."

So ging es nämlich auch mit dem Landexamen. Es kam heran, es trat in die Reihe der seienden Dinge ein.

Die Straßen der Hauptstadt füllten sich mit alten und jungen Schwarzröcken verschiedenen Schnitts, die einander nur darin gleich waren, daß sie von dem Residenzschnitt bedeutend abwichen.

Ahnungsgrauend schritten die Alten, todesmuthig die Jungen einher, um vorerst die zum Theil noch nie genossenen Herrlichkeiten, besonders die Wachtparade, in Augenschein und Ohrenschmaus zu nehmen.

Die Residenzjugend war gleichfalls auf den Beinen und belustigte sich, die „Landpomeranzen," wie sie die Fremdlinge nannte, auf Schritt und Tritt zu verfolgen. Mancher würdige Vater eines hoffnungsvollen Sohnes mußte es ertragen, daß sich der beliebte Gänsemarsch an seine Fersen heftete. Mancher hoffnungsvolle Sohn eines würdigen Vaters mußte sich mit dem insolenten Cujas es? anschreien lassen, welche Frage nach der Herkunft in ihrer stereotypen Form zu einer höhnischen Bezeichnung des Gegensatzes zwischen Stadt- und Landlateiner dienen sollte.

Die Jungen waren betäubt, die Alten betrübt über die Ruchlosigkeit dieser Jugend; entrüstet Beide; Beide aber auch zugleich von ganz geheimer Bewunderung ihrer freien, kecken Manieren erfüllt.

Der erste der Entscheidungstage war angebrochen.

Schon am frühen Morgen war das als Local des Examens dienende Gymnasiumsgebäude, von dem gebildeteren Theile der weiblichen Bevölkerung damals das „Gennasium"

genannt, ein Schauplatz lebhafter Bewegung. Die Gruppen, die es umringten, bestanden aus Vätern und Verwandten der Prüfungscandidaten. Sie hatten diese ihre Säuglinge nach der Hauptstadt und bis an die Schwelle des Gymnasiums geleitet, wo dieselben streng abgesperrt wurden, um eine Reihe von Aufgaben in verschiedenen Fächern zunächst schriftlich zu lösen, und gingen nun hier ab und zu, um wo möglich an der Luft zu spüren, wie die Examenswitterung beschaffen sei. Man steckte die Köpfe zusammen und theilte sich murmelnd die Vermuthung mit, daß die Aufgaben dieses Jahr schwieriger sein werden, als je zuvor, weil die Prüfungsbehörde wegen des großen Andrangs der Bewerber beschlossen habe, es diesmal mit den Anforderungen an sie haarscharf zu nehmen. Dazwischen trafen sich alte Bekannte und redeten von ihren Jugendtagen, wo sie ebenfalls hier geschwitzt hatten, oder erzählten einander ihre gegenseitigen Familienerlebnisse in Freud und Leid.

Am Mittag wurden diese Gruppen voller und drängten sich dichter um das Haus. Wer von den jungen Leuten mit seinem Pensum zu Ende war, wurde gegen Zurücklassung der Reinschrift in Freiheit gesetzt. Der Erste, der herunter kam, erregte allgemeines Aufsehen. Er mußte sehr geschickt oder sehr leichtsinnig, jedenfalls sehr zuversichtlich sein, daß er es gewagt hatte, allen Andern zuvorzukommen. Man riß sich um ihn, las die Aufgaben vor, kritisirte sie, fand sie unbillig schwer, und die Spannung wuchs mit jedem Augenblicke. Allmählig kamen Andere nach, und ihre Angehörigen säumten nicht, ihre Sudelschriften in Empfang zu nehmen und aus diesen sibyllinischen Blättern die Zukunft der jungen Verfasser zu erforschen. Die verschiedenen Abstufungen des Mienenspiels, welche hiebei zu beobachten waren, vom höchsten Entzücken bis zur äußersten Entmuthigung hinab, boten ein belebtes Bild, das wohl einer malerischen Darstellung würdig gewesen wäre.

Unter diesen Gruppen, doch außerhalb des dichtesten Gedränges, befand sich ein Mann von vorgeschrittenem Embonpoint und lebensfrohem Gesichtsausdruck, worin keine

Spur einer Runzel an Bedenklichkeiten oder Zweifelsqualen erinnerte. Er trug einen Rock von sehr dunkelblauer Farbe, die zur Noth, obwohl nicht ganz ordnungsmäßig, die schwarze ersetzen konnte, und war unser alter Freund, der Pfarrer von A . . . berg. Ein kleines Reisemißgeschick hatte zwar seine Heiterkeit etwas getrübt. Er war nämlich ungemein begierig gewesen, das Felsengesicht, das er in der Nähe nicht ganz sein nennen konnte, sich aus der gehörigen Entfernung anzueignen, und zu diesem Zwecke hatte er seinen Butzengeiger mitgenommen. Unser deutscher Himmel aber hatte ihm unterwegs den Streich gespielt, sich, wie zuweilen die deutsche Philosophie, in Unklarheit zu hüllen, was ihn wirklich auf einige Zeit ganz unglücklich machte. Doch tröstete er sich mit der Hoffnung, auf der Rückreise besseres Glück zu haben, und das Gleichgewicht seines Gemüths war bald wieder so vollkommen hergestellt, daß sämmtliche Staaten des Continents, besonders diejenigen, welche so eben auf dem Wege von Laibach nach Verona waren, ihn um dasselbe hätten beneiden dürfen.

Nichtsdestoweniger begann dieses Gleichgewicht jetzt ein wenig zu vibriren, so daß unser untersetzter Freund sich genöthigt sah, seinen Schwerpunkt in den Zehen zu suchen. Sein Sohn Wilhelm erschien nämlich im Portale des Gymnasiums, und um ihn im Auge zu behalten, mußte er es machen wie ein gewisser Schauspieler, der, sonst einer der trefflichsten Künstler, als Lear bei den Worten: „Jeder Zoll ein König," sich auf die Zehen zu erheben pflegte, um in der That und Wahrheit einen Zoll größer zu sein. Vater und Sohn lächelten sich von Weitem an, wie ein Mond den andern anlächeln würde, und der Sohn glich auch dem Vater wie ein Ei dem andern. Auf der hohen weißen Cravatte ruhte behaglich dasselbe rothbackige Gesicht, rund und voll wie sein Ascendent, nur in verjüngtem Maßstabe, und die schneeweißen „Vatermörder", die es einrahmten, beeinträchtigten so wenig, als bei dem Vater die weiße Halsbinde, das gesunde Roth der Wangen. Mit ruhiger Sicherheit, keinen Schritt beeilend, lavirte der Junge durch das

Gewühl auf den Alten zu, der ihm die kurzen Arme entgegen streckte, um mit beiden Händen nach dem Concept seiner Ausarbeitungen zu greifen, und als ihre Finger sich berührten, da konnte man den kurzen wohlgenährten Fingern des Jungen den ernstlichen Vorsatz ansehen, dereinst eben so dick und fleischig zu werden, wie die Finger des Alten waren.

„Zuerst das Arithmetische!“ sagte dieser, in dem Sudelhefte blätternd. „Um das Uebrige ist mir nicht bang, aber das Rechnen war nie deine starke Seite. Voilà. Die Dauer des dreißigjährigen und dann die des siebenjährigen Krieges absteigend in Monaten, Wochen und Tagen zu berechnen — etwas captiös, doch nicht übermenschlich! Richtig, ich hab' mir's gleich gedacht: du rechnest den Monat zu vier Wochen — gelt?“

„Freilich,“ sagte Wilhelm. „Wie denn anders?“

„Da bekommst du ja nur achtundvierzig Wochen auf's Jahr,“ bemerkte der Vater verdrießlich. „Nun, es wird manchem Andern auch so gegangen sein,“ setzte er erleichtert hinzu. „Aber halt — was muß ich sehen! Seit wann hat die Woche a c h t Tage?“

„Man redet ja immer von acht Tagen, wenn man eine Woche bezeichnen will,“ wendete Wilhelm ein.

Der Pfarrer von A . . . berg ließ jenen gelinden Desperationslaut vernehmen, welcher hervorgebracht wird, wenn man ein Z ein paarmal hinter einander durch die Zähne einwärts zieht. Nach einer Pause stummen Kopfschüttelns sah er wieder in das Concept, las, nickte von Zeit zu Zeit, und immer mehr klärte sich seine Miene auf. „In den Hauptfächern,“ sagte er, „steht es ganz so, wie ich's von dir erwartet habe. Besonders dein Latein ist wahrhaft blühend. Nun, die Arithmetik ist ein Nebenfach, mit dem man's nicht so streng nimmt — und ich werde die Herren darauf aufmerksam machen, daß du, von den irrigen Voraussetzungen abgesehen, formell richtig gerechnet hast. Das ist Alles, was man verlangt.“

In dieser Weise wurden die einzelnen Arbeiten von

den Interessenten durchgenommen, so daß in der kleinen Gelehrtenausstellung ein allgemeines Summen herrschte. Dasselbe wurde jedoch durch eine auffallende Scene unterbrochen.

Während des so eben geschilderten Auftritts kam einer der jungen Candidaten aus dem Gymnasium, den man unwillkürlich näher ansehen mußte. Er war eine hochaufgeschossene, spindeldürre Figur mit eckigem Gesichtsbau, schwarzen Haaren und dunkeln Augen, welche scheu und trutzig über das Gedränge hinschweiften; aus den Aermeln seines fadenscheinigen schwarzen Rockes ragten die Handgelenke nebst einem Theil der Vorderarme unbedeckt hervor. Während er eine Gasse suchte, um aus der Versammlung, die ihm unheimlich zu sein schien, zu entschlüpfen, stürzte ein Mann in einem schwarzen Rock herbei, welches Kleidungsstück ebenfalls sehr abgetragen und zerschlissen aussah, nur daß die Aermel nicht zu kurz waren, und das vermuthlich aus dem einzigen Grunde, weil der Inhaber nicht mehr wuchs. Dagegen waren die Arme dennoch sehr lang, und einen wundersamen Anblick gewährte es, wie er spinnenartig über ein halbes Dutzend Leute hinüber griff, um dem Jungen sein Concept zu entreißen. Daß er dessen Vater war, konnte Niemand bezweifeln, der ihn in's Auge faßte: dieselben schwarzen Haare und Augen, derselbe felsige Knochenbau des Gesichts, nur daß die Ecken viel schärfer hervorstachen, die Furchen viel tiefer eingegraben waren, und endlich in der Miene derselbe dunkle Zug, nur noch weit mehr schattirt.

Wie ein Habicht war der Alte auf die Sudelblätter gestoßen, die der Junge nicht sowohl hergab, als vielmehr sich bloß wegnehmen ließ. Und wie der Raubvogel seine Beute erhascht, so hatte das Auge des Vaters auf den ersten Blick eine Stelle entdeckt, die ihn jeder weiteren Untersuchung zu entheben schien. Die Wirkung dieser Stelle war so stark, daß sie seine Fassung überwältigte. Er ließ die Hand mit den Blättern sinken. „Unglücklicher!" rief er mit lauter Stimme, faßte den Jungen am Flügel, und — fort war er mit ihm um die nächste Ecke.

Dieses tragische Zwischenspiel hatte allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Auch der Pfarrer von A... berg, der eben mit seinem kritischen Geschäft zu Ende kam, hatte noch den herzbrechenden Ausruf gehört und sah noch die beiden langen, steifen, hagern Gestalten um die Ecke verschwinden.

Er fragte, und zehn, zwölf andere Stimmen fragten mit ihm, wer dieser darniedergeschmetterte Vater sei.

„Der Pfarrer von Y... burg!" wurde geantwortet.

Der Pfarrer von A... berg nahm seinen Sohn an der Hand, zog ihn durch das Gedränge und eilte dem Freunde nach. Aber vergebens schaute er an der Ecke Straß' ab, Straß' auf. Die beiden Gestalten waren fortgeschossen wie Ladstöcke, die manchmal den Gewehren unvorsichtiger Schützen enteilen.

Mißmuthig begab er sich mit seinem Sohne in sein Quartier, das er bei einem hochgestellten Vetter aufgeschlagen hatte; denn die Residenz übte in den Zeiten, die dem völligen Aufhören der Naturalwirthschaft vorangingen, immer noch den schönen Brauch der Hauptstadt des jüdischen Landes, wo an den hohen Jahresfesten jedes Haus eine Gastherberge für Gefreundte und Bekannte vom Lande wurde, nur mit dem Unterschiede, daß hier das Fest der ungesäuerten Brode und dort das Landexamen der Magnet war, der den Landsturm von Gästen brachte.

Ein treffliches Mittagsmahl erquickte die Lebensgeister unseres Pfarrers. Da sein Vetter einer der Herren Examinatoren war, so konnte er über Tisch in Form einer Anekdote, die er auf Wilhelm's Unkosten erzählte, seine arithmetische Herzensangelegenheit anbringen, was sehr zu seiner Aufrichtung diente. Er fand denn auch gleich bestätigt, daß der Fehler nicht groß geächtet wurde. Doch mußte der über und über roth gewordene Candidat sich manche Neckerei gefallen lassen, daß er zwischen der asiatisch-ägyptisch-deutschen Woche von sieben Tagen und den Nundinen der Römer einen Vermittlungsversuch gewagt habe.

Auf den Abend wandelte der glückliche Vater in einen

öffentlichen Garten, der, damals der einzige in der Residenz, weit und breit eines großen Rufes genoß.

„Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen?"

Die Chargen des Militärs vom Lieutenant aufwärts bis zum General, höhere Kanzleibeamte, alte und junge Richter, Lehrer der Künste und Wissenschaften und endlich schwere Bürger, welche mehr Geld in der Tasche hatten, als jene Alle mit einander, das waren die allabendlichen Stammgäste. Hiezu kamen aber noch die Vielen, die das Landexamen in die Stadt geführt hatte, und die nicht Wenigen, welche diese Wimmelzeit zum Stelldichein benützten. Besonders waren es die verschiedenen Altersklassen der Geistlichkeit, die ihre regelmäßigen jährlichen Zusammenkünfte auf diese Zeit zu verlegen liebten. Dieselben wurden im elegantesten Latein in der gelesensten Zeitung des Landes ausgeschrieben, die eben darum manchmal beinahe einem ungarischen Reichstagsblatte glich, wenn nicht in der Latinität ein merklicher Unterschied gewesen wäre. Solchen Aufforderungen zum Zusammenkommen ward von den Betreffenden stets freudig nachgelebt. Man beobachtete dabei zugleich das werdende Geschlecht und gedachte mit gerechtem Bewußtsein „der alten Zeiten und der alten Schweiz."

Daß in diesem lebhaften Nationalgewimmel unser Freund von A ... berg guter Dinge war, brauchen wir nicht erst zu versichern. Zwar, wer, wie er, eine sehr ausgebreitete Bekanntschaft hatte, dem konnte es begegnen, daß ein Dutzend Freunde zu gleicher Zeit, ohne von einander Notiz zu nehmen, sein Ohr belagerten, und wer, wie er, mit seinem ganzen Wesen darauf angelegt war, Allen gerecht zu werden und Keinen vor den Kopf zu stoßen, der mußte sich einigermaßen im Fegfeuer befinden, weil er nicht wußte, wem er zuerst antworten solle.

„Lieber durch Leiden
Möcht' ich mich schlagen,
Als so viel Freuden
Des Lebens ertragen!"

Indessen eine tüchtige Natur arbeitet sich auch durch Centnerlasten des Glückes hindurch. „Der Braten war so fett, daß wir ihn nicht essen konnten, aber wir aßen ihn doch," schrieb jener Knabe in der Schilderung eines Schmauses, zu dem er eingeladen war. Unser Freund lächelte alle zwölf Interpellanten gemüthlich an, nickte in der Runde umher, segelte mit dem Glase durch die Luft, um gleichsam eine allgemeine Benediction zu ertheilen, und hiemit waren sämmtliche Fragen und Zurufe dem Hauptinhalte nach beantwortet.

Nur Eines versetzte ihm den perlenden Kelch der Lebensfreude mit Wermuth: sein Freund von Y . . . burg, den er bestimmt hier zu finden erwartet hatte, war nicht da und fand sich auch im ganzen Lauf des Abends nicht ein. Er fragte Bekannte und Unbekannte, beinahe Mann für Mann, vergebens nach ihm. Niemand wußte auch nur von ihm zu sagen, wo er sein Zelt aufgeschlagen habe. „Es ist mir unbegreiflich!" murmelte der Pfarrer von A . . . berg beständig vor sich hin, bis er durch neue Begegnungen und Befreundungen jeweils wieder in den Strudel der heitern Bewegung gerissen wurde.

Schon am folgenden Morgen erfuhr er zweierlei Gründe, deren einer das räthselhafte Benehmen des Freundes rechtfertigte, durch den andern aber wieder aufgehoben wurde. Aus den entscheidenden Kreisen nämlich, das heißt, aus dem Gremium der Examinatoren, verbreitete sich die Nachricht, daß Eduard von Y . . . burg merkwürdige Arbeit gemacht habe. Nicht blos hatte er im Griechischen mit den beiden intrikanten Verneinungswörtchen, die schon firmeren Gelehrten manches Bein gestellt haben, ein heilloses Blindekuhspiel getrieben, sondern noch obendrein im Lateinischen eine Todsünde begangen, die nur mit der jenes unglücklichen Helvetiers verglichen werden kann, der sich nirgends mehr in Gesellschaft blicken lassen durfte, weil die Rede von ihm ging, er habe seinen Grundstock angegriffen — kurz, er hatte Ut mit dem Indicativ gesetzt! Wenn der Vater *diesen* Schnitzer gestern zuerst in's Auge gefaßt hatte, dann war sein tragischer

Ausruf freilich gerechtfertigt. Noch mehr war es sein Wegbleiben aus der Gesellschaft. Der Vater eines Sohnes, der Ut mit dem Indicativ gesetzt, konnte nicht unter die Leute gehen.

Aber diesem Schaden Josef's stand ein wunderbarer Triumph gegenüber. Man erfuhr nämlich zugleich, daß der Pfarrerssohn von Y . . . burg hinwiederum der Einzige gewesen sei, der die arithmetisch-historische Aufgabe vollkommen gelöst habe. Nicht nur hatte er, was von den Wenigsten gerühmt werden konnte, das Verhältniß der Wochen zu den Monaten richtig ausgedrückt, sondern er hatte auch die wahre Dauer der beiden Kriege, von welchen die Frage gestellt war, allein genau angegeben. Während alle übrigen Candidaten dem einen dreißig und dem andern sieben Jahre zuschrieben, hatte er den ersten vom 23. Mai 1618 bis zum 24. October 1648 und den zweiten vom 29. August 1756 bis zum 15. Februar 1763 datirt, mithin nothfolglich ein ganz abweichendes Resultat gewonnen, das obendrein um so glänzender war, als die Berechnung unter diesen Umständen weit größere Schwierigkeiten gehabt hatte. Der Fall war unerhört in den Annalen des Landexamens: derselbe Candidat, dessen Leistungen in den anderen Fächern unter dem Gefrierpunkte geblieben waren, erhielt in der Arithmetik und Historie je zwei große A. Das will nämlich im Zeugniß so viel besagen, als: „Eminent!“ Und wenn er nun auch dennoch durchfiel — und wenn seine historische Errungenschaft durch die unmaßgebliche Bemerkung, daß dabei vielleicht mehr Zahlengedächtniß als Geschichtssinn obgewaltet habe, starke Einbuße erleiden mochte — gleichviel, ein Vater eines Sohnes, der in seinem Testimonio vier große A besaß, dieser Vater durfte sich mit diesem Sohne sehen lassen.

Der Pfarrer von A . . . berg ertheilte seinem Wilhelm, als er ihn wieder zum Gymnasialgebäude begleitete und den Pfarrer von Y . . . burg daselbst abermals nirgends erblickte, den Auftrag, den Sohn desselben beim Hinein- oder Herausgehen aufzusuchen, sich nach dem Quartier der beiden Finsterlinge zu erkundigen und sie jedenfalls für den Abend in „der W . . . . . in Garten“ zu bestellen.

Wilhelm that sein Bestes. Allein der Löwe des dreißig- und siebenjährigen Krieges erschien so spät, daß er nur noch knapp seinen Platz erreichte, ehe das Dictiren der heutigen Aufgaben begann. Während des pythagoräischen Schweigens, das auf diese feierliche Handlung folgte, war kein Verkehr statthaft. Noch weniger konnte es am Schlusse zu einer Annäherung kommen; denn ehe Wilhelm mit dem dritten Theile der Pensen fertig war, hatte Eduard seines Wissens Köcher ausgeleert, legte die Feder nieder, überreichte seine Arbeit dem wachehabenden Professor, und — schnell war seine Spur verloren.

Der Tag verging wie der gestrige.

Vergebens fahndete der Pfarrer von A . . . berg im Abendcirkel nach dem Freunde, der ihm nur in der Ferne, nicht aber in der Nähe sichtbar sein zu wollen schien. Er schüttelte den Kopf einmal über das andere, ließ manches hinterschlächtige Z durch die Zähne zischen und entsagte zuletzt gänzlich der Hoffnung, den Unsichtbaren zu sehen, den Unbegreiflichen zu begreifen.

Der dritte der Examenstage, der Tag der mündlichen Prüfung, brach an.

Die zum Schwitzen verordnete Jugend schnürte ihre Bücher in den alterthümlichen Riemen und eilte dem Schlachtfelde zu, wo der Ausschlag erfolgen sollte; denn heute galt es, den halben Mann von dem ganzen zu unterscheiden.

„Wilhelm,“ sagte der Pfarrer von A . . . berg zu seinem Sohne, den er heute zum letztenmal begleitete: „sag' mir ehrlich, ob dir das Herz nicht klopft. Ein Examinator hat es doch weit besser als ein Examinand, denn Jener ist auf die Fragen vorbereitet und Dieser nicht. Sieh, ich traue dir zwar sehr viel zu, aber — der Mensch mag noch so Vieles wissen, Alles weiß er nicht. Hast du nie daran gedacht, daß just eine Frage an dich kommen könnte, in der du — nicht zu Hause bist?“

„Freilich,“ sagte Wilhelm mit Gleichmuth. „In diesem Fall gedenke ich die Rede auf einen verwandten Gegenstand hinüber zu spielen; denn es kommt nicht darauf an, daß

man Alles weiß, sondern darauf, daß man wo möglich keine Antwort schuldig bleibt."

Der Vater klopfte den Sohn auf die Schulter. „Wilhelm," sagte er freudig bewegt, „an deiner Carrière hab' ich keinen Zweifel mehr."

Mit diesen Worten schieden sie vor der Schwelle des Gymnasiums.

Im Hinaufsteigen sah sich Wilhelm auf der Treppe unversehens von dem schwärzlichen Aufschößling aus Y . . . burg angeredet, der ihm sagte, sein Vater lasse den Herrn Pfarrer von A . . . berg bitten, sich doch ja heut Abend in „der W . . . . . in Garten" einzufinden.

Wilhelm erwiderte ihm eben so verwundert als erfreut, der seinige habe keinen sehnlicheren Wunsch, als endlich einmal mit dem Herrn Pfarrer von Y . . . burg zusammenzutreffen, und erzählte, wie die Bemühungen, dieses Glückes theilhaftig zu werden, bis jetzt vergeblich geblieben seien. — Er fragte ihn, wo denn der Herr Vater logire.

„Bei Verwandten auf dem Lande in der Nähe," antwortete Eduard und fügte hinzu, erst heute werde sein Vater von den Abhaltungen frei, die ihn bisher verhindert haben, den Abend in der Stadt zuzubringen.

„Sie dürfen auch nicht wegbleiben," sagte Wilhelm zutraulich zu ihm. „Mein Vater wird mich gleichfalls mitnehmen."

Eduard sagte zu, so weit es von ihm abhänge, und die Thüre des Prüfungssaales schloß sich hinter ihnen.

Die Angabe, daß er bei Verwandten auf dem Lande wohne, war eine Vexierklappe, mit welcher der Pfarrer von Y . . . burg seine wahre Adresse verdeckte. Er war vielmehr in der obscursten Winkelkneipe des winkligsten Gäßchens der innersten Altstadt abgestiegen. Seine Käsehändler, die er nach einer wohlfeilen Herberge gefragt, hatten ihm diese Spelunke verrathen. Hier konnte er sein Haupt niederlegen, ohne seinen Etat zu überschreiten. Auch wurde er hier von seinem Y . . . burger Käse, der zum Besten der Gebrüder Straubinger hieher geliefert wurde, angeheimelt, nur daß er

ihn hier ungebraten essen mußte. Home, sweet home! Der Mensch mag auswärts auf Reisen ein Plätzchen finden, wo er sich beinahe heimisch fühlt — am eigenen Herd ist's eben doch immer noch besser! Dagegen traf er hier ein Bier, dem er, obgleich es billig schmeckte, doch den Vorrang vor seinem Corruptionsgebräu unbedingt zugestehen mußte. Und da er mit seinem Sohne ein eigenes Apartement — ein urmals ockergelb angestrichenes Kämmerchen von anderthalb Quadratschuh — inne hatte, so konnte er zu diesem Biere seine scythische Cigarre unangefochten verduften.

Auf diese Weise hatte er den Abend nach seiner Ankunft unter stillen Verwünschungen über den Pfarrer von A . . . berg, den schuldlos unwissenden Feind seiner Ruhe, dessen Anwesenheit er selbst in diesen angulus terrarum hereinragen fühlte, nicht eben ganz ungemächlich durchlebt, und eine seinem Sohne vor dem Schlafengehen verabreichte Ohrfeige hatte seinen durch die ungewohnten Eindrücke der Außenwelt etwas gestörten Schwerpunkt vollkommen wieder hergestellt. Eduard hatte nämlich auf die Frage, wie es ihm wohl im Examen gehen werde, die allerdings unpassende Antwort gegeben: „Mir ist's Wurst."

Und doch trieb es ihn am andern Morgen, am Morgen des ersten Prüfungstages, aus seiner Höhle hinaus. Es war Neugier, verbunden mit jenem dämonischen Zuge, der den Menschen manchmal antreibt, dem Schicksal eine Wette zu bieten. Wenn er dem Pfarrer von A . . . berg in die Hände fiel, so konnte er nicht mehr zurück, konnte sich ihm über die ganze Prüfungszeit, an den Abenden wenigstens, nicht mehr entziehen. Und dennoch wagte er den Gang. Wie derselbe abgelaufen, haben wir bereits erzählt.

Die Hauptsünde wider den heiligen Donat, die ihm bei dem ersten Blick in Eduard's Sudelheft entgegen sprang, hatte sein nicht ganz eingeschlummertes philologisches Gewissen in allen Tiefen aufgerührt und ihm jenen Ausruf abgenöthigt, der in den Herzen der Ohrenzeugen nachzitterte. Nachdem er aber um etliche Ecken gebogen, stellte sich die

verlorene Fassung wieder ein, und es wurde ihm klar, daß der Unglücksfall, den er ja doch in der einen oder andern Form als unvermeidlich vorhergesehen hatte, ihm gerade so gelegen komme, wie oft einem jungen Mädchen, das sich gern in einem schwarzen Kleide sieht, ein Trauerfall.

Er hatte den legitimsten Grund, sich vor der Welt zu verbergen. Niemand konnte es ihm verargen, wenn er den Indicativ seines Sprößlings in Sack und Asche betrauerte. Er zog sich daher in sein göttliches Loch zurück, allwo er sich hermetisch verschloß und seinem Eduard in den Freistunden, die diesem das Examen ließ, hänfenen Weihrauch unter die Nase dampfte. Die übrige Zeit beschäftigte er sich mit einem alten, verstaubten, in Schweinsleder gebundenen Buche, das er im Hause aufgefunden hatte und das Spitzbubengespräche im Reiche der Todten enthielt, Unterredungen nämlich, worin Cartouche, Nickel List, die vom Schwert zum Rade begnadigten Schloßdiebe Friedrich Wilhelm's I. und andere Celebritäten ihres Jahrhunderts ihre Confessionen gegen einander austauschten.

Den folgenden Tag schlug die Lage um. Eduard brachte seinem Erzeuger aus dem Examen die Neuigkeit mit, daß er vier große A in seinem Zeugniß habe.

„Woher wußte der Junge dies?" Ei, sein Nebensitzer im Examen hatte es ihm unter der Arbeit zugeflüstert. Wie ein Stein, der, in's Wasser gefallen, immer weitere Wellenkreise zieht, hatte sich dieses und manches andere Examinalgeheimniß aus dem Conclave der Examinatoren zu ihren vertrauteren Freunden in der Schaar der betheiligten Väter und Verwandten fortgepflanzt, von diesen war es im Wege gleicher Tradition zu den Uebrigen gekommen, die es sodann unter der Jugend selbst verbreiteten, so daß auch der Isolirteste im Laufe zweier Tage erfahren konnte, wie seine Actien standen. Die Wichtigkeit des Gegenstandes, an welchem die theuersten Interessen des Landes hingen, rechtfertigte dieses geschäftige Treiben, das der officiellen Bekanntmachung des Ergebnisses der Prüfung weit vorgriff.

Dieses war, vermuthlich in Verbindung mit dem com=

pendiösen Umfange dessen, was er zu Papier hatte bringen können, der Grund gewesen, der Eduarden gestern so früh, daß Wilhelm ihm nicht mehr beikommen konnte, aus dem Examen getrieben hatte.

Der Pfarrer von Y... burg war unerachtet seiner in Essig eingemachten Stimmung immer noch Mensch, Vater und Lehrer genug, um den Succeß seines Sohnes mit einiger Genugthuung aufzunehmen. Ueber den Enderfolg des Examens machte er sich zwar nicht die mindeste Illusion, da er wohl wußte, daß Arithmetik und Geschichte nicht die Schlüssel waren, welche die Thüre in das Reich Gottes öffneten. Aber er konnte ihm doch jetzt immerhin jenes Skaldenlied am Heldengrabe singen: „Ehrenvoll ist er gefallen!"

Eben darum aber erkannte er auch, daß seine eigene Position sich verändert hatte, und daß die Entschuldigung, mit der er sich von der Gesellschaft fernhalten konnte, nunmehr wieder weggefallen war. Er entschloß sich daher, in den sauersüßen Apfel zu beißen und seine Spitzbubenhölle mit dem Purgatorium eines Honoratiorencirkels zu vertauschen. Dies sein eigener cynischer Ausdruck, für den wir begreiflicherweise nicht verantwortlich sind.

So gab er denn am Morgen des dritten und letzten Prüfungstages seinem Sohne den Auftrag, dessen Ausführung wir bereits kennen. Dann setzte er sich in dem grauen Kämmerlein mit den antediluvianischen Ockerspuren auf das wackelige, schneidend schmale Bettgestell, baumelte mit den Beinen, die er in dieser schwanken Stellung noch sehr künstlich an sich ziehen mußte, damit sie nicht auf dem Boden aufstanden, und studirte mit einer Attention, wie er sie niemals der Vorbereitung einer Predigt gewidmet hatte, auf sein Benehmen für den Abend. Er wollte so genießbar als möglich sein, freundlich, gemüthlich sogar, aber dabei scharf genug, um Jedermann auf der Zunge zu brennen, also sich ungefähr wie eine mit Zucker und Pfeffer behandelte Melone geben. War dieser Tanz auf dem Seil durchgemacht und das Capital, das er für einen solchen Abend in Bereitschaft gesetzt hatte, aufgezehrt, dann gedachte er alsbald den Staub

von den Füßen zu schütteln und die jedenfalls zwischen den Mühlsteinen des persönlichen Zusammentreffens hart bedrohte Freundschaft wieder auf dem Boden der Abstraction und des schriftlichen Verfahrens in Sicherheit zu bringen.

Während aber der Vater diese Anstalten machte, schob der Sohn die Lage der Dinge aus dem zweiten Stadium völlig in das erste zurück. Von den Examinatoren anfangs wegen seiner Kriegslorbeeren nicht ohne alle Achtung behandelt, verscherzte er diese stündlich mehr und mehr. Nachdem er im Lateinischen und Griechischen Böcke geschossen hatte, welche wegen ihrer Unglaublichkeit nicht mittheilbar sind, stieß er im Hebräischen — denn auch hierin wurde in jenem ehernen Zeitalter schon ein Scherflein Leistung gefordert — dem Fasse vollends den Boden aus. Zum Lesen und Uebersetzen einer Stelle aufgefordert, konnte er weder das eine noch das andere, mußte sich Buchstaben für Buchstaben, Wort für Wort vorsagen lassen und zeichnete sich, als es zur Sinnerklärung kam, durch eine, man möchte sagen, pharaonische Verstocktheit aus.

Die vorhergehenden Examinatoren hatten ihn nach und nach aufgegeben. Der Mann des Semitischen aber, ein sehr hartnäckiger Würmerbohrer, wollte ihn durchaus nicht loslassen, sondern setzte ihm erst mit grammatikalischen, dann mit religionsgeschichtlichen Fragen zu und wollte sich um jeden Preis rühmen können, eine Antwort aus ihm herausgefoltert zu haben. Der Vers enthielt unter Anderem eine Anspielung auf die Erscheinung, die Moses im Busch gehabt. Da nun der Candidat beharrlich schwieg, so sagte der Professor zuletzt verächtlich: „Dann werden Sie mir wenigstens sagen können, wer das ist, der dem großen Gesetzgeber im Busch erschien? — der Bewohner des Busches? — der da wohnete im Busch? — nun? — nun? — nun? — es ist eine Kinderfrage — nun?"

Der Candidat schwieg und machte eine Miene, worauf ziemlich leserlich die Antwort geschrieben stand, die er vorgestern Nacht seinem Vater gegeben hatte. Der Professor aber hörte nicht auf, mit dem zum Marterwerkzeuge ge-

schliffenen, kurzgestoßenen „Nun?" auf ihn hinein zu dolchen, bis das eckige Gesicht in convulsivischen Bewegungen, gleich denen eines Nußknackers, arbeitete.

„Der Wohner im Busche? — nun? — wer ist das — nun? — nun? — nun?"

„Der Has'!" fuhr Eduard endlich mit finsterer Entschlossenheit heraus.

Da erhob sich ein Gelächter, daß das Haus in seinen Grundfesten wankte. Ja, man will wissen, daß zu dem Neubau desselben, den die Oberschulbehörde nach Jahr und Tag anordnen mußte, an diesem Tage der erste Grund gelegt worden sei.

Der Professor ging mit großen Schritten im Saale auf und ab. Er bohrte den Kopf in die Cravatte. Dreimal setzte er an, um etwas Fulminantes zu sagen, aber dreimal blieb ihm die Stimme in der Kehle kleben. Zuletzt trat er mit einer raschen Wendung zu einem andern Candidaten und setzte die Prüfung fort, den Verworfenen keines Blickes weiter würdigend.

Eduard von Y . . . burg saß von nun an wie gezeichnet da. Auch seine Mitcandidaten, nachdem sie genug gelacht hatten, sahen ihn nur noch mit scheuen Augen an. Eine so titanische Unwissenheit mußte ihren Träger gleichsam von der übrigen Menschheit absondern. Er aber kümmerte sich nichts darum, vielmehr schien er froh zu sein, daß seine Ausgestoßenheit ihn aller ferneren Prüfungsqualen und Fragepeinigungen überhob.

Wilhelm von A . . . berg befand sich in peinlicher Verlegenheit. Wie sollte er sich nunmehr gegen seinen neuen Bekannten verhalten, nachdem dieser zum Paria herabgesunken war? Er kam auf den schlauen Einfall, das gestrige Benehmen desselben zu adoptiren. Begünstigt durch den Platz, den er ziemlich nahe bei der Thüre hatte, drückte er sich nach beendigter Prüfung so rasch als möglich, entkam hiedurch jeder Berührung mit der fatal gewordenen Persönlichkeit, flog eilends zu seinem Vater und erzählte ihm, welche entsetzliche Eule dem Sohne des Pfarrers von Y . . . burg aufgesessen sei.

„Nun kommt er heut Abend zweimal nicht," versetzte der Pfarrer von A . . . berg wehmüthig.

Eduard aber hütete sich wohl, seinem Vater etwas von dem Abenteuer zu sagen, das er in dem brennenden Busche bestanden hatte. Daher, als der Pfarrer von A . . . berg mit seinem Sohne Abends in den uns schon bekannten Garten kam, war das Erste, was Wilhelmen in die Augen fiel, der Held des Tages, der mit großer Gemüthsruhe an der Kugelbahn stand und den Wechselschicksalen der Neune zusah. Die ältere Ausgabe desselben dunklen Textes befand sich nicht weit davon und schaute mit jener eigenthümlichen Art von Behagen, die bei manchen Menschen mit einem ingrimmigen Gesichtsausdruck vereinbar, ja von ihm unzertrennlich ist, in das Menschengewühl, das zwischen den Tischen im Garten hin und her wogte.

„Um's Himmels willen, Vater," sagte Wilhelm ängstlich, indem er diesen am Handgelenke preßte, „da ist der Eduard von Y . . . burg! Und das dort muß nothwendig sein Vater sein!"

„Wahrhaftig, so ist's!" sagte der Pfarrer von A . . . berg. „Komm, wir wollen gleich auf sie lossteuern. Nimm du dich des Jungen an, der hier sehr verlassen sein wird."

Wilhelm sah ihn fragend und bedenklich an.

„Thu's nur!" flüsterte sein Vater. „Ich werde es den Herren schon im rechten Lichte darstellen, damit es deinem guten Ruf nicht schaden kann."

Nach diesen heimlich gewechselten Worten, während welcher beide scheinbar nach andern Seiten hingesehen hatten, eilte der Pfarrer von A . . . berg, so schnell ihn seine kurzen Beine tragen konnten, mit einem Ausruf der Freude und Ueberraschung auf den Pfarrer von Y . . . burg zu, der ihn seinerseits ebenfalls sogleich erkannte. Er öffnete die langen Arme, der Freund stürzte sich hinein, und — zu gleicher Zeit prallten beide, jedoch nur im Herzen, vor einander zurück!

Es ist gefährlich, eine Freundschaft auf dem Papier anzuknüpfen. Das Papier ist — wiewohl auch nicht immer

— das Reich der schönen Formen, die Körperwelt ist — wenigstens sehr häufig — das Gegentheil davon. Wer hat nicht schon einen Schriftsteller aus seinen Werken liebgewonnen und sich die höchste persönliche Vorstellung von ihm gemacht? Es läßt ihm keine Ruhe, er muß sein Auge durch Anschauen der Persönlichkeit erquicken, er reist, er kommt und sieht — die Kehrseite der Stickerei! Es gibt, wo nicht Nationen und Völkerschaften, so doch Zeiten und Epochen in der Entwicklung derselben, wo die vollendete Form nur innerlich, äußerlich nur die vollendete Formlosigkeit oder gar die entschiedene Un- und Mißform zur Erscheinung kommt.

Der Pfarrer von A . . . berg war zu dick und besonders im Gesicht zu fettglänzend, um geistreich, der Pfarrer von Y . . . burg zu dürr und besonders im Gesicht zu gelbtrocken, um liebreich auszusehen. Der Pfarrer von A . . . berg dachte: „Aus diesen Zügen spricht kein Herz.“ Der Pfarrer von Y . . . burg dachte: „In diesem Talge brennt kein Licht.“ Eine meilenweite Abstoßung war an die Stelle der Anziehung getreten, welche die beiderseitigen Briefe ausgeübt hatten.

Beide verbargen jedoch ihre Empfindungen. Jeder am Halse des Andern. Beide thaten das Möglichste, von Glück zu strahlen. Der Pfarrer von A . . . berg nahm den Freund an der Hand und führte ihn seiner Gesellschaft zu, welche mehrere Tische füllte. Da er bereits Abend für Abend die staunenswerthe Geschichte der Genesis dieser Freundschaft erzählt hatte, so erkannte Jedermann sofort den Pfarrer von Y . . . burg, der seinerseits das eigenthümliche Lächeln, das er rings verbreitet sah, anfänglich auf Rechnung eben dieses Ereignisses schrieb. Er ließ sich daher ruhig nieder, die beiden Freunde tranken unverweilt Brüderschaft, und die Unterhaltung versprach in den besten Gang zu kommen.

Mittlerweile war Wilhelm dem Gebote seines Vaters nachgekommen. Da jedoch ein Stückchen Diplomat in ihm steckte, hatte er Eduarden eingeladen, sich mit ihm nach dem See zu begeben, wo sie der zahlreich im Garten anwesenden Jugend, die den Umgang eines der Krösuse des Landexamens

mit dem Irus desselben auffallend finden mußte, ziemlich aus den Augen gerückt waren.

Der See war ein Ententeich an einer minder belebten Seite des Gartens. Er war stark mit wackelndem Geflügel bevölkert. Auch befand sich nicht weit davon das Hauptquartier der Landmacht, bestehend in einer großen Hühnerschaar unter den Befehlen eines prächtigen schwarzen Hahns. Damals sah man noch nicht jene cochinchinesischen Podagristen, die zwar von den Eroberungen der abendländischen Civilisation im fernsten Osten zeugen, dafür aber auch zugleich die sterbliche Ferse dieser Erfolge versinnbilden, indem sie, bei jedem Schritt in die Kniee zu sitzen genöthigt, den schönsten Garten zu einer Invalidenanstalt machen. Damals herrschte noch in unsern Gärten und Höfen, frisch, fromm, fröhlich, frei, der deutsche Hahn in seinem Jünglings- oder Mannesbewußtsein, in seiner goldbraunen, seiner bläulichschwarzen Schönheit und mit jenem unergründlich dämonischen Zuge, der dem Herrn der Ratten und der Mäuse verwandt genug dünkte, um sich mit der Feder des wackern Jungen zu schmücken.

Ein altergrauer offener Pavillon am Gestade des Teichs nahm die beiden ungleichen Gäste auf. Wilhelm, den sein Vater mit paraten Mitteln versehen hatte, machte den Wirth, sorgte für Bier, für Wurst und trippelte geschäftig hin und wieder, um der Verlegenheit einer Gesprächsanknüpfung so lang als möglich auszuweichen. Nachdem es aber nichts mehr zu sorgen gab, sofern der Wurstvorrath, als der Vergangenheit angehörig, keinen weiteren Zuspruch motivirte, und die Flasche, die zweite an der Zahl, sich in eine zu freimüthige Selbstbewegung gesetzt hatte, um wiederholte Nöthigung zu rechtfertigen, da fühlte Wilhelm, daß es für einen Sohn aus gebildetem Hause an der Zeit sei, einen soliden Redeaustausch herbeizuführen.

Welchen Anlauf er jedoch nehmen mochte, immer lag der heutige Vorfall als Barrikade dazwischen. Bei jedem Worte fürchtete er, es könnte ihm als eine versteckte Anspielung ausgelegt werden, und faßte daher endlich den Entschluß, geradezu,

jedoch mit einer abermals höchst diplomatischen Wendung, auf den Feind loszugehen.

„Aber hören Sie," begann er, „Sie sind ein rechter Strick! Sie haben heut den Claviculus Salomonis" — so nannte man den hebräischen Professor — „teufelmäßig verhöhnt!"

Mochte er nun das Richtige getroffen haben, oder mochte es dem verunglückten Candidaten schmeicheln, daß man seine Ignoranz für Bosheit hielt — Eduard erwiderte diese Anerkennung mit einem Blick der innigsten Freundschaft und stieß ein äußerst vergnügtes Gelächter aus. „Nun? — nun? — nun? —" rief er wiederholt, indem er mit großem Geschick die Stimme des Examinators nachahmte und dazu wie dieser den Kopf in den Hals hinunter bohrte, worüber Wilhelm vor Lachen platzen wollte.

„Wenn das Faß auf allen Seiten rinnt," sagte Eduard, als sich Beide müde gelacht hatten, „so muß man ihm lieber selbst den Boden ausstoßen."

Er gestand nun seinem jungen Gönner, wie er sich glücklich fühle, dem geistlichen Elende für immer entgangen zu sein, und wie er absichtlich auf dieses Ziel hingearbeitet haben würde, wenn er nicht vorausgesehen hätte, daß die Sache sich ganz naturgemäß von selber machen werde.

Wilhelm fragte ihn, was er denn aber werden wolle?

„Am liebsten Has' im Busch!" erwiderte Eduard, seine eigene eckige Person dem Gelächter preisgebend, in welches alsbald Beide von Neuem einstimmten.

„Lepus timidus!" rief Wilhelm. „Das wäre doch ein ruhmloser Beruf, von dem man obendrein nicht einmal sagen könnte: ‚bene qui latuit bene vixit.'"

Eduard schämte sich nicht, um eine Uebersetzung dieses Brockens zu bitten. „Und warum denn nicht?" fragte er dann. „Wenn ein gutes Versteck auch nur vor dem Examen schützt, so ist es schon mehr werth, als eine Lebensversicherung."

„Zugegeben," sagte Wilhelm lachend. „Aber vor dem Schwitztag, da die Hunde das Examen halten, ist er eben im

besten Versteck nicht sicher, weil sie ihn doch zuletzt kriegen, den dummen Kerl."

Er hatte diese Bemerkung über den Hasen blos gemacht, um etwas zu sagen, damit die Conversation nicht einschliefe. Unvermuthet aber hatte er das rechte Register gezogen, bei dessen Klange Eduard in's Feuer gerieth.

„Da sind Sie schief gewickelt!" rief dieser eifrig. „Es ist bei den Hasen wie bei den Menschen, es gibt dumme und gescheite. Ich hab' einmal einem Hasen zugesehen, dem die Hunde über eine Stunde lang vergebens zugesetzt hatten. Als es ihm entleidet war, trieb er einen andern Hasen auf, legte sich in dessen Lager und sah pomadig zu, wie die Hunde, ohne die Verwechslung zu merken, diesen seinen Einsteher jagten und am Ende faßten."

„Das wäre!" rief Wilhelm.

Eduard, der sich jetzt ganz auf seinem Felde fühlte, fuhr fort, die erstaunlichsten Geschichten aus dem Thierleben zu erzählen. Nachdem er gar von einem Hasen berichtet, der dem verfolgenden Hunde endlich in's Gesicht gesprungen sei, so daß dieser vor Schrecken Reißaus genommen habe, ging er auf den Specht über und erzählte, wie dieser Baumhacker ihn einmal, da er denselben mit der Flinte gefehlt, unter einem wahrhaft höllischen Hohngeschrei von Baum zu Baum bis an den Ausgang des Waldes begleitet habe, ohne sich durch das mehrmals nach ihm gerichtete Gewehr aus der Fassung bringen zu lassen, weil er wohl gewußt, daß kein Schuß mehr im Laufe sei.

Dann erzählte er von den Raben, sie seien zwar sehr abgeführte Patrone, die auf sich zielen lassen, ohne sich zu rühren, bis sie den Finger am Drücker in Bewegung sehen; dann fliegen sie, eben noch im letzten Augenblick weg, den Schützen seinem Aerger überlassend. Nur zählen können sie nicht. Er belegte dies mit der Geschichte eines seiner Vertrauten, eines Wilderers, der den Raben in einem Versteck am Walde manchen Tag vergebens aufgelauert hatte. Sie hatten ihn mit dem Gewehr in seine Hütte gehen sehen und kamen nicht auf Schußweite heran. Zuletzt verfiel er darauf,

einen Andern, der gleichfalls ein Gewehr tragen mußte, in seine Hütte mitzunehmen und nach einiger Zeit wieder fortzuschicken. Nun glaubten die Raben, die den Mann mit der Flinte hatten fortgehen sehen, das Feld sei rein, und ließen sich seitdem nach Bequemlichkeit schießen, so oft dieser Kunstgriff angewendet wurde. Auch wurden sie nicht durch Schaden klug, daß sie hätten Zwei zählen gelernt.

„Da wär's ihnen wohl schwer geworden, die Dauer des dreißigjährigen Krieges anzugeben," bemerkte Wilhelm verbindlich.

Eduard, nachdem er diese Höflichkeit mit einem dankbaren Lächeln erwidert, fuhr unermüdlich in seinen Geschichten fort. Er flunkerte zwar ein wenig. Er behauptete, er habe ein Eichhörnchen auf einem großen Schilfblatt über eine zum Ueberspringen zu breite Stelle eines Waldbaches schiffen sehen, wobei es seinen Schwanz als Segel aufgespannt, um den Wind zu fangen, und mit einem Fuße gerudert habe. Er erzählte ein wundervolles Beispiel von der Schlauheit eines Frosches, der, als eine Gans ihn habe fressen wollen, das Gegentheil von der bekannten Mechanik des Ulmer Spatzen angewendet habe. Dieser trug bekanntlich den Strohhalm im Schnabel den langen Weg durch das Thor, um den Bauleuten zu zeigen, wie sie es angreifen müssen, um den Balken hindurchzubringen. Der Frosch aber habe in seiner Gefahr und Todesnoth geschwind ein Stecklein aufgerafft, dasselbe quer im Maul gehalten und so fest darauf gebissen, daß die Gans nicht im Stande gewesen sei, ihren Verschlingungsversuch zu vollenden. Nun wissen jedoch die Naturforscher, daß die Gänse grundsätzlich keine Frösche fressen, folglich sie auch nicht zu Erfindungen in der Mechanik veranlassen. Die Ueberfahrt des Eichhörnchens sodann mochte wohl auch billig zu den vielen fabelhaften Seeabenteuern, woran die Geschichte der Schifffahrt so reich ist, gerechnet werden. Wilhelm jedoch war kein Naturkundiger und erfreute sich der Mittheilungen seines Freundes ohne alle Kritik.

Eduard erzählte, nicht eben was der Wald sich erzählt, aber doch, was im Walde vorgeht. Er kannte alle Kräuter,

Halme, Sträucher, Stauden und Bäume, und letztere nicht blos von der Wurzel bis zum Gipfel, sondern auch in ihren wohnlichen Beziehungen und Verhältnissen, sofern es nämlich keinen Baum gab, den er nicht erklettert hatte, um in die Vogelnester zu gucken. Von jedem Vogel wußte er zu sagen, wie viele und welcherlei Farbe Eier er lege, und wie er sein Nest baue, bis auf jenen Sonderling, der kein eigen Haus hat, sondern sich, auf fremde Unkosten jedoch und ohne Hauszins zu bezahlen, in der Miethe behilft.

„Ist es denn wahr,“ fragte Wilhelm hastig dazwischen, „daß dieser undankbare Kostgänger seine eigene Pflegemutter frißt?“ — Diese Frage enthielt ungefähr Alles, was er aus der Naturgeschichte wußte.

„In der Geschwindigkeit mag's ihm mitunter passiren, absichtlich thut er's nicht,“ belehrte ihn Eduard. „Es gibt nichts Heißhungrigeres, als einen jungen Kukuk, und wenn die Grasmücke, oder wer ihn just in Kost genommen hat, ihm beim Aezen den Schnabel und Kopf etwas zu tief in seinen weiten Rachen steckt, so ist er wohl capabel, aus Freßgier das mütterliche Haupt mitzuschlucken, aber, wie gesagt, nur im unüberlegten Eifer und Geschäfte halber an nichts denkend.“

Am ausführlichsten erzählte er von dem Staatsleben der Ameisen in Wald und Feld. Er beschrieb, mit welcher Aufopferung sie für die Civilliste ihres königlichen Hauses sorgen, wie uneigennützig jeder Einzelne für die Gesammtheit arbeite, wie tapfer jeder Soldat den Staat vertheidige. Er konnte kaum aufhören, den industriellen Ehrgeiz dieser kleinen Arbeiter zu schildern, wie sie Lasten schleppen, die im Verhältniß zu ihrem Körper Alles übertreffen, was der zweibeinige Lastträger sich auflade; wie sie sechsmal darunter zusammenbrechen und immer wieder von Neuem angreifen, bis endlich Andere dem erliegenden Arbeitsgenossen zu Hilfe kommen; wie der Einzelne, wenn er kein eßbares Körnlein gefunden habe, wenigstens ein trockenes Blättchen oder ein Stückchen dürre Erde zum Boden der Speisekammer herbeischleppe, weil er sich schämen würde, mit leeren Händen heim

zu kommen. Zu geschweigen von ihrem Witterungssinn, der sie lehre, ihren gemeinschaftlichen Vorrath, den sie bei gutem Wetter täglich zum Trocknen in die Sonne heraustragen, vor einem Regen stets so sicher in's Nest zurückzubringen, wie jene Reichsbürger ihre Spritzen immer acht Tage vor einer Feuersbrunst probirten, — hatte er einst einen Zug von Klugheit an ihnen belauscht, der seinen Zuhörer, unter Mitwirkung der dritten Flasche, bei welcher sie angelangt waren, bis zu Thränen rührte. Eine Ameisenrepublik war nämlich einmal auf den Einfall gekommen, ihr Korn zu monden, statt es zu sonnen. Als er sich nach der Ursache dieser seltsamen Maßregel umsah, entdeckte er, daß sich den Tag über Tauben in der Nähe aufhielten, welche den Körnerfrüchten gleichfalls nicht abhold sind. Er verjagte sie, und sobald die plagiarischen Vögel entfernt waren, brachten die Ameisen ihren Vorrath wieder bei Tage auf den Trockenplatz.

Dürfen wir uns hier nebenbei eine Bemerkung erlauben, so meinen wir die letztere Beobachtung um so mehr für anerkennenswerth erklären zu sollen, da die Lehre, daß auch der Mond einen gelinden Grad von Wärme entwickle, damals in der Naturwissenschaft noch wenig vertreten war.

Dem sei indessen, wie ihm wolle — Wilhelm's lateinische Seele, die ihre bisherige Knospenzeit über Büchern und Vokabeln verlebt hatte, sog die ungewohnten Naturtöne durstig ein. Der so günstig situirte Nutznießer dieser Seele ahnte heut zum ersten Mal, daß ein voller Schulsack den Menschen nicht völlig ausfülle, auf die Dauer glücklich mache und vor allen Anfechtungen des Lebens bewahre. Es überkam ihn wie eine Erleuchtung, daß er neben diesem Auswürfling der werdenden gelehrten Welt nur etwas Halbes sei, daß, wenn er ihm allerdings auch mit einer schönen Dosis Grammatik auf die Beine helfen könnte, derselbe doch andererseits hinwiederum ihn selbst gar wesentlich ergänzen würde.

„Animae dimidium meae," rief er in plötzlicher Begeisterung, „wir müssen nothwendig smolliren!"

Nachdem Eduard sich diese Ausdrücke hatte verdolmetschen lassen, erklärte er, daß er dabei sei, und die beiden Söhne

tranken in so kunstgerechten Formen Brüderschaft, wie die Väter sie vorhin getrunken hatten. Es gehörte zu Wilhelm's humanistischer Bildung, die Formen des Smollis und Fiducit los zu haben.

„Bruderherz," begann er, nachdem die feierliche Pause auf diesen erhabenen Act verstrichen war, „es ist doch teufelmäßig schade, daß du durchfallen wirst. Sieh, wir beide, wenn wir in Ein Individuum zusammengeschmolzen wären, oder wenn wir wenigstens mit einander unsern Lauf durch die Klöster machen könnten, wir wollten es mit der ganzen Welt aufnehmen. Was sagt Don Carlos? ‚Arm in Arm mit dir, so fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken!'"

„Ja, das ist nun nicht anders zu machen," versetzte Eduard.

„Was hast du denn jetzt vor?" fragte Wilhelm.

Eduard blickte sinnend in das fallende Laub der Bäume. „An die tausend Ohrfeigen," begann er nach einer Weile, „hab' ich von meinem Alten nach und nach eingenommen. Ich führe strenge Rechnung darüber. Wenn das Tausend vollends voll ist — weit ist's nicht mehr davon, und da er nach dem Ausgang des Examens nicht weiß, was er mit mir anfangen soll, so wird er's bald dahin gebracht haben — dann warte ich die tausend und erste nicht ab, sondern gehe zum Teufel."

„Was? du wirst doch nicht per brennen wollen!" rief Wilhelm erschrocken.

„Was heißt das?" fragte Eduard.

„Nun, eben das, was du gesagt hast: durch die Latten gehen. Was wolltest du denn in der Welt anfangen, allein und ohne Hilfe?"

„Das ist meine geringste Sorge. Ich freue mich schon darauf, dir einmal meine Abenteuer zu erzählen."

Immer höher sah Wilhelm an diesem jungen Menschen empor, aus dessen Selbstvertrauen schon ein fertiger Mannescharakter sprechen zu wollen schien, neben welchem er selbst, in seiner festgesetzten, vorsorgenden, leitenden Laufbahn, sich fast wie das Kindlein in der Wiege vorkam. Es war ihm,

dem Sohne des Glücks, als ob er in diesem seinem Widerspiel vielmehr eine Stütze und einen Stab gefunden hätte, den er nimmermehr von der Hand lassen sollte.

„Werden wir uns denn jemals wieder sehen?" fragte er wehmüthig.

„Gewiß!" antwortete Eduard. „Wir wollen ein Losungswort verabreden, an dem wir einander wieder erkennen, wenn auch die Jahre uns noch so sehr verändert haben sollten. Wiewohl," setzte er lachend hinzu, „meine Figur wird sich immer gleich bleiben, und ein Steckbrief, den man mir heut schriebe, würde noch nach zwanzig Jahren seine gute Wirkung thun."

„Gib die Parole," sagte Wilhelm.

„Gib du sie," entgegnete Eduard. „Du weißt mehr als ich."

Wilhelm dachte eine Weile nach. „Biribinker!" sagte er endlich.

„Was ist das für ein Thier?" fragte Eduard.

Wilhelm hatte kürzlich, zur Erholung zwischen seinen Vorbereitungen auf das Examen, den Don Sylvio von Rosalva gelesen, worin die Geschichte des Prinzen jenes Namens eingeflochten ist. Er erzählte sie, und die beiden Knaben lachten mit unbefangener Ausgelassenheit über die verfänglichen, muthwilligen Einfälle, welche die ‚zierliche Jungfrau von Weimar‘ in jenem Feenmärchen zum Besten gibt.

„Gut!" rief Eduard. „Biribinker soll unsere Losung sein."

Sie stießen darauf an und versicherten einander unter begeisterten Schwüren eines ewigen, unauslöschlichen Andenkens.

Dann begaben sie sich in die an den Garten stoßenden Wirthschaftszimmer, in die sich die Gesellschaft bei der zunehmenden Kühle des Abends schon längst zurückgezogen hatte. Die übrige Jugend war nach Hause oder in ihre Gastquartiere entlassen worden. Die beiden Knaben setzten sich hinter den Ofen, um im Trockenen mit anzuhören, was von den Er-

wachsenen inter pocula gesprochen wurde, und des Aufbruchs ihrer Väter zu harren.

Hier hatte sich der Anfangs heitere Horizont nach und nach getrübt.

Dem Pfarrer von Y... burg war das stehende Lächeln, das ihm die Gesellschaft entgegen hielt, allmählig mehr und mehr aufgefallen, und das um so unangenehmer, als es, bei einzelnen Mitgliedern wenigstens, mit einem stillen Mitleid tingirt erschien. Er fragte seinen Freund von A... berg mit großer Schärfe in Blick und Ton, was das sonderbare Benehmen der Leute bedeuten solle.

Dieser befand sich in peinlicher Verlegenheit. Er wußte nicht, ob Eduard seinem Vater gestanden hatte, was ihm im heutigen Examen begegnet war; indessen hatte er allen Grund zu glauben, daß dies nicht geschehen sei, denn wie hätte der Pfarrer von Y... burg sonst so ruhig und selbstbewußt auftreten können? Daß aber die Geschichte mit dem brennenden Busch bereits zum Stadtgespräche geworden war, daß sämmtliche Anwesende darum wußten — ihm das zu sagen, war vollends die reine Unmöglichkeit.

Er gab daher vor, es sei hierorts eben einmal die Art, dem Fremden ein solches Gesicht zu machen; dasselbe bedeute eine gewisse Leutseligkeit, mit großstädtischem Selbstgefühl gepaart, jedoch nicht ganz ohne Verlegenheit, eine Mischung also, für die es keinen andern Ausdruck gebe, als diese stehende Form.

Der Pfarrer von Y... burg brummte dagegen, diese Form komme ihm ziemlich blödsinnig vor. Er sagte es zwar nur halblaut, aber doch mit so viel Nachdruck, daß seine Worte reichlich in ein halbes Dutzend Ohren fielen. Das Lächeln nahm alsbald von mehreren Seiten einen spitzeren Charakter an, wodurch seine Gereiztheit nur noch stieg. Er glaubte dem Freunde nicht, sondern fühlte sich als das Stichblatt einer stillen Geringschätzung, die nach seinem Dafürhalten wohl nur daher kommen konnte, daß er vom Lande, unbekannt und nicht in den besten Umständen war.

In seinem menschenfeindlichen Herzen begann die Rache zu kochen.

Er hatte in den paar Tagen seines Hierseins von seiner Wirthin, die er häufig vor der Thüre seiner Spelunke mit Nachbarinnen und Mägden schwatzen hörte, unwillkürlich einen stattlichen Vorrath Beiträge zur Skandalchronik der Stadt und des Landes aufgeladen. Von diesen machte er jetzt zu seiner Genugthuung Gebrauch, indem er bei der ersten Gelegenheit ein Kreuzfeuer von Streifschüssen, Anspielungen und Hühneraugentritten eröffnete, welche um so furchtbarer wirkten, als ein Mann, der in seiner Einsiedelei so Vieles aus der Welt erfahren zu haben schien, für noch weit allwissender gehalten werden mußte, als er in Wirklichkeit war.

Es dauerte denn auch nur kurze Zeit, so war der dunkelgesichtige Pfarrer von Y . . . burg der gefürchtetste Gast am Tische; denn wer auch für sich selbst keine Hühneraugen hat, der ist doch häufig mit näheren oder ferneren Angehörigen begabt, so welche haben. Die spöttischen Mienen verschwanden, aber dafür tauchten Blicke des Hasses auf, die den armen Pfarrer von A . . . berg auf glühende Kohlen setzten und jeden Augenblick eine gefährliche Katastrophe besorgen ließen.

Da stürzten zu seiner großen Erleichterung ein paar Nachzügler mit einer politischen Neuigkeit in die Versammlung. „Wißt ihr's noch nicht?" riefen sie. „So eben ist die Nachricht beim östreichischen Gesandten angekommen. Der Miaulis hat den Kapudan Pascha wieder einmal in die Luft geblasen, zum zweitenmal in Einem Jahr!"

Die ganze Gesellschaft sprang auf.

„Hurrah!"

„Ein Teufelskerl, der Miaulis!"

„Kapudan hoch!"

„Ei, ei!" bemerkte ein bedächtiger alter Kanzleibeamter: „wenn Der jetzt zweimal aufgefahren ist, so wird er wohl das Fliegen besser gelernt haben als der Schneider von Ulm."

Alles lachte, und man belehrte ihn, sich in die Luft sprengen zu lassen, sei eine Verrichtung, die den ganzen Mann in Anspruch nehme, oder, wie ein Buchhändler hinzufügte,

bei einer Auflage von fraglichem Feuerwerk werde jeweils auch eine Auflage von Kapudan Pascha verbraucht.

„Also da capo!“ rief der Kanzleirath.

„Vivat sequens!“ rief ein junger Vikar, der frisch von der Universität herkam.

„Und mögen alle die Pumphosen bis zum Großtürken hinauf hinter ihm drein fahren!“

„Und der Metternich —“

Ein junger Aktuarius hatte diesen Ausruf begonnen, konnte ihn aber nicht vollenden, denn ein vorsichtiger Finanzbeamter schnitt die Fortsetzung ab mit der Frage: „Was macht denn der Alexander Ypsilanti?“ Und als ihm geantwortet wurde, der sitze immer noch, wandte er sich an einen pensionirten Steuerbeamten, der sich nebenher mit Poesie beschäftigte, und forderte ihn auf, diesem Patrioten ein Musenopfer zu bringen.

„In meiner nächsten Muselstunde soll's geschehen!“ betheuerte der Aufgeforderte mit geschmeicheltem Lächeln.

Eine Bewegung unterdrückter Heiterkeit lief über den Tisch. Um dieselbe unmerkbarer zu machen, rief Einer: „Es ist doch schändlich von den Oestreichern, den griechischen Helden so mir nichts, dir nichts einzustecken!“

„An England wär's, ihnen das zu verbieten!“ rief ein Anderer. „England soll seine Schuldigkeit thun!“

„Nein, Rußland!“ rief ein Dritter. „Der Kaiser von Rußland ist ja der Griechen nächster Glaubensgenosse.“

Ueber diesen Artikel erhob sich eine lebhafte Discussion, welche, da Jeder nur auf sich selbst hörte, zu keinem Resultate zu führen versprach, bis der Pfarrer von Y . . . burg eine augenblickliche Pause des Athemholens benützte, um tückisch zu bemerken: „Ehe wir berathen, welche von diesen beiden auswärtigen Mächten wir dazu anhalten sollen, ihre Pflicht zu thun, möchte es vielleicht gerathener sein, vorher anzufragen, welche von beiden am geneigtesten sei, unserem Ansinnen nachzukommen.“

Diese Aeußerung machte, wie begreiflich, einen unangenehmen Eindruck, und sämmtliche Debattanten wollten sich

gegen den gemeinsamen Widersacher vereinigen, als der Pfarrer von A . . . berg mit hochgehobenem Glase dazwischen sprang, um die Traufe von dem Herausforderer des Schicksals abzulenken. „Die edlen Griechen sollen leben!“ rief er mit dem ganzen Aufwand seiner etwas öligen Stimme. „Der Miaulis und seine Heldenthat! Hoch, und abermals hoch, und zum dritten Mal hoch!“

Mit begeistertem Zuruf und Gläserklang stimmte Alles in seinen Toast. Als er aber mit dem Glase an den Pfarrer von Y . . . burg kam, zog dieser das seinige zurück, blieb sitzen und schüttelte spöttisch lachend den Kopf.

„Was?“ rief der Pfarrer von A . . . berg bestürzt: „Du willst nicht auf die Griechen anstoßen?“

Ein Gemurmel der Entrüstung erhob sich in der Gesellschaft.

„Sie halten's also mit den Türken?“ fragte Einer geringschätzig.

„Ich bin kein Politiker,“ antwortete der Pfarrer von Y . . . burg. „Was geht der Türk' mich an —“

„Das ist aus dem Wallenstein!“ bemerkte ein Referendarius halblaut dazwischen, und Einige lachten.

„Aber muß ich deßhalb die Partei der Griechen nehmen?“ fuhr der Pfarrer von Y . . . burg fort. „Der Deutsche freilich hält's mit jedem Volk, das für ihn die Kastanien aus dem Feuer holt und eine Revolution macht. Warum immer nur Andere vorschieben?“

„Wollen Sie damit sagen, der Deutsche solle selbst eine Revolution machen?“ fragte ein Justizbeamter mit strengem Ton, indem er ihn mißtrauisch ansah.

„Nein,“ entgegnete der Pfarrer von Y . . . burg, „ich glaube, er hat kein Genie dazu.“

„Seien Sie außer Sorgen!“ rief ein Anderer. „Der Herr Pfarrer erlaubt ja nicht einmal den Griechen gegen die Türken aufzustehen.“

„Gegen die Bluthunde!“ rief Alles zusammen.

„Volkskriege,“ bemerkte der Pfarrer von Y . . . burg, „werden nicht mit Sammthandschuhen geführt, auf einer Seite so wenig wie auf der andern.“

„Aber auf der einen Seite sind's doch Christen!" rief man ihm zu.

Er blickte seine anwesenden Collegen skeptisch an. „Ich weiß nicht, wie weit wir diese Schismatiker als Christen anerkennen dürfen," warf er hin. „Uebrigens," setzte er gegen die weltlichen Mitglieder der Gesellschaft hinzu, „verbietet das Christenthum alle und jede Revolution und gebietet noch obendrein, auch die Nichtchristen als Menschen gelten zu lassen."

„Die wackern Perser, ja! Es leben die Perser!"

„Weil sie diesmal die Türken angegriffen haben," erwiderte er. „Ein andermal geht's vielleicht umgekehrt, dann lassen wir die edeln Türken gegen die Hunde von Persern oder dergleichen hoch leben."

Die Wendung, die das Gespräch nahm, wurde immer verdrießlicher. Ein allgemeiner Sturm stand bevor. Der Pfarrer von A . . . berg fühlte sich daher von der menschenfreundlichen Absicht beseelt, sich selbst seinem Freunde als Hauptopponent gegenüber zu stellen und auf diese Weise den Streit wo möglich in ein friedlicheres Fahrwasser einzuleiten.

„Aber warum willst du denn nicht wenigstens auf den Miaulis mit mir anstoßen?" fragte er wehmüthig. „Du wirst doch anerkennen müssen, daß es eine hohe und edle That von ihm war."

„Ich kenne den Mann nicht persönlich," antwortete der Unverbesserliche mit einer Trockenheit, die jedes edlere Gemüth zur Verzweiflung bringen mußte. „Kann also den inneren Werth seiner allerdings heroischen Mordbrennerei nicht beurtheilen."

„Mordbrennerei!" rief Alles mit Einem Schrei der Empörung.

„An und für sich ist's nichts Anderes," behauptete er. „Und obendrein am Admiral seines bis jetzt rechtmäßigen Fürsten begangen! Freilich pflegt man das Mittel nach dem Zweck zu beurtheilen, und wieder den Zweck nach dem Mittel, je nachdem es gerade bequem ist."

„Das ist casuistisch gesprochen!" bemerkte der Justiz-

beamte, der vorhin auf Miaulis mit angestoßen hatte und nun von der Ahnung eines logischen Witterungsumschlags beunruhigt sein mochte.

„Die Casuistik ist nicht in mir, sie ist in den Köpfen der Leute," entgegnete der Pfarrer von Y...burg. „Wo die Revolution für geheiligt gilt, da wird der Krieg als gerecht, die Brandstiftung als erlaubt, der Meuchelmord als gottgefällig angesehen: wo nicht, da verschreit man die unschuldigste Requisition als gemeinen Raub und Diebstahl. Was dem Einen recht ist, muß dem Andern billig sein. Haben wir da anerkannt, daß eine revolutionäre That mit Recht begangen worden sei, so müssen wir dort auf's allermindeste zugeben, daß sie wenigstens in gutem Glauben begangen worden ist, denn die Entscheidung über das wahre Recht steht uns nicht zu. Wohin führt aber das? Dürfen wir bei solchen Grundsätzen" — fügte er mit erhobener Stimme hinzu — „wenn zum Beispiel ein solcher Patriot, zufällig kein griechischer, dem Feinde seines Volkes, oder wen er just dafür hält, den Dolch bona fide für Freiheit und Vaterland in die Brust stößt, dürfen wir ihn in den Köpfstuhl des ordinären Mörders setzen?"

Er hatte die letzten Worte gegen den Justizmann gerichtet, dem er ohnehin seine Interpellation von vorhin nachtrug, und blickte nun triumphirend um sich her.

Diese eben so behutsame als malitiöse Nutzanwendung brachte ein peinliches Stillschweigen hervor. Der Schatten einer verhängnißvollen That, die eben in der frischesten Wirkung stand, schwebte drückend über der Gesellschaft, und Keiner konnte etwas sagen, ohne sich nach der einen oder andern Seite hin zu compromittiren. Allein gerade das hatte der Menschenfeind beabsichtigt. Ein gesinnungsloser Widersacher der edlen Griechenbegeisterung — sei es nun aus Zerwürfniß mit den classischen Studien, sei es, weil diese Begeisterung denen, die sie ausübten, nicht so gefährlich war, wie seine Mißgunst wünschen mochte, sei es aus purer Bosheit überhaupt — hatte er künstlich, ja man darf wohl sagen gewaltsam, auf die Frage vom politischen Meuchelmorde zu lavirt,

nur um die Gesellschaft durch schadenfrohe Consequenzenzieherei in Verlegenheit zu bringen.

Der Pfarrer von A...berg fühlte, daß der Moment den Versuch einer abermaligen Diversion gebiete. „Du bist vielleicht doch etwas zu streng gegen den Meuchelmord," hob er sanftmüthig an. „Nach deiner Theorie müßte auch die That des Tell verdammt werden, und doch stellt man sie auf dem Theater dar."

„Zu meinem Glück habe ich mit der Theatercensur nichts zu schaffen," erwiderte der Pfarrer von Y...burg, „und kann nur so viel sagen, daß mich Tell durch seine Disputation mit Parricida nicht völlig über die moralische Berechtigung seines Geßlerschusses aufgeklärt hat."

Die Gesellschaft athmete leichter und ging auf eine lebhafte Erörterung des neuen Thema's ein, wobei sich die meisten Stimmen dahin vereinigten, daß allerdings zwischen diesen beiden Mordthaten ein meilenweiter Unterschied stattfinde, indem ja Geßler nicht Tell's Vetter gewesen sei, und daß Letzterer also von jedem Vorwurfe freigesprochen werden müsse.

Der Pfarrer von Y...burg lachte hämisch vor sich hin, was jedoch im Geräusche der allgemeinen Discussion überhört wurde. Ueberhaupt schien die Unterhaltung jetzt zu einem leidenschaftsloseren Gange zurückkehren zu wollen, als der Pfarrer von A...berg in seinem unseligen pacificatorischen Eifer das eben erlöschende Feuer von neuem anschürte, um sich schließlich selbst die Finger daran zu verbrennen.

Er hatte sich noch ein zweites historisches Beispiel in den Kopf gesetzt, durch dessen Aufstellung er die Controverse vollends recht weit von der Gegenwart und ihren epinösen Fragen hinwegführen zu können hoffte. „Und," fuhr er daher fort, sobald eine Pause ihm wieder zu reden gestattete, „einen Harmodios, einen Aristogiton, deren Preis wir schon in der Schule sangen, willst du auch *sie* als Meuchelmörder brandmarken?"

„Daß man in unsern Schulen den Meuchelmord predigt, hat in der That etwas Komisches," bemerkte der Pfarrer von

Y...burg mit sardonischem Lachen. „Indessen bin ich auch hier weder Angreifer noch Vertheidiger, sondern bleibe auf dem Standpunkt, den ich von Anfang eingehalten habe. Die Sache selbst ist mir gleichgiltig, ich frage einfach blos nach der Consequenz. Bekanntlich war Hipparch — auch Hippias bis zu jenem Unglückstage seines Hauses — ein so liberaler, ja ein liberalerer Fürst, als irgend ein heutiger. Wenn man nun irgendwo in der Welt, um die Republik einzuführen, einen liberalen Fürsten via Meuchelmord aus dem Wege räumen durfte oder darf —"

„Halt!" rief der Pfarrer von A...berg, „das waren ganz andere Verhältnisse!"

„Nein, Nein!" unterbrach ihn der conservative Jurist, der sich selbst vielleicht in dem entfernten Verdacht haben mochte, vor Zeiten einmal für jene beiden athenischen Meuchelmörder und Märtyrer geschwärmt zu haben, und der die Gelegenheit zu einer gründlichen Disciplinirung seiner eigenen Ansichten ergreifen wollte. „Nein, gewiß wäre Athen unter den Pisistratiden viel glücklicher gewesen als unter der Republik, die mit der Zeit einen Gerber Kleon und derlei Hallunken gebar."

Nun war es, als ob an einem Wehr die Floßgasse geöffnet wäre und die Fluthen donnernd über einander stürzten, so heftig brach in der Gesellschaft der Streit über die zujüngst aufgeworfene Frage aus. Da jedoch die Meisten künftige constitutionelle Monarchisten waren, so ereignete sich der sonderbare Umstand, daß Harmodios und Aristogiton, die armen Jungen, einst die Sterne der Jugend, jetzt aus politischen Rücksichten per majora verurtheilt wurden. Die Minderzahl, vielleicht aus embryonischen Ultra's bestehend, gab sich alle Mühe, sie zu retten, und bot daher die ganze Kraft der Stimmen auf; allein dieses Vorbild wurde sogleich von der Mehrheit nachgeahmt, und so war bald vor lauter Hören gar nichts mehr zu vernehmen. Damals ruhte noch im Schooße der Zukunft die Wirksamkeit jenes berühmten rheinischen Kammerpräsidenten, der mit dem durchschlagenden Worte, das er in die Stürme der parlamentarischen Debatte

schleuderte: „Meine Herren, es kann nur Einer zugleich sprechen!" bekanntlich seither allem und jedem Geschrei in Süddeutschland ein Ende gemacht hat.

Mitten in diesem allgemeinen Chaos und wilden Durcheinanderwogen der Elemente ereignete sich jedoch auf einmal ein höchst unerwartetes, wahrhaft seltsames Schauspiel. Die beiden Pfarrer von A . . . berg und Y . . . burg hatten sich während der allgemeinen Schlacht in einen Einzelkampf mit einander verwickelt, wobei auf Seiten des Letzteren neben dem Mißbehagen über die heutige Umgebung und ihren Lärm das schon von Hause mitgebrachte fatale Temperament, auf Seiten des Ersteren aber das Gefühl, daß durch eine so verbissene Opposition gegen alle hellenische Herrlichkeit alter und neuer Zeiten jegliches Maß des Unbilligen überschritten sei, sowie bei Beiden der nicht ganz überwundene antipathische Eindruck des ersten Anblicks, gleichmäßig mitgewirkt haben mag.

Was eigentlich Gang und Wendung ihres in dem allgemeinen Geräusche unhörbar gebliebenen Streites gewesen, ist niemals enträthselt worden, da der Pfarrer von A . . . berg es nachher selbst nicht mehr wußte und der Pfarrer von Y . . . burg, vielleicht aus dem gleichen Grunde, ein tiefes Stillschweigen darüber beobachtete. Gewiß ist, daß Beide in ziemlicher Verwirrung und so zu sagen Auflösung aus dem Kampfe hervorgingen, gewiß aber auch, daß derselbe mit großer Erbitterung geführt worden sein mußte. So bezeugte später ein wohlwollender Rechnungsbeamter, der ihnen vergebens zugesprochen hatte, weder um der neuen noch alten Griechen willen Händel anzufangen, sondern sich als gute gemüthliche Deutsche mit einander zu vertragen. Ein Protokoll ihres Wortwechsels konnte aber auch er nicht eröffnen; es war im Bier untergegangen.

Als die Gesellschaft endlich Auge und Ohr dem überraschenden Zwischenfall zuwendete, nahm sie nur noch das letzte traurige Stadium und den beklagenswerthen Ausgang des Kampfes wahr. Der Pfarrer von A . . . berg war fast blauroth vor Aufregung geworden, und seine Haare schienen

nicht abgeneigt, sich zu sträuben. Der Pfarrer von Y...burg sah kälter aus, aber in seinen Augen brannte ein giftiges Feuer, daher das Schlagwort, das man jetzt leider aus dem sonst freundlichsten, leutseligsten Menschenmunde explodiren hörte, gleichwohl nicht ganz unbegründet war.

„Giftmichel!" schrie ihn nämlich der Pfarrer von A...berg an.

„Strohkopf!" gab der Pfarrer von Y...burg zurück.

Der Pfarrer von A...berg holte Athem. „Metternichianer!" donnerte er dann.

„Meuchelmörder!" warf ihm der Pfarrer von Y...burg in's Gesicht.

Erstarrt über diese Donnerschläge aus blauem Himmel, saß die Gesellschaft sprachlos da.

Der Pfarrer von A...berg, gleichfalls sprachlos über eine so ganz unerträgliche, mit geistlichen Waffen nicht abzuwehrende Beschuldigung, machte, obwohl nur sehr von Weitem, eine etwas kriegerische Bewegung nach einer leeren Flasche, wurde jedoch von seinem Nachbar gehalten, welchen Freundschaftsdienst er ihm mit einem stummen, aber innigen Dankesblick vergalt. Hieran konnte jeder Billigdenkende ermessen, daß der sanfte Mann, selbst in der höchsten und gerechtesten Wuth, mehr nicht als eine bloße Demonstration beabsichtigt hatte.

Allein der Pfarrer von Y...burg nahm Glas und Flasche, um von ihm auszuwandern. „Ich will weder auf moderne, noch auf antike Art gemeuchelmordet werden," sagte er hämisch und setzte sich mit eisiger Ruhe an eine andere Seite des Tisches.

Die beiden Knaben hinter dem Ofen drückten einander die Hände, zum Zeichen, daß sie keinen Theil haben wollten an dem blutigen Haß der Häuser Friedland, Piccolomini.

Die Gesellschaft war in stumme Bestürzung versunken. Sie blickte theilnehmend auf den Pfarrer von A...berg. Seine Wuth legte sich, und stille Trauer trat an ihre Stelle. Die Thränen rollten ihm in das Bier. Seine Wehmuth wurde laut und lauter. Er stieß mit den Freunden an, die

ihm übrig geblieben waren, umarmte und küßte sie, tief gerührt, rief, es gebe doch trotz alledem und alledem immer noch gute Menschen in der Welt, und schluchzte unendlich über diese tröstliche Thatsache.

Der Pfarrer von Y... burg dagegen saß bocksteif an seinem neuen Platz und trank in finsterem Schweigen ein Glas um das andere. Nur als einmal das vieljährige oberkellnerische Inventarstück des Hauses, der nunmehr längst selig heimgegangene krumme Philipp, einen unverlangten Kalbsbraten vor ihn hinstellte, öffnete er den Mund und hieß ihn einen Esel. Der gute Philipp, welcher sehr taub war, nickte ihm mit freundlichem Grinsen zu, nahm den Braten weg und kam gleich darauf mit einer noch einmal so großen Portion desselben zurück. Er hatte verstanden, der Gast wolle einen größeren, ein Mißhören, das bei der im Süden landüblich gleichen Aussprache von e und ö einem tauben Ohre gar leicht begegnen mag.

Dem Pfarrer von Y... burg blieb keine weitere Maßregel, als seinen nagenden Grimm an dem Kalbsbraten auszulassen.

Das Schicksal hatte jedoch dafür gesorgt, daß er ihn nicht ungestört aufessen sollte. Die poetische Gerechtigkeit, die er so vielfach herausgefordert, ereilte ihn in dem Augenblick, da er die Rache in der Form, wie er sie vollzog, süß zu finden begann. Ihr Werkzeug war ein kleiner Pfarrer mit spitzigem Gesicht, der neben ihm saß und sich an der Seite des unheimlichen Gastes nicht behaglich fühlte. Entschlossen, ihn für die Attentate, die er diesen Abend auf den Frieden einer vergnüglichen Gesellschaft gemacht, exemplarisch zu bestrafen, wartete er ab, bis sein Opfer einige Bissen verzehrt und den Appetit auf diejenige Stufe gebracht hatte, auf welcher es am wehsten thut, wenn er verdorben wird.

„Habe doch recht Bedauern gehabt mit dem Herrn Sohn,“ begann er nun gegen ihn.

Der Pfarrer von Y... burg ließ den frischen Bissen an der Gabel vor dem Munde schweben und sah den Redner befremdet an.

„Ich meine das Mißgeschick, das der Herr Sohn heut im Examen gehabt haben," fuhr dieser fort, unbarmherzig direct vorgehend.

„Wie so? was denn?" fragte der Andere und ließ Messer und Gabel sinken, unseligster Entwicklung gewärtig.

„Wie? Sie wissen es noch nicht? merkwürdig!" rief der kleine Pfarrer und erzählte ihm hierauf, was Jedermann außer dem unglücklichen Vater wußte. Er erzählte mit einem Genuß, für dessen unerwartete Bescherung er sich selbst in seinem Herzen Dank sagte. Er hatte geglaubt, nur leicht auf ein Hühnerauge tupfen zu können, und nun war ihm die Genugthuung geworden, dieses Hühnerauge dem noch unbewußten Träger weitläufig in seiner ganzen Größe aufdecken zu dürfen.

Der Pfarrer von Y...burg starrte ihn eine Weile an. Er übersah mit Einem Blicke sein ganzes Verhältniß zu der Gesellschaft. Worte nannten es nicht, nicht Pinsel noch Griffel! Weiterhin wurde ihm klar, daß Kalbsbraten für ihn abermals ein nur in der Erinnerung lebender Mythus bleiben müsse. Um nicht mit dem tauben Philipp noch einmal in Conflict zu kommen, legte er so viel Geld auf den Tisch, als die Zeche nach seiner Rechnung betragen mochte, winkte seinem Sohne, der alsbald an seiner Seite war, wiegte sich ein wenig auf dem Stuhle hin und her, um seine Kräfte zu erproben, stand dann bolzgerade auf, blieb einen Augenblick unbeweglich stehen, und — weg war er!

Auch Eduard war eben so schnell den nacheilenden Blicken Wilhelm's entschwunden.

Indessen hatte die poetische Gerechtigkeit ihren Weg auch zu dem kleinen Pfarrer gefunden, durch dessen Bosheit dieser rasche Abgang bewirkt worden war. Er lag mit dem Stuhl am Boden und streckte die Beinchen in die Höhe. Ob der Pfarrer von Y...burg ihn bei seinem kometenartigen Dahinstrahlen unwillkürlich oder aber absichtlich, zum Entgelt für seine freundnachbarliche Mittheilung, zu Boden gerissen hatte, hierüber konnte man nur Muthmaßungen hegen; daß er es war, der ihn gefällt, das stand außer Zweifel.

Nachdem der kleine Pfarrer wieder ajustirt war, erging sich die Gesellschaft in unverhohlenen Mißbilligungsäußerungen über den Abgegangenen, und ganz besonders auch über seine Unart, ohne Gutenacht fortzugehen. Französische Abschiede waren dazumal noch etwas Seltenes.

Alles war zuletzt einig, er sei ein verkappter Jesuit.

Indessen war und blieb die Stimmung gestört, der schöne Abend verdorben. Vergebens suchte man den Pfarrer von A...berg zu beschwichtigen. So oft er bedachte, daß er, ein so gediegener Mann, der alle Menschen liebte, und alle Menschen ihn, er, der bloße Theoretiker des Meuchelmords, ein praktischer Meuchelmörder sein sollte, so oft wurde er von neuer Rührung übermannt. Aus diesem Grunde hatte auch Niemand an einen Vermittlungsversuch gedacht; denn selbst wenn die allgemeine Abneigung gegen den Beleidiger zu überwinden gewesen wäre, so war die Beleidigung zu schwer, um verziehen, um vergessen werden zu können.

Nach verschiedenen, mehr oder minder mißglückten Anstrengungen, dem Beisammensein wieder die frühere ungezwungene Heiterkeit zurückzugeben, glaubte man endlich den Abend beendigen zu müssen, und brach auf. Man fühlte die Unheilbarkeit des Risses, der zwei auf so seltene, wo nicht welt-, doch landhistorische Weise zusammengeführte Herzen für immer wieder aus einander gerissen hatte, man fühlte den Schmerz der Wunde, die in dem besseren dieser beiden Herzen — wer weiß wie lange — nachbluten mußte.

Mir selbst, der ich diese Geschichte schreibe, blutet das Herz. Wenn der Leser wüßte, welche Mühe es mich gekostet hat, diese beiden ungleichen Freunde zusammenzubringen, dann würde er mir wohl eine Empfindung der Theilnahme weihen. Nun stehe ich auf den Trümmern meiner mit so vieler Anstrengung unternommenen Arbeit, Oel und Zeit habe ich verloren, und dieses — ist dein Werk, Miaulis!

Leser, in dieser Lage gibt es für uns Beide nur Einen Trost. Sieh hin, dies war der Verlauf und Ausgang einer politischen Unterhaltung im Anfang der zwanziger Jahre. Deutschland im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts!

Sieh hin und ermiß das Unermeßliche, ermiß die Riesenentwicklung, die wir seitdem durchgemacht haben. Von deiner politischen Bildung getragen, kannst du sie so gut, vielleicht besser ermessen, als ich selbst, und gerne will ich dir daher über diesen Gegenstand das Wort überlassen.

Ein Nachtwächter, der in den abgelegenen Theilen der Stadt eben die Stunde ausrufen wollte, sah zwei lange, magere, steife Wesen an sich vorüberschweben. Das kleinere dieser beiden Wesen ging voraus, das größere kam hintendrein und hielt das kleinere an den Haaren gefaßt, wobei der Führer geächzt, der Geführte aber geschwankt haben soll. Der Nachtwächter murmelte: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn," und rief die Stunde in einem andern Gäßchen. Am Morgen erzählte er Jedem, der es hören wollte, von der grauslichen Erscheinung, die er gehabt.

Wir aber ahnen, wer diese beiden Gestalten waren.

Durch die breite Hauptstraße der Residenz bewegte sich um die gleiche Nachtstunde eine stumme Prozession.

Im ersten Gliede wurde ein Schluchzender unter den Armen geführt. Die Andern folgten gleichsam als Leidtragende.

Der Schluchzende war der Pfarrer von A . . . berg.

Sein Wilhelm ging nebenher und war in großer Noth. Die Begleiter trösteten ihn jedoch. „Es sei nur ein kleiner Circumflex," sagten sie, „der bis morgen früh vorüber sein werde."

Hiemit verzog es sich jedoch bis tief in den Tag hinein, und die Sonne stand schon hoch über den rauchenden Schornsteinen, an deren Fuße die gastfreundlichen Hausfrauen der Hauptstadt von der gehabten Last und Hitze jetzt wieder ausathmen durften, als ein bequemer Wagen Vater und Sohn der Heimath zu durch das östliche Thor entführte.

Beide sahen nachdenklich aus.

Wo die große Südstraße sich nach Ost und Westen theilt, sah Wilhelm am späten Nachmittage die beiden Ladstöcke auftauchen, die in seines Vaters sowie in seinen eigenen jungen Lebenslauf so bedeutendes Zündkraut eingetrieben hat-

ten. Sie schienen einen Botenwagen, der eben am Horizont verschwand, benutzt zu haben, waren am Fuß einer Anhöhe abgestiegen und schickten sich nun an, einen holprigen Fußweg zur Rechten einzuschlagen, an dessen Spitze ein baufälliger Wegweiser, aus einem kleinen Gebüsch hervortretend, die westliche Richtung nach Y... burg, den Weg zum Käsebraten, bezeichnete.

Ehe sie jedoch denselben vollends erreichen konnten, drohte sie schon der schnelle Wagen der in glücklicherer Lebensstellung befindlichen beiden Reisenden einzuholen. Der Hufschlag und das Rollen der Räder bewog den Pfarrer von Y... burg, sich umzusehen. Als er die weiland befreundeten Gestalten erkannte, deren Begegnung ihm bevorstand, warf er aus den zusammengezogenen buschigen Augenbrauen einen wilden Blick auf sie und riß seinen Erzeugten mit sich in das Gebüsch. Wilhelm jedoch, der sich aus dem Wagen beugte, sah im Vorüberfahren, wie die Büsche sich theilten und Eduard den Kopf daraus hervorstreckte. Derselbe drückte die Lippen zusammen und riß sie wieder aus einander, wie man wohl zu thun pflegt, wenn man einen Kuß in die Ferne senden will. Wilhelm aber verstand ihn besser: das Zeichen bedeutete ein B, den Anfangsbuchstaben des Namens, den sie sich zum Losungswort erkoren hatten.

Schöne Stunde, wirst du jemals wiederkehren, durch den nie veraltenden Zauber dieses Namens heraufbeschworen?

Zugleich aber war Wilhelm noch Augenzeuge eines weiteren Schauspiels geworden. In der Lücke des Gebüsches war eine lange, knöcherne Hand erschienen, die dem armen Eduard eine wohlbemessene Ohrfeige gab.

Der Wagen war längst vorbeigerollt, und Wilhelm lehnte schwermüthig wieder in seiner Ecke. Er gedachte der arithmetischen Genauigkeit seines Freundes, und bange Ahnungen erfüllten seine treue Seele. Ob sein Vater die Erscheinung gleichfalls gesehen habe, wußte er nicht und hielt es jedenfalls für gerathener, mit ihm nichts darüber zu reden.

Jetzt bog der Wagen nach Osten auf die kleinere Straße ab, die sich den heimischen Bergen näherte.

Der Pfarrer von A...berg hatte sich bis gestern Abend unausgesetzt darauf gefreut, auf der Rückreise wo möglich das vielbesprochene Felsengesicht zu beaugenscheinigen. Der Moment war jetzt gekommen, die Witterung konnte nicht günstiger sein. Instinctmäßig griff er in die Wagentasche, in welcher sich sein Butzengeiger befand, und holte denselben hervor. Kaum aber hatte er ihn erblickt, als sein Aussehen sich veränderte. Er wurde roth und blaß, ein Schauer überlief ihn, die Erinnerung schien mit tausend Freuden und Qualen in ihm aufzugehen, er steckte das Fernrohr wieder an seinen Ort und legte sich mit einem tiefen Seufzer in die Wagenecke zurück.

Er hat das Felsengesicht, die vornehmste Merkwürdigkeit seiner Gegend, in diesem Leben nicht mit Augen gesehen! Er mußte sich mit dem bloßen, ungeformten Material begnügen, das ihm von der künstlerischen Bearbeitung durch die Ferne keinen Begriff gab, und mit einer Beschreibung, an die er nicht denken konnte, ohne daß ihm ein Stich durch das Herz ging.

Inzwischen brachte er den ersten Abend, den er wieder im häuslichen Kreise verlebte, so heiter zu, als seine Erschöpfung von der Reise es nur gestatten wollte. Er mußte seiner Frau von dem glücklichen Examen, das Wilhelm gemacht, und von der schmeichelhaften Aufnahme bei den Verwandten in der Residenz so viel erzählen, daß ihm keine Zeit blieb, der Schattenseiten seiner Begegnisse zu gedenken.

Am andern Morgen jedoch hatte Wilhelm, der sich bei seinem Vater auf dessen Studierzimmer befand, abermals einen Anblick, der ihm durch die Seele schnitt.

Mit dem neuerdings gewohnten neunten Glockenschlage ging der Pfarrer so instinctmäßig, wie gestern, an die Beschäftigung, die ihm zur andern Natur geworden war. Er schritt zu der Schublade, in welche das Fernrohr von den sorgsam auspackenden Händen der Pfarrerin gleich nach seiner Ankunft wieder zurückgebracht worden war. Behaglich schob er es auseinander und trat zum Fenster. Hier aber, die Richtung vor Augen, in welcher Y...burg lag, erwachte er

plötzlich wie aus einem Traume. Sein lachendes Antlitz umwölkte sich, niedergeschlagen ließ er den Tubus sinken, ohne nur einmal hinein gesehen zu haben. Dann schüttelte er den Kopf, schob das Instrument langsam zusammen, legte es wieder in die Schublade und verließ das Zimmer.

Der gute Sohn sah ihm traurig nach. Er konnte sich denken, daß der Vater jetzt zur Mutter hinabgehen werde, um sein gepreßtes, gekränktes Herz bei ihr auszuleeren.

Wilhelm konnte der Versuchung nicht widerstehen, sich zu vergewissern, wie der Pfarrer von Y...burg in der sonst von beiden Seiten jeden Morgen so sehnlich erwarteten optischen Begrüßungsstunde sich verhalte.

Er holte daher das Fernrohr und blickte hinab.

Der Pfarrer von Y...burg stand so gleichmüthig wie immer an seinem Fenster und sah herauf, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Bei näherer Recognoscirung entdeckte Wilhelm jedoch, daß der Wegelagerer an seinem Fernrohr eine sonderbare Vorrichtung angebracht hatte, welche an der einen Seite ein gutes Stück weit über dasselbe herausragte. Wilhelm sah genauer hin und zerbrach sich den Kopf; doch wurde er seiner Sache immer gewisser und konnte zuletzt nicht mehr zweifeln, daß es ein — Scheuleder war. Er hatte Verstand genug, um sich zu sagen, daß Niemand im Ernste daran denken könne, einem Fernrohr durch eine Augenklappe die Beschränkung aufzuerlegen, welcher man ein Pferdsauge unterwirft, daß also die angebliche Vorkehrung nichts anderes sei, als ein Werk schwarzer Bosheit und phantastisch abgefeimter Tücke, ein Symbol, durch welches der Unhold den Bewohnern des Pfarrhauses von A...berg insinuiren wolle, daß sie aus dem Focus seines Blickes ausgeschlossen seien und sich nicht beigehen lassen dürfen, denselben auf sich zu beziehen, mit Einem Worte, daß er wieder, wie ehevordem, an ihnen vorüber sehe.

Wilhelm war jetzt doppelt froh, daß sein Vater nicht hingeblickt hatte. Dieser Anblick würde ihm vollends das Herz abgedrückt haben.

Sehnsuchtsvoll spähte er an allen sichtbaren Theilen des Hauses und seiner Umgebung herum, allein von Eduarden war nichts wahrzunehmen.

Während er noch mit dem Tubus am Fenster stand, trat sein Vater wieder in's Zimmer.

„Du kannst ihn behalten, kannst ihn mit in's Kloster nehmen," sagte er mit weicher Stimme.

Wilhelm wußte, daß dem König von Thule jener goldene Becher nicht lieber sein konnte, als seinem Vater dieses Instrument. Er nahm das Geschenk mit unaussprechlicher Wehmuth in Empfang, trug jedoch Sorgfalt, es mit guter Art sogleich aus dem Studierzimmer zu entfernen, um den geliebten Vater vor dem teleskopischen Dolchstoße zu bewahren, der ihm von Y...burg aus zugedacht war. Nein, Meuchelmörder du selbst! dir sollte nicht die Genugthuung werden, mit diesem Stoße getroffen zu haben.

Wilhelm begrub in seinem Herzen, was er gesehen hatte. Nicht einmal seiner Mutter sagte er etwas davon.

Zwischen Morgen und Abend war, wenigstens von Morgen aus, und das Seitens des Pfarrers von A...berg unbedingt, der Vorhang für immer gefallen. Er hat diesseits nicht wieder durch seinen Butzengeiger hindurchgeschaut, niemals, niemals, niemals!

Die Folgen dieser Entsagung blieben nicht aus. Man hätte ihm eben so gut ein Glied unterbinden können. Er lebte noch ein paar Jährchen fort, wie er gelebt hatte, menschenfreundlich, wohlwollend, heiter; aber in seiner Maschine war ein verborgenes Rädchen gebrochen. Erst litt er an periodischen Augenentzündungen, worin sich die wie durch eine Erkältung zurückgeschlagene Lebhaftigkeit seiner expansiven Augen krankhaft kundgab. Sie waren begleitet von intermittirendem Herzklopfen. Dieses weite Herz krampfte sich oft zusammen, weil ihm in dieser Welt ein Fleck zugeschlossen war, für den es nicht mehr schlagen durfte, wohin es nicht mehr schreiben konnte, woher es keine Briefe mehr empfangen sollte! Der sorgsamsten Pflege und rationellsten Behandlung gelang es zwar, diese Affectionen zu heben; aber das Uebel

zog sich jetzt tiefer in den Organismus zurück, wo es eine Zeit lang versteckt lauerte, um dann mit einer alle Wissenschaft überflügelnden Heftigkeit hervorzubrechen. Die bewährtesten Aerzte wurden gerufen. Leider konnten sie über die Prognose nicht einig werden. Der Eine suchte die Krankheit in der Milz, der Andere in der Leber, der Dritte fand sie in den Nieren, der Vierte im Pankreas. Da der Patient sich im Voraus die Section verbat, so ist diese Streitfrage ungelöst geblieben, und die Jünger der Divinationskunst haben Alle Recht behalten.

Er erlebte nicht mehr die erste Predigt seines Wilhelms!

„Multis ille bonis flebilis occidit!“ rief dieser in der Traueranzeige, die er in die große Landeszeitung einrücken ließ.

Armer Pfarrer von A ... berg, die Stunde ist gekommen, da wir dir Valet sagen müssen. Wir können jedoch nicht von dir scheiden, ohne deinem tragischen Geschick noch eine kurze Betrachtung gewidmet zu haben.

Unglückliches Tubusspiel, das dir nie hätte einfallen sollen!

Wir meinen nicht das einfach-kindliche Spiel, dem du in deinen glücklicheren Tagen um die achte Morgenstunde obzuliegen pflegtest; denn „hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiel.“ Nein, wir meinen das Doppelspiel, das dich verleitete, eine lang erprobte Gewohnheit abzudanken und von der achten Stunde zur neunten herabzusteigen, vom Monologe zum Dialoge fortzuschreiten! Hat keine Ahnung dir zugeflüstert, daß ein Tubus nicht die Laterne des Diogenes ist, daß unter den Rosen deiner Entdeckung eine Schlange nisten könnte?

Warum aber auch, so muß bei diesem Todtengerichte gefragt werden, warum mußtest du dich verführen lassen, deinen Decan, dem du als deinem Vorgesetzten ernstere Ehrerbietung schuldig warst, zu harceliren und ihm auf den Zahn des Humors zu fühlen? Denn ohne diesen, mit aller Schonung sei es bemerkt, doch immerhin vielleicht etwas losen Scherz wäre jener Abend nicht so sehr in die Länge

gezogen, wäre der folgende Morgen nicht um eine Stunde verkürzt, wäre somit eine weisliche Weltordnung, die zwei so heterogene Individuen, um sie auseinander zu halten, mit der einzigen ihnen gemeinsamen Neigung auf verschiedene Stunden angewiesen hatte, nicht freventlich durchbrochen worden. Ach, auch einem so reinen Gemüthe, wie dem deinigen, war es nicht gegeben, ganz ohne Verschulden durch dieses sündige Leben zu gehen, und „alle Schuld rächt sich auf Erden." Allein du hast die deine genug, ja mehr als genug gebüßt, und darum sei dir die Erde leicht!

Der Weihnachtsfund.

1.

Im rothen Löwen, einem ansehnlichen, an einer vielbefahrenen Straße einsam gelegenen Gasthause, ging es am Abend vor Weihnachten lebhaft zu, wiewohl nicht von Gästen; denn die schweren und leichten Fuhrwerke der Reisenden, welchen das Wirthshaus zur Einkehr bequem lag, waren heute ausgeblieben, weil religiöse Scheu, Sitte und Aberglaube das Reisen in der heiligen Zeit verboten, und auch von den Spaziergängern der benachbarten Stadt, die sich sonst reichlich einfanden und den Löwenwein jedem andern vorzogen, war Niemand gekommen, da die Einen dem Herkommen der Weihnachtfeier im häuslichen Kreise huldigten, und die Andern sich scheuten, durch Wirthshausbesuch an einem solchen Tage ihren Mitbürgern Aergerniß zu geben. Familie und Gesinde des Hauses waren es also selbst, welche, diese seltenen Stunden der Freiheit von allen Verrichtungen für sich zur Weihnachtruhe und Weihnachtfreude anwendend, das Haus mit fröhlichem Geräusch erfüllten. Auf einem Tische der geräumigen Wirthsstube waren die Bescherungen für die Kinder, auf einem andern für die Knechte und Mägde

aufgestellt. Die Kinder jauchzten über ihre Süßigkeiten, bliesen in ihre Trompeten und polterten mit Allem, was von ihren Geschenken einen Lärm zu machen geeignet war. Auch am andern Tische machte sich die Freude laut, denn während die Knechte ihre Gaben erst auf wiederholtes Zureden und mit verlegenem Lachen in Empfang nahmen, machten die Mägde dafür, mit Ausnahme einer einzigen, um so mehr Geschrei und Aufheben von den ihrigen. Doch fehlte es dem Geschrei wenigstens nicht an Wolle, da die Herrschaft ihre Dienstleute wie Familienangehörige behandelte und mit einer Freigebigkeit, die mit dem einträglichen Gange der Wirthschaft gleichen Schritt hielt, den Weihnachtbaum für sie so reichlich ausgestattet hatte, daß er kaum minder als der der eigenen Kinder glänzte.

Es kam heute noch ein besonderer Anlaß zu dem häuslichen Feste, der dasselbe zugleich zu einer Abschiedsfeier machte. Zwei von den Knechten wollten den Dienst verlassen, und ihre Wanderzeit war, dem Herkommen der Gegend gemäß, das in diesem Punkte seltsam von der sonstigen Heilighaltung der Festzeit abwich, mit Weihnachten eingetreten. Der Eine, ein Sohn einer vermöglichen Wittwe im nahen Städtchen, hatte seinen Dienst als Freiwilliger versehen, um in Feld und Haus das Nöthige zu erlernen. Wenn man aber dem Zeugniß der Andern glauben durfte, hatte er, als ein verweichlichtes Muttersöhnchen, dem nichts an der Arbeit gelegen war, bei dem Unterrichte wenig gewonnen. Auch auf seinen Charakter waren sie nicht gut zu sprechen: obgleich, seinen freundlichen Redensarten nach zu urtheilen, sein Herz von Nächstenliebe überzufließen schien und seine gefälligen Manieren im Anfang Alle gewonnen hatten, so stimmten sie doch allmählig mit dem alten Philipp, dem Oberknecht, überein, der von ihm zu sagen pflegte: „Hilft Alles nichts, der Alex ist eben ein Schleicher, ein Fuchsschwänzer, und wenn er mich übergolden wollt'; zwar das wird er bleiben lassen, denn er ist ein wüster Geizkrag'." Dagegen ließen sie den Andern sehr ungern ziehen: wiewohl von Betragen nichts weniger als einschmeichelnd, war er doch allgemein geachtet und ge-

liebt, denn, pflegte der alte Philipp zu sagen, „die Katz' zu streicheln, ist er nicht der Mann, der Erhard, aber reell ist er, wo ihn die Haut anrührt." Seine Dienstaufkündigung hatte eine wahre Trauer im Hause verbreitet, Alles hatte ihm zugesprochen, sie zurückzunehmen, und der Löwenwirth selbst, der große Stücke auf ihn hielt, hatte ihn zum Bleiben zu bewegen gesucht, allein vergebens, denn der Knecht hatte auf alle Zureden hartnäckig erwidert, es treibe ihn fort, daß ihn nicht tausend Pferde halten könnten, und er fühle den unüberwindlichen Drang, sein Glück in der Fremde zu versuchen. Man munkelte jedoch, was ihn forttreibe, sei nicht sowohl Wanderlust, als vielmehr Liebe zu der Magd Justine, neben welcher er es nicht aushalten könne hoffnungslos fortzuleben, obgleich Niemand zweifelte, daß sie ihm gerne die Hand reichen würde, wenn sie nur ein wenig Vermögen mit einander besäßen; denn daß die Justine den Erhard aus irgend einem andern Grund der Welt ausschlagen könnte, das hätte Keins von Allen geglaubt. Anders stand es zwischen ihr und dem Alex. Als dieser mit dem Frühjahr in den Dienst trat, konnte man eine Weile glauben, sein glattes Gesicht sei ihr nicht gerade zuwider, und man hatte sie seinen unterhaltenden Reden mitunter nicht unbeifällig lächeln sehen. Doch dauerte es nicht allzu lange, so bemerkte man noch viel deutlicher, daß sie sich mit unverhehlter Geringschätzung von ihm zurückzog; er versuchte zuweilen noch mit einem Scherzwort bei ihr anzukommen, wurde aber jedesmal mit bitterer Verachtung abgestoßen, was um so erklärlicher war, da ein Gerücht verlautete, welches sich auch bald als begründet erwies, daß er eine reiche Frauensperson im Städtchen heirathen wolle, die jedoch mit all ihrem Gelde den verächtlichen Ursprung dieses Reichthums nicht zudecken konnte. Diese Handlungsweise, als deren einzigen Beweggrund man bei den bekannten, sonst nicht eben verführerischen Eigenschaften der Braut den Geiz ansehen konnte, raubte ihm vollends den letzten Rest der Achtung, die er im Hause genossen hatte. Allein nicht blos die vornehme Welt, auch die ländliche hat ihre Rücksichten und zurückhaltenden Gesellschaftsformen:

Alex gehörte einer Familie an, die man nicht ohne weiteres vor den Kopf stoßen durfte, und in seine Heirathsangelegenheiten war Niemand berechtigt sich zu mischen; man begnügte sich daher, ihm über seinen Abgang keinerlei Betrübniß zu bezeigen; er erhielt sein Weihnachtgeschenk so gut wie die Andern, nur hatte man dabei keine besonders liebevolle Auswahl und keine überflüssige Verschwendung beobachtet, auch obendrein einen sehr fühlbaren Unterschied gemacht, indem Erhard's Bescherung, außer einem Reisebeutelchen mit etlichen neugeprägten Reichsthalern, dreimal so reich ausgefallen war, als die seinige. Alex that jedoch, als merke er nichts davon.

Auch Justine war in einer Weise bedacht worden, woran der Vorzug, den man ihr vor den andern Mädchen gab, sich erkennen ließ. Sie war der Liebling der Frau vom Hause, die sich nicht glücklich genug preisen konnte, in der unruhigen Wirthschaft ihre Kinder einem so zuverlässigen Wesen anvertrauen zu können. Die Löwenwirthin konnte ganz warm werden, wenn sie bei Gelegenheit die Tugenden des Mädchens herausstrich, ihre gute Art, mit den Kindern umzugehen, die sie stets bei freundlicher Laune zu erhalten wisse, die unverdrossene, liebevolle Sorgfalt, die sie ihnen widme, daneben ihre Anstelligkeit in Küche und Haushalt und endlich über Alles ihr bescheidenes, verständiges, gesetztes Wesen, womit sie ihrer Herkunft als eine Waise armer, aber rechtschaffener Eltern Ehre mache, da sie nicht, wie Andere ihres Alters, den jungen Burschen nachgucke und zudringliche Gäste, ohne Ungeschick und Grobheit, in geziemender Entfernung zu halten wisse. Diesem Lob entsprach das Aussehen der jungen Magd vollkommen. Ein stillfreundlicher, verständiger Ausdruck lag in ihrem feinen Gesicht, das eine angeborne gesunde Blässe deckte, und ihre gedrungene Gestalt, welche freilich ein verzärtelter Geschmack schlanker wünschen mochte, hatte dessenungeachtet nichts Unedles, vielmehr war die derbe Tüchtigkeit, die in solchen, wie man sie auf dem Lande zu nennen pflegt, etwas aus einander gegangenen Gestalten sich ausspricht, durch Sanftheit der Haltung und anspruchslosen

Anstand gemildert. Dieses gedämpfte Wesen, wodurch das junge Mädchen zu einer unter Ihresgleichen nicht gewöhnlichen Erscheinung wurde, hatte jedoch eine Färbung angenommen, die Allen auffallen mußte. Sie war stiller als je, und eine Niedergeschlagenheit, die man sie schon einige Zeit her mühsam verbergen sah, wollte sich heute nicht mehr bezwingen lassen. Ihre Gaben hatte sie nicht mit der lärmenden Freude in Empfang genommen, wie die andern Mädchen, und man hätte sie für unzufrieden halten können, wenn man sich nicht so gut wie die Löwenwirthin auf den dankbaren Blick ihres Auges verstand und den Ton ihrer Stimme auszulegen wußte. Sie stand demüthig niedergebeugt am Tisch und sah trüb auf die Bescherung, als wäre dieselbe viel zu gut für sie und nicht von ihr verdient. Wenn Jemand sie anredete oder die propern Kleiderzeuge, Tüchlein und Bänder, die vor ihr lagen, musterte, so schlug sie mit einem gewissen Entschlusse die matt überflogenen blauen Augen auf und gab mit gewohnter Freundlichkeit Red' und Antwort, aber ihr gutmüthiges Lächeln war von einem unsäglich schmerzlichen Zuge begleitet, und so vielen Zwang sie sich auch anthat, so fiel sie doch immer wieder in tiefe und offenbar peinliche Gedanken zurück. Unverkennbar war es, daß ein schweres Seelenleiden auf ihr lastete. Alles blickte sie mit stiller Theilnahme an, ohne sie zu fragen, denn man war einig darin, daß nichts andres als Erhard's Abschied die Ursache ihrer Traurigkeit sei. Mochte auch ein schwermüthiges Brüten, das ihr vielleicht von Natur eigen war, schon früher zuweilen an dem stillen Mädchen wahrzunehmen gewesen sein, so war ja doch die völlige Niedergeschlagenheit, so wie sie sich jetzt im täglichen Wachsen bemerklich machte, erst seit seiner Aufkündigung hervorgetreten.

Auch Erhard konnte in seinem ernsten Gesicht den Schmerz nicht ganz verbergen, so sehr er ihn durch männliche Zurückhaltung zu mäßigen mußte. Doch gab er sich alle mögliche Mühe, an der allgemeinen Freude theilzunehmen, die sich durch den Gedanken des Abschiedes zwar auf Augenblicke trüben, aber nicht aus ihrem Rechte verdrängen ließ. Die

Krone des Abends war der „Schantiklas", das nie fehlende, junge und alte Kinder scheuchende heilige Gespenst St. Niklas, in all seiner plump phantastischen Herrlichkeit von dem alten Philipp gespielt. Derselbe hatte sich insgeheim in einen weiten braunen Schafpelz gesteckt und diesen mit Stroh ausgestopft, das an den Händen und am Halse in ganzen Büscheln hervorstarrte, und unter die Füße hatte er Melkstühlchen gebunden, so daß er zu einer riesigen Größe und Dicke angewachsen war. Das Gesicht hatte er mit Ruß geschwärzt. Auf dem Kopfe trug er einen Kübel, über welchem ein Tannenwipfel schwankte, in der Linken einen hohen krummgebogenen Stecken, in der Rechten eine tüchtige Ruthe und auf dem Rücken einen Sack, aus dem er zur Abwechslung Nüsse unter die Leute warf, wenn er wieder eine Weile in der Stube herumgerutscht war, um die sündige Menschheit groß und klein mit der Ruthe zu streichen und die Kinder und Mädchen in den Sack zu stecken. In dem kleinen Kreise war es zwar ein öffentliches Geheimniß, daß hinter der fürchterlichen Erscheinung nichts als der alte Philipp stecke, aber dennoch verursachte sie entsetzlichen Lärm. Die Kinder verkrochen sich hinter den Erwachsenen, die Mägde stießen die ihnen eigenen grellen scharfen Schreckenstöne aus, denn, obgleich mit dem inwendigen Menschen des heiligen Butzenmannes wohl vertraut, ertrug ihre ungeübte Einbildungskraft doch das übernatürliche Aeußere desselben nicht, und das schrillende Gelächter, wenn sich eine in Sicherheit sah, wechselte mit wildem Kreischen ab, wenn das Ungethüm wieder nahe kam; denn ungeachtet seiner unbeholfenen Bewegungen entging ihm Niemand, da, durch eine geheime Verschwörung Aller gegen Alle, Jedes wenigstens einmal im Gedränge eingekeilt und seiner Ruthe entgegengeschoben wurde. Löwenwirth und Löwenwirthin bekamen so gut wie die Andern ihr Theil ab, denn der Weihnachtscherz kannte keine Grenze, und für den Schantiklas gab es weder Herrschaft noch Gesinde.

Doch ließen sich wohl auch in dieser gröberen Art von Weihnachtbescherungen merkliche Unterschiede empfinden, wobei es freilich den Betroffenen überlassen war, ob sie den Grad

der austheilenden Liebe an dem Mehr oder Weniger erkennen wollten. So erhielt zum Beispiel Justine, welche sich dem Gedränge nicht entziehen konnte, zwei Streiche, die sanft aufgetragen waren, so daß sie nur ein wenig lächelte, während Alex eine einzige Berührung des Strafwerkzeuges durch einen Gesichtsausdruck bescheinigte, der einen empfindlichen Hauteindruck zu bekennen schien, bald jedoch jener Miene Platz machte, mit welcher unter ähnlichen Umständen gescheite, wie dumme Leute die Anerkennung auszusprechen pflegen, daß man bei Lustbarkeiten Fünfe müsse grad sein lassen. Wer aber bei dem Mummenschanz am schlimmsten wegkam, das war Erhard, der sonst immer der Augapfel des alten Philipp gewesen war. „Dich soll —!" brummte der Butzenmann, als ihm derselbe in den Wurf kam, und begann alsbald dieses in Worten nicht weiter ausgedrückte Soll mit der Ruthe in ein unveräußerliches Haben zu verwandeln. Der Löwenwirth, der eben in der Nähe stand, rief ihm zu: „Wisch ihm nur tüchtig aus, er verdient's nicht anders, der Landläufer, der uns im Stich lassen will!" Der Schantiklas ließ sich das nicht zweimal sagen und handhabte seine Ruthe mit Kraft. Erhard ließ sich diesen rauhen, aber aufrichtigen Ausdruck des Trennungsschmerzes eine Weile gefallen, bis er des Guten genug zu haben glaubte und sich den Streichen des unbeholfenen Riesen entzog.

Der Löwenwirth hatte unterdessen angelegentlich mit seiner Frau gesprochen, und nachdem diese seinen Worten mehrmals Beifall genickt, kam er zurück, nahm den liebgewonnenen Knecht am Arm und führte ihn aus dem Getümmel in eine Ecke der Stube. Er führte ihn absichtlich dorthin, wo Justine saß, blieb nicht weit von ihr mit ihm stehen und redete ihn in einer Weise an, daß nur sie ihn hören konnte, zugleich aber so, daß sie nothwendig jedes Wort verstehen mußte.

„Was meinst, Erhard?" sagte er, den Blick dazwischen auf das Mädchen heftend, „was meinst? ich will dir einen Vorschlag machen, den du aber keinem Menschen verrathen darfst, denn sonst würd' ich zerrissen, und ich kann doch nicht

Jedem aushelfen. Ich seh' wohl, Erhard, du hast das Dienen satt — sei still," fuhr er fort, da der Knecht eine abwehrende Gebärde machte, „ich hab's längst gemerkt, du möchtest dein eigener Herr sein und dein Wesen auf selbständigem Fuß treiben. Das ist für Manchen ein gefährlich Ding, und Manchem thät's besser, er wär' ein Taglöhner sein Leben lang, aber du hast das Zeug dazu, und zu dir hab' ich Alles Vertrauen. Ich weiß dir ein Gütle, das seinen Mann nährt, wenn er umtriebig und sparsam ist und — eine brave Haushälterin zur Frau hat, und das Gut ist grad jetzt sehr billig zu haben. Ich will dir das Geld dazu leihen. Mit dem Abzahlen kannst's nach Umständen halten, ganz wie dir's geschickt ist. Ich seh' ja in deine Wirthschaft hinein, weiß, wann du zahlen kannst und wann nicht, und kann mich auf dich verlassen; papierene Termine hast bei mir nicht einzuhalten, du machst's, wie du kannst, und weißt ja, ich drück' dich nicht. Bist so lang bei mir gewesen, und wir haben dich immer so gern gehabt, mein Weib und ich. Auf die Art könnten wir doch bei einander bleiben, als gute Nachbarn wenigstens. Was meinst?"

Der arme Erhard war bei diesem unerwarteten Anerbieten wie vernichtet von Glück und Unglück zugleich. Wenn ein König ihm die Hälfte seines Thrones angeboten hätte, der Besitz würde ihm nicht halb so lachend gewinkt haben, als jetzt, wo ihm, dem Aussichtslosen, die unmittelbare Möglichkeit geboten war, mit dem Mädchen, auf das er seine Gedanken gesetzt, ein eigen Haus zu errichten. Aber der Schimmer, der ihm wie ein Blitz in das Bild einer holdseligen Zukunft hineinleuchtete, verschwand auch so schnell wieder wie ein Blitz, und er sah nichts mehr als die graue Hoffnungslosigkeit. Auch er hatte, wie der gütige Freund, der ihm zu freiem Eigenthum verhelfen wollte, während der Rede desselben unwillkürlich und unverwandt sein Auge auf Justinen ruhen lassen, denn an sie war ja die eine Hälfte des Anerbietens gerichtet, ohne deren Annahme die andere Hälfte für ihn nicht zu verwirklichen war; doch Justine gab kein Zeichen der Zustimmung; auf ihrem Angesicht drückte

sich eine Empfindung aus, als ob jedes der menschenfreundlichen Worte ein Stich für sie wäre, sie senkte den Kopf immer tiefer, um ihr Gesicht zu verbergen, und auf die letzte Aufforderung: „Was meinst?", die, wie sie wohl fühlte, nur ihr selbst gelten konnte, erhob sie sich zur Antwort langsam von der Bank, wie niedergedrückt durch eine schwere Bürde, und flüchtete sich, ohne aufzusehen, in das Gedränge des lärmenden Kreises, wo sie vor jeder weiteren Anmuthung geborgen war.

Die beiden Männer wechselten einen Blick des Einverständnisses, dann sagte Erhard traurig: „Meister, Ihr seid seelengut, Ihr seid der beste Mann von der Welt. Gott woll's Euch lohnen, wie Ihr an mir thut und wie Ihr's mit mir vorhabt. Aber es scheint, mir will's nicht blühen. Damit's nicht undankbar und leichtfertig aussieht, so bitt' ich mir Bedenkzeit bis morgen aus und will Eure große Gutheit jetzt nicht gleich von der Hand weisen. Ihr seid ja nicht Schuld, wenn nichts draus wird. Aber, nicht wahr, Meister? wenn ich morgen beim Abschied nichts mehr davon red', dann lasset Ihr's auch ruhen, denn ich möcht' fortgehen wie ein Mann und nicht wie ein Kind. Da, in meinem Herzen, will ich Euch fest behalten und wollt' nur, daß ich's Euch einmal vergelten könnt'."

Er schüttelte ihm kräftig die Hand und trat an's Fenster.

Der Löwenwirth ging zu seiner Frau zurück und sagte: „Sie will nicht. Ich kann sie eigentlich doch nicht recht begreifen. So eine Gelegenheit kommt nicht so leicht wieder. Will sie denn eine alte Jungfer werden?"

Die Löwenwirthin blickte in ihrer ruhigen Art eine Weile vor sich hin und versetzte hierauf: „Sie läßt eben den Verstand walten und will nicht mit Schulden anfangen. Wiewohl, es wundert mich selber, ich hätt' sie für weicher gehalten, denn ich bin gewiß, es bricht ihr schier das Herz."

„Sprich du ihr zu," sagte er.

„Nein, Mann, das thu' ich nicht," erwiderte sie, „ich will die Verantwortung nicht auf mich laden; sie muß am

besten wissen, was sie zu thun hat. Im Anfang ist's freilich lustig hausen, aber wenn Unglück und Fehljahr' und Krankheiten kommen und jedes Jahr ein Kind, und man hat nichts vor sich gebracht und soll noch Schulden zahlen, dann hat man die Höll' auf Erden und hätt' sich lieber zehnmal bedacht, als daß man mit ebenen Füßen in's Eh'bett gesprungen wär'. Der ledige Stand ist auch nicht zu verachten. Ich lass' der Justine nichts geschehen, wenn sie auch den Kopf fragt und nicht blos das Herz. Aber ich muß es noch einmal sagen: es nimmt mich doch ein wenig Wunder, und ich will nur sehen, ob's ihr bis morgen nicht anders kommt."

Das eheliche Zwiegespräch wurde durch ein wildes Getöse unterbrochen. Nach dem Vorbilde des Weltlaufes, der eine Tyrannei gerne durch eine Empörung ablöst, nahm auch die Zuchtherrschaft des Schantiklas ihr Ende. Die Opfer seiner Ruthe, des langen Duldens müde, kehrten sich endlich einmüthig gegen ihn, trieben ihn, was bei seinem hölzernen Gehwerke keine Kunst war, kläglich in die Enge, versetzten ihm Stöße und Püffe, und wie er einmal recht mit der Ruthe ausholen wollte, um seine rebellischen Unterthanen zu Paaren zu treiben, stürzte er auf einmal, von irgend einem unbekannten Stoß an seinen unzuverlässigen Unterstock getroffen, mit einem hauserschütternden Gepolter der Länge nach zu Boden. Er hätte freilich bei diesem Scherze bösen Schaden nehmen können, aber ein kräftiger ländlicher Weihnachtschwank hat sich niemals viel um solche Kleinigkeiten bekümmert. Der Heilige warf übrigens, hilflos am Boden liegend, schlimme Blicke aus den rußigen Augenrändern auf Alex, der allerdings im Augenblick seines Sturzes nahe genug bei ihm gewesen war. Die Anderen richteten ihn vorsichtig auf, aber nur um die wilde Jagd von Neuem zu beginnen. Sie pufften ihn mit dem Geschrei: „Hinaus mit dem Schantiklas!" gegen die Thüre, durch die er endlich unter allgemeinem hellem Jubel brummend und um sich schlagend verschwand.

Nach diesem Spaß trat einige Ruhe ein. Die Haus-

frau forderte Justinen auf, ihr die Kinder in der Kammer zu Bett bringen zu helfen, was bei der Aufgeregtheit derselben keine geringe Mühe kostete. Als sie in Schlaf gebracht waren, sagte die Frau: „Ich lass' dir die Wahl, Justine, wer von uns heut Nacht in die Kirche gehen soll, ich oder du; beide können wir nicht, denn ich mag die Kinder nicht ganz allein lassen."

„Ich bin ja vorm Jahr drin gewesen," erwiderte Justine.

„Ja, aber ich gönn's dir heuer wieder," versetzte die Löwenwirthin gutmüthig. „Es ist so gar was Schönes drum. Das ganze Jahr sieht man in der Kirche nichts als leere weiße Wände und den Pfarrer auf der Kanzel, und die Sonne scheint durch die unbemalten Fenster herein, daß mir's oft, verzeih' mir's Gott, ganz werktäglich vorkommt. Wenn man eben, wie ich, in einer katholischen Stadt aufgewachsen ist, so möcht' man in der Kirche manchmal auch etwas mehr haben. Drum hab' ich nichts lieber, als so einen Gottesdienst um Mitternacht, wo die Kirche von Lichtern flimmert und der Altar mit Tannenzweigen verziert ist, daß er wie ein grüner Wald aussieht, und mitten drin das Christkindlein in der Krippe und seine Mutter und sein Pflegvater dabei und die Hirten auf den Knieen umher, und Alles das mit kleinen Lampen von unten her beleuchtet, so daß die Farben, roth und blau und gold, wie im Feuer glänzen; und der Geistliche steht daneben und verliest die heilige Geschichte, und die Orgel tönt ganz anders als sonst; und die vielen Menschen sehen in dem Zwielicht so feierlich aus. Da wacht Einem die Seel auf. Es ist nur Schad', daß man so was blos Einmal im Jahr haben kann."

„Man hört's wohl, Frau, daß Ihr ungern wegbliebet," sagte Justine. „Ich gönn's Euch auch."

„Du brauchst mir nicht viel gute Worte zu geben," sagte die Frau.

„Ich bleib' recht gern daheim," versicherte Justine. „Ich will gewiß die Kinder nicht versäumen."

„Kannst dich ja in den alten Großvaterstuhl da setzen und ein wenig nicken, damit du gleich bei der Hand bist,

wenn die jüngsten unruhig werden. Nur schlaf' mir nicht zu fest." — Sie gab ihr noch einige Anweisungen, und Justine verließ die Kammer.

„Jetzt glaub' ich doch, daß sie Meister drüber wird," sagte die Löwenwirthin zu ihrem Manne, der in die Kammer trat. „Sie will nicht einmal in die Nachtkirche, vermuthlich fürchtet sie, der Erhard könnt' sich auf dem Weg an sie machen und ihr mit Bitten zusetzen. Ich seh's wohl, 's ist ihr angst, bis er fort ist. Mir ist's übrigens auch recht, dann gehen wir mit einander."

„Ja," sagte der Löwenwirth gähnend und streckte sich in dem Lehnstuhl aus, um bis Mitternacht noch ein wenig zu schlafen.

Das Gesinde hatte sich inzwischen in der Stube um einen Tisch gesetzt, wo es, von der Herrschaft mit einem mürben Kuchen und einem Kruge Wein versehen, die Zeit des mitternächtlichen Gottesdienstes, vor welchem noch besondere Dinge zu verrichten waren, heranwachen wollte. Der alte Philipp, der sich das Gesicht gewaschen und die verstauchten Glieder wieder etwas in Ordnung gebracht hatte, führte den Vorsitz in der Gesellschaft. Auch Erhard durfte bei dem Schmause nicht fehlen, und Justine wurde, als sie aus der Schlafkammer kam, gleichfalls herbeigerufen, obgleich es ihr sehr sauer zu werden schien, mit den Fröhlichen fröhlich zu sein.

Als der Kuchen verzehrt war, seufzte eine kleine wuselige Magd, die noch Appetit hatte: „Wenn nur der Schantiklas noch einmal käm' und brächt' seinen Sack, statt der Nüss', voll Kuchen mit. Soll ich nicht die Hand zur Thür' hinausstrecken?"

„Laß du den Fürwitz," sagte der alte Philipp verweisend, „jetzt ist's nicht geheuer. Gib Acht, es kommt Einer, der dir eine Fledermaus in die Hand gibt, dann wird's dich nach keinem Kuchen mehr gelüsten."

Die Magd stieß einen Schrei aus, wie wenn ihr das kleine Ungeheuer bereits zwischen den Fingern krabbelte, und wurde von den Andern ausgelacht.

„Ja," sagte eine von den Mägden, „um die Zeit darf man keinen Spaß machen. So hat einmal eine Mutter in der Christnacht ihr Kind zur Thür' hinausgeboten, daß ihm das Schreien vergehen soll, und hat dazu gesagt: ‚Da, Schantiklas, hast den unartigen Buben!' Auf einmal ist etwas daher gesaust wie ein Sturmwind, hat ihr das Kind aus der Hand gerissen und fort mit ihm. Sie hat's nie mehr gesehen und ist vor Schreck und Jammer ihr Lebtag krank gewesen."

„Das ist schrecklich!" riefen die Andern, und die Mädchen rückten näher zusammen.

„Wie kommt's denn," fragte einer der Knechte, „daß just in der heiligen Zeit das böse Wesen so viel Gewalt hat?"

„O das ist eine alte Sach'," rief eine der Mägde. „In der Zeit gehen alle Hexen und Geister um, mehr als sonst im ganzen Jahr."

„Woher es kommt, weiß ich nicht," versetzte der Senior der Knechte, das Wort nehmend, „aber richtig ist's, in den Zwölften geht alles böse und unholde Wesen um, und am ärgsten treiben sie's in der heutigen Nacht. Da reitet der wilde Jäger auf seinem Schimmel durch Dick und Dünn, und wenn er an Einem vorbei kommt, so kann er ganz höflich den Kopf abnehmen, wie man den Hut abzieht und untern Arm steckt; aber er thut auch dem Wanderer, der sich zu einer so schlimmen Zeit hinausgewagt hat, allen möglichen Schabernack an, jagt plötzlich auf ihn los, wie wenn er ihn überreiten wollt', und ist im nämlichen Augenblick wieder weit weg; oder er reitet ihm beständig zur Seiten und treibt ihn aus dem Weg hinaus in Busch und Dorn, daß er sich nicht mehr zurecht finden kann, bis er ihn zuletzt gar in einen Sumpf verführt hat. Und hinter dem Jäger kommt oft das Muotisheer daher gefahren, mit Jagdgeschrei und Hundegebell in den Lüften, manchmal auch mit Musik, aus der man Kinderstimmen heraushört, aber es kommt immer ein Sturmwind hintendrein. Sie fahren ihre eigene Straße, von einem Kreuzweg zum andern, und wer der Jagd begegnet und sich nicht gleich mit dem Gesicht auf den Boden wirft,

dem geht's schlimm; aber auch das hilft nicht immer, denn sie haben einmal Einen, der sich hingelegt hat, im Drüberhinziehen mit der Axt in Arm gehauen."

„Hu!" riefen die Mägde. „Ja," sagte eine, „sie fahren sogar mitten durch Städte und Dörfer hindurch, immer den nämlichen Weg, und wer um die Zeit zum Fenster 'naus sieht, der darf sich in Acht nehmen. Ich weiß Eine, die sie für ihren Fürwitz angehaucht und blind gemacht haben."

„Das treiben sie aber nur so lang, bis es zur Nachtkirch' läutet," fuhr der Erzähler fort. „Mit dem ersten Anschlagen der Glocke verlieren sie ihre Gewalt, wie euch ja selber bewußt ist, daß der Mensch dann allerhand nutzbringende Verrichtungen in Haus und Feld vornehmen kann. Und nicht blos das, sondern dann hat er Gewalt über sie und kann sie zu seinem Willen zwingen, wenn er Courage hat und das Ding versteht. Wisset ihr, woher der alte Kastenpfleger in der Stadt seinen Reichthum hat?"

„An einem Herrschaftskasten ist gut reich werden," bemerkte Erhard lachend.

„Nein, nein," rief ein andrer Knecht, „das weiß ich besser. Man sagt, er hab' sich vom Teufel Farrensamen geben lassen in der Johannisnacht, und damit kann man Alles ausrichten, was man will."

„Oho," sagte der alte Philipp mit dem ganzen Uebergewicht verborgener Weisheit, „in der Johannisnacht braucht man den Teufel nicht dazu, da kann man den Farrensamen selber gewinnen, wenn man mit dem Ding umzugehen weiß. Aber es wissen's Wenige. In der Christnacht aber kann man seiner auch habhaft werden, wenn man auf einem Kreuzweg wartet; dann kommt ein schwarzer Mann und bringt ihn; oder man kann sich auch gleich Geld dafür geben lassen; aber Farrensamen ist besser, denn der macht unsichtbar und verleiht Glück in allen Dingen."

„Das wär'!" rief Alex, etwas ungläubig, aber mit gierig lauernden Blicken, die jedoch dazwischen unruhig nach dem Fenster flogen, wo das Licht seltsame Schatten bildete.

„Kann's ja Einer probiren," versetzte der alte Philipp.

„Heut' ist die rechte Nacht dazu. Wie man's aber angreifen muß, kann ich nicht sagen, möcht's auch nicht. Nur so viel ist gewiß, daß man kein Wort dabei reden darf. Einmal hat sich Einer bedankt und ist gleich dafür in tausend Stück' zerrissen worden; denn der Teufel will keinen Dank, braucht auch keinen, weil er sich allemal seinen Lohn holt, wenn's Zeit ist."

„Ja," sagte eine Magd, „eine solche Bescherung hat noch niemals Segen gebracht. Ich weiß auch Einen, dem man nachgesagt hat, daß er auf die Art zu seinem Reichthum kommen sei, aber in seiner Familie ist kein Glück und kein Stern gewesen, seine Kinder sind gestorben und verdorben, und er selber hat sich noch in seinem hohen Alter in der Scheuer gehenkt. Andre haben gesagt, der Teufel hab' ihm den Hals umgedreht und hab' ihn nachher hingehenkt."

Ein Gemurmel des Entsetzens lief durch das Häuflein der Mägde, welche immer näher zusammenrückten und doch wieder dazwischen kicherten.

„Wenn aber die Geister in der Nachmitternacht keine Gewalt mehr über die Menschen haben," hub Alex an, welcher sichtbar mit einem Gedanken kämpfte, „so sollt' man ja doch — wie drück' ich mich aus? — um einen billigeren Preis etwas von ihnen gewinnen können."

Der alte Philipp sah ihn mit langen, stechenden Blicken an. „Das ist auch der Fall," erwiderte er endlich. „Der Boden beherbergt viel Geld und Gut, das man ohne Teufelswerk heben mag."

„Und wie?" rief Alex mit weit aufgerissenen Augen.

„Da muß Einer 'n Schatzgräber fragen, ich hab' das Ding nicht studirt. Uebrigens weiß ich ein Nest ganz in der Nähe, das man wahrscheinlich ohne Müh' ausnehmen könnt'."

„Wie? was?" schrieen Alle zusammen, wo möglich noch schärfer aufmerkend als bisher.

„Wohl, wohl!" fuhr der alte Knecht mit geheimnißvollem Tone fort, indem er den Alex beobachtend im Auge behielt. „Zwei Jahr' sind's jetzt, da hab' ich in der heutigen Nacht

müssen in die Bachmühle gehen, weil schier kein Mehl mehr dagewesen ist; der Müller hat so lang warten lassen, — warum? weil's ihm an Wasser gefehlt hat. Versteht sich, bin ich erst nach dem Läuten fort. Nun, im Hinweg ist mir nichts begegnet, hab' auch nicht rechts und nicht links gesehn. Wie ich aber zurückkomm' und komm' auf den Kreuzweg draußen im Forchenholz, was seh' ich? In der Höhlung am Steinkreuz, wo vor vielen hundert Jahren einmal ein Mord geschehen sein soll, ist ein blauer Schein gewesen, ganz schwach und tief unten, wie von einem Licht."

„Und da habt Ihr den Schatz gesehen?" fragte Alex. Er wagte nicht, wie die andern Knechte, Du zu ihm zu sagen.

„Ich hab' gedacht: was mich nicht brennt, blas' ich nicht, und bin meiner Weg' gangen," erwiderte der Oberknecht. „Aber vorm Jahr, wieder um die gleiche Zeit, was geschieht? Ihr werdet's noch wissen, wie die scheckige Kuh gekalbt hat und wie sie's so hart ankommen ist, daß man gemeint hat, sie werde draufgehen. Man hat in der Nacht zum krummen Schäfer auf dem Kilianshof schicken müssen, und weil Verstand dazu gehört hat, vielleicht auch ein Gang in die Stadt nöthig hat werden können, um gleich etwas aus der Apothek' mitzubringen, so hab' ich mich selber auf den Weg gemacht, nach dem Läuten natürlich, denn anders hätt' mir's der Meister nicht zugemuthet. Wie ich wieder auf den Kreuzweg komm', denn der Weg führt ja durch's Forchenholz, was meinet ihr? richtig, da ist mein Schatz wieder und blüht, blüht stärker als das Jahr zuvor. In der Vertiefung am steinernen Kreuz hat eine blaue Flamme gebrannt, ihre Spitze hat ganz leicht gezittert und fast bis zur Höhe des Randes herauf gereicht; und wie ich vom Kilianshof zurück bin, denn ich hab' nicht in die Stadt zu gehen gebraucht, ist die Flamme immer noch da gewesen. Daran, daß sie sich nicht über die Höhlung erhoben hat, hab' ich erkannt, daß der Schatz noch nicht ganz zeitig gewesen ist. Aber ich steh' dafür, heuer ist er vollends ganz heraufgerückt, und wer darnach sucht, der wird eine handhohe blaue Flamme über der Oeffnung schauen. Bei der muß er stehen bleiben von Nachmitternacht, so früh

es sein mag, bis zum ersten Hahnenkraht, ohne umzusehen, was um ihn vorgeht, und so wie er den ersten Hahn in der Nachbarschaft krähen hört, keinen Augenblick früher und keinen Augenblick später, muß er Erde von seinem Fußtritt oder ein Kleidungsstück von seinem Leib auf das Licht werfen, dann hat er den Schatz. Versäumt er's aber oder macht's nicht recht, so versinkt der Schatz wieder in die Tiefe, und dann kann's hundert Jahr' dauern, bis er wieder zum Vorschein kommt; denn nach seinem letzten Aussehen zu schließen, muß er heuer verblühen."

„Wenn man aber keine Flamme sieht," bemerkte Erhard mit Lachen.

„Thut nichts," erwiderte der alte Philipp und stieß ihn, da er neben ihm saß, kräftig mit dem Fuß: „der Schatz ist deßwegen doch da, das Licht sieht nicht ein jedes Menschenkind."

„Da werdet Ihr's Euch heut Nacht gesagt sein lassen, hinaus zu gehen und den Schatz zu heben," sagte Alex mit muthloser Stimme zu ihm.

„Ich nicht," erwiderte der Alte. „Was meines Amts nicht ist, da lass' ich meinen Fürwitz, und zu was sollt' ich in meinen alten Tagen noch reich werden? Ich hab's ja gut beim Löwenwirth, bei dem bleib' ich und leb' ich und sterb' ich. Aber für unsern Erhard wär' so ein Kesselein mit funkelnden Thalern kein übler Fund auf die Wanderschaft."

„Ich will nichts von solchem Zeug," erwiderte dieser: „ich will mein Geld aufrecht bei Leuten von Fleisch und Blut verdienen, und nicht bei hohlen Leibern in der Nimmerwelt."

„Ich geh' auch nicht hinaus," sagte ein Anderer. „Ich auch nicht! ich auch nicht!" riefen Alle hinterdrein.

„Ich möcht' auch nicht dazu rathen," sagte Alex zuletzt und zögernd. „An dem blauen Licht kann man sich die Finger verbrennen."

„Oder am blauen Dunst," sagte Erhard dem Oberknecht in's Ohr.

Philipp zwinkerte mit den Augen gegen ihn. „Jedenfalls," sagte er, „muß sich Einer vorsehen, daß er nicht das Maul verbrennt, denn reden darf er kein Wort und keinen Laut von sich geben, sonst geht der Schatz zum Teufel, und er kann noch Gott danken, wenn das Alles ist. So hat einmal Einer gemeint, er hab' den Schatz schon gefangen, und wie er die Pelzmütz' auf ihn wirft, schreit er dazu: ‚Mein mußt sein!' Aber im Augenblick ist ein Wind aus dem Boden gefahren, hat den Schatzgräber in die Höhe genommen und weit fortgeführt. Zwischen Laub und Aesten hat's ihn niedergesetzt, so daß er gar nicht gewußt hat, wo er ist, nur das hat er gespürt, daß er nicht in seinem Bett liegt, und hat sich die Nacht durch in Todesangst angeklammert, bis der Morgen kommen ist; dann ist er inn' worden, daß er im hohen Bergwald auf der höchsten Eiche sitzt, hat mit Müh' und Noth ab dem Baum klettern müssen und ist schier nimmer 'runter kommen. Zwei Stunden weit hat er gehen müssen, bis er sich wieder in seine Heimath gefunden hat, und wie er dann am Tag seine Pelzmütz' geholt hat, so ist kein Schatz drunter gewesen, sondern ein großer wüster Pilz. Darnach ist ihm das Schatzgraben vergangen."

Einige lachten, Andre drückten durch Worte und Gebärden ihr Grausen aus.

„Ich mein' übrigens, es sollt' nicht so schwer sein, dem Schatz da draußen beizukommen," hob nach einer Weile der beharrliche alte Erzähler wieder an. „Sonst ist gewöhnlich ein schwarzer Pudel oder so etwas dabei, aber ich hab' die beidemal nichts der Art wahrgenommen, und da wär's ja fast ein Kinderspiel. Freilich, wenn so ein schwarzer Hund dabei liegt, so muß man sich's gefallen lassen, daß er Einen mit feurigen Rollaugen, so groß wie Pflugräder, immerfort anglotzt. Aber wem das Glück vergönnt ist, der muß eben das Herz in die Faust nehmen und muß denken: „Glotz' du, so lang du willst;" nur darf er's nicht sagen, dann kann ihm der Pudel nichts thun. Möglich wär's auch, daß eine schwarze Krot' dabei hockt, denn das kommt auch manchmal vor, ich hab's natürlich nicht so scharf in Acht genommen. Aber man

muß sich eben nichts aus ihr machen, wenn sie auch pfaucht oder Einem zwischen den Füßen durchspringt."

„Ich glaub', der Justine wird's übel!" rief eine der Mägde. Das Mädchen, das mit starren Augen und unter sichtbaren Beklemmungen an dem Munde des Erzählers gehangen hatte, ohne die Zwischenreden der Andern zu beachten, war bei den letzten Worten wie von einer Ohnmacht befallen worden. Ihre Augen schloßen sich, und der Kopf sank ihr auf die Brust. Ehe man ihr aber zu Hilfe kommen konnte, erhob sie den Kopf wieder, öffnete die Augen und sagte, sich gewaltsam zusammennehmend: „Bei solchen Reden ist's kein Wunder, wenn man eine Anwandlung bekommt."

„Ei, du mußt ja heut Nacht nicht auf den Kreuzweg hinaus," bemerkte der alte Philipp.

„Ja, und wer vor Gott wandelt und betet fleißig," sagte die Magd, „dem können die Unheimlichen nichts anhaben. Bleib' nur, Justine," setzte sie hinzu, da diese aufstehen wollte, „es soll jetzt von anderen Dingen gesprochen werden. Uebrigens schickt sich's nicht für eine Person deines Schlags, so hasenfüßig zu sein; das taugt blos für die vornehmen Frälen."

Justine blieb sitzen und sah stumm vor sich hin. Erhard beobachtete sie gedankenvoll, sprach aber kein Wort mit ihr.

„Wir wollen ein Spiel anstellen," sagte die kleine wuselige Magd, die noch mehr Kuchen verlangt hatte, „wollen die Zukunft erforschen."

„Blei oder Eier gießen?" fragte eine Andere. „Dann dürfen aber die Mannsnamen nicht dabei sein."

„Das kannst du allein versehen. Oder du brauchst nur heut' Nacht den Bettstollen zu treten und dein Sprüchle zu sagen, dann erfährst am leichtesten, wer dein künftiger Liebhaber ist."

„O, du guckst ganz gewiß heut Nacht im Dunkeln in Spiegel."

„Nein, das thu' ich nicht, da guckt so gern der Teufel 'raus. Lieber schlag' ich im Dunkeln das Gesangbuch auf und seh' morgen früh nach, was mir's prophezeit."

„Wir wollen das Spiel mit der schwarzen Henne machen, damit wir sehen, wer von uns zuerst heirathet.“

„Nun, das weiß man ja, der Alex.“

„Ei, da kann noch viel dazwischen kommen, ist ja noch nicht aller Tag' Abend und lauft noch manch's Wässerle den Bach 'nunter, trüb oder hell.“

Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall, und die kleine Wuselige wurde beauftragt, die zu dem Schwanke taugliche Henne zu holen. Sie weigerte sich aber, nach so grauslichen Geschichten, die selbst die ruhige Justine in Angst gesetzt, vor dem Läuten allein hinauszugehen, worauf beschlossen wurde, ihr zween Knechte zur Begleitung mitzugeben. Bald kamen die Abgesandten mit dem schwarzen Vogel zurück, den die Kleine sorgfältig mit beiden Händen hielt und zärtlich an die Brust drückte. Aber ein schallendes Gelächter entstand, als man gewahr wurde, daß ihre Begleiter, schwerlich ohne Absicht, statt der Henne ihr den Gockelhahn unterschoben hatten, der zufällig auch von schwarzer Farbe war. Sie wurde nicht auf's feinste geneckt, und man wollte sie noch einmal fortschicken, um ihr Versehen gut zu machen. „Ach was!“ sagte sie, „der Gockeler ist so gut wie eine Henne, machet nur voran. Wer kann ihn einschläfern?“ — Der alte Philipp zeigte sich bereit, er ließ sich ein Stück Kreide bringen, und es wurde sogleich zur Ausführung geschritten. Man legte den Hahn auf den Boden, wobei er so gehalten wurde, daß Kopf und Schnabel fest am Boden anlagen, und nun zog der alte Zaubermeister dicht vom Schnabel aus, gleichsam denselben verlängernd, einen starken langen Kreidestrich über den Boden hin, worauf sie langsam und leise die Hände von dem Hahn zurückzogen, so daß er jetzt frei am Boden lag. Wundersam war es da zu sehen, wie sich das grillenhafte Thier in dieser Lage benahm. Zuerst hatte es sich heftig gesträubt, dann das Verfahren mit einer ängstlich ungewissen Verlegenheit, die von Fluchtgedanken zeugte, über sich ergehen lassen; jetzt aber, obgleich von Zwang und Haft befreit, lag es völlig ruhig da, wie wenn es mit dem Kopf am Boden befestigt wäre und sich nicht von der Stelle rühren

könnte. Es schien, falls man einem Hahn so viel Nachdenken zutrauen darf, als ob er den Kreidestrich für einen wunderbar aus ihm herausgetretenen Theil seines Selbst oder wenigstens für einen Faden hielt, woran sein Schnabel angebunden sei; genug, er befand sich wie in einem verzauberten Zustande, den man übrigens keinen Schlaf nennen konnte, denn er hatte die Augen offen, sie sahen jedoch unverwandt und unbeweglich den Strich entlang. Nachdem man diese Art der Verzauberung eine geraume Weile hatte fortdauern lassen, bildeten Alle geräuschlos einen Kreis um den daliegenden Hahn. Justine, die sich entziehen wollte, wurde mit Gewalt, aber ohne einen Laut in den Kreis gezogen. Ganz leise und behutsam, denn der Zauber schien bei alledem nicht so stark, um jede Probe zu bestehen, wurde nun der Kreidestrich allmählig ausgelöscht. Kaum war dies geschehen, so erhob der Hahn den Kopf und sah sich gleichsam verwundert um; dann stand er auf und ging zuerst etwas taumelnd, nach und nach aber schneller und mit unruhigem Gurren in dem Kreis umher, immer entschiedener auf das Entkommen aus der verdrießlichen Gefangenschaft bedacht. Damit wuchs auch die Spannung der Spielenden immer mehr, denn die Person, bei welcher er den Kreis verließ, war die bezeichnete, und brach er gar zwischen einem Paare durch, so war nicht der geringste Zweifel, daß diese Beiden einander im nächsten Jahre heirathen würden. Hierauf hatte man auch bei der Bildung des Kreises nach Möglichkeit Bedacht genommen, und dem armen Erhard war ein letztes Glück zu Theil geworden, indem er sich, ohne eigenes Zuthun, aber vielleicht auf Veranlassung des Mädchens, das die Widerwillige in den Kreis gezogen hatte, neben Justinen befand. Alex dagegen war ungepaart, denn die Mädchen hatten unter beständigem Hin- und Herschieben, in nicht sehr schmeichelhafter Weise, seine Genossenschaft von sich abzuwenden gewußt, so daß ihm endlich zur Rechten der alte Philipp und zur Linken ein anderer Knecht zu stehen gekommen war. Aber gerade deßhalb war man um so begieriger darauf, ob der Hahn etwa ihn als den ersten Hochzeiter in dem Kreise bezeichnen würde,

weil insgeheim noch über die Dauerhaftigkeit seines Verlöbnisses gestritten wurde und Manche glaubten, er werde sich durch die unaufhörlichen schwach verblümten Anspielungen und Spottreden noch bewegen lassen, die schmähliche Heirath wieder aufzugeben. Der Zaubergockel schien es jedoch auf jemand ganz Anderes abgesehen zu haben, denn er ging plötzlich mit einem entschlossenen Anlaufe gerade auf Justinen los. „Aha!“ rief es von allen Seiten. Justine aber streckte abwehrend die Hände aus und rief mit gepreßter Stimme: „Nicht zu mir, nicht zu mir! ich will nicht heirathen!“ Das verschüchterte Thier, wenn es auch die Worte nicht verstand, ließ sich durch die Geberde abschrecken, kehrte sich wie ein Kreisel um und rannte, mit dem Nächsten Besten zufrieden, zu dem alten Philipp hinüber. Diese übel angebrachte Ehre that solche Wirkung, daß die Mädchen sich vor Lachen schüttelten und kaum mehr im Kreise auszuhalten vermochten. Philipp aber, der, gleichfalls zur Abwehr, den Fuß vorgeschoben hatte, hob unvermerkt die Spitze seines schweren Stiefels und trat dem auf's äußerste gebrachten Thiere, das eine Oeffnung suchend vor ihm trippelte, ein wenig auf den Fuß. Der Hahn stieß einen Laut des Schmerzes aus, das Spiel war ihm jetzt offenbar ganz und völlig verleidet, und er schwang die Flügel zu einem verzweifelten, aber gelungenen Fluchtversuch; da er unten bis jetzt vergebens einen Ausweg gesucht hatte, so wirbelte er sich, wie er ging und stand, auf einmal mit einem Ruck und mit zwei, drei schmetternden Trompetentönen vom Boden in die Höhe und fuhr in kühnem Schwunge dem Alex gerade über den Kopf hinaus, von lautem Geschrei begleitet, das er im Herunterschweben durch lang nachhallendes Krähen noch übertäubte. In dem Gemische von Angst und Kühnheit aber, womit er seine Flucht aus dem lachenden Kreise bewerkstelligt hatte, war ihm, wenn man so sagen darf, etwas Menschliches begegnet und zum guten Theil über Alex ergangen, ein Fall, der bei diesem Spiele nicht zu den seltensten gehört und eben darum auch in der Auslegung des Orakels vorgesehen ist, die ihn für eine Vorbedeutung der höchsten Unehre nimmt. Es läßt sich denken,

welchen Eindruck dieses alle Berechnung übertreffende Ereigniß unter den obschwebenden Verhältnissen und Gesinnungen bei den handgreiflichen Gemüthern, die hier versammelt waren, machte; allein schwer wäre es, das unbändige Gelächter, das bei dem Anblick ausbrach, zu beschreiben. Der Kreis löste sich alsbald, indem sich das Eine dahin, das Andere dorthin warf, um ganz den krampfhaften Erschütterungen des Zwerchfells zu gehorchen. Selbst Erhard, dem es doch nicht besonders heiter zu Muthe war, ließ sich von dem allgemeinen Sturme mit fortreißen, und nicht einmal Justine war im Stande, ihren Ernst ganz beizubehalten. Vergebens schrie Alex mit einem wüthenden Blick auf Justinen, von welcher der Hahn auf seine Seite herübergekommen war: „Es gilt nichts, man hat ihn auf mich gehetzt!“ Er konnte nicht zu Worte kommen vor dem Gelächter, welches die Fenster zittern machte und aus welchem man nur die stärksten Posaunenstöße des Gockels hie und da vernahm, der, noch immer vergebens seine Freiheit suchend und durch den Lärm vollends ganz unsinnig gemacht, toll und blind gegen die Wände und Fenster flog.

Als sie sich endlich müde gelacht hatten, ließ sich ein Klopfen an der Wand vernehmen. Es kam aus der Kammer, wo sich der Löwenwirth und seine Frau befanden, und man hätte es mit gutem Fug für eine Mahnung halten können, die Kinder nicht durch das heillose Getöse aufzuwecken; aber es bedeutete etwas Anderes. „Horch!“ rief der alte Philipp, als es stille geworden war, „horch, man läutet schon den Schrecken!“ Und wie sie einen Augenblick lauschend stehen blieben, hörten sie von fernher den dumpfen Ton der Glocke, der das erste Zeichen zum mitternächtlichen Gottesdienst im Städtchen gab und plötzlich, wie man glaubte, den Mächten der Finsterniß Schrecken einjagte, so daß sie den Menschen zu schaden unmächtig wurden.

„Es läutet! es läutet!“ schrieen Alle zusammen, und nun ging es an ein eifriges Rennen, so daß sich im Nu der ganze Schwarm dahin und dorthin zerstreut hatte. Die kleine Wuselige faßte Justinen am Arm und rief: „Komm

geschwind, hilf mir im Stall, oder streu' den Hühnern das Futter."

Justine besann sich einen Augenblick, dann sagte sie: „Laß mich, ich hab' meinen Flachs noch nicht ganz abgesponnen."

„Was?" schrie die Andere mit einer Gebärde, als ob das Heil der Seele auf dem Spiele stände: „was? und es ist schier Mitternacht!"

„Weißt, ich hab' vorhin müssen den Baum für die Kinder rüsten und anzünden helfen," antwortete Justine, „da hab' ich's nicht ganz zu End' bringen können. Aber ich bin gleich fertig, es gibt nur noch ein paar Fäden."

„Mach', mach'," schrie die Andere, „sonst fault dir der Finger ab, oder wenn's noch gut geht, so bringst wenigstens ein ganz Jahr die Kunkel nicht leer."

Sie rannte den Uebrigen nach. Justine aber befand sich, als die Löwenwirthin in die Stube trat, nicht an ihrer Kunkel, sie war ein wenig in ihr Kämmerlein gegangen, das sie abgesondert von den Mägden bewohnen durfte, theils weil man ein unbedingtes Vertrauen in sie setzte, theils weil sie manchmal eines oder das andere von den Kindern, das seine Geschwister in der Ruhe zu stören drohte, zum Schlafgenossen erhielt. Doch kam sie bald wieder zum Vorschein, um die Obhut über die Kinder während der Abwesenheit der Mutter zu übernehmen.

Unterdessen herrschte in Haus und Hof die größte Geschäftigkeit. Mägde und Knechte wetteiferten, dem verschiedenen Vieh an seinen Krippen und Trögen Futter zu geben. Andere eilten, im angrenzenden schneehellen Felde die Obstbäume mit Stroh zu umbinden und aus Leibeskräften zu schütteln, so daß der auf sie herabfallende Schnee viel leises Gelächter erregte, denn anders durfte nicht gelacht werden, da diese sämmtlichen Handlungen ohne ein Wort oder sonst einen Laut vorgenommen wurden. Erhard, in Verrichtung seines letzten Dienstes, tummelte die Pferde in Einer Koppel durch den Hof im Kreis umher, wobei ihm der kleine Roßjunge half. Auch der Herrschaft war ihr Antheil an diesen

Obliegenheiten zugefallen: der Löwenwirth hatte sich in den Keller begeben, um in rascher Folge an die Fässer zu klopfen, während seine Frau in der Stube am Ofen auf einem Stuhle stand und das große steinerne Essigfäßchen rüttelte, das dort auf dem hohen Aufsatze lag. Niemand dachte bei diesen Dingen viel: es waren altherkömmliche Bräuche, von den Ureltern überliefert; man wiederholte sie jedes Jahr, ohne ihre alte Bedeutung, daß sie nämlich Segen und Gedeihen für das nächste Jahr bringen sollten, genau abzuwägen; aber fehlen durften sie nicht, wenn nicht ein Blatt vom Baume des jährlichen Lebens abgebrochen sein sollte. Auch hatte man zum Nachdenken blutwenig Zeit, denn da Alles geschehen sein mußte, ehe der Schall der Glocke verstummt war, so waren alle Hände so voll beschäftigt, daß sie den Gedanken keinen Spielraum lassen konnten. Ein Fremder, der einst um diese Zeit im Hause über Nacht herbergte und das wunderliche Treiben mit ansah, fragte den Löwenwirth, wie er nur solche abergläubige Thorheiten dulden könne, worauf dieser antwortete, es seien eben alte Gewohnheiten, die er seinen Leuten nicht verbieten möge. Er that, als wäre es ihm ein gleichgiltiger Brauch, dessen Ausübung er seinem Gesinde zulasse; in Wahrheit aber half er selber mit. Damals zwar hatte er sich vor dem Gaste geschämt und seinen Kellerbesuch unterlassen, während seine Frau gleichwohl einen gelegenen Augenblick zu erwischen wußte, um hinter dem Rücken des Fremden ihren Essig zu rütteln. Da ihm aber im folgenden Jahre der Unfall widerfuhr, daß bei einer Küferarbeit der Spund aus einem Fasse flog und wohl über ein Imi vom Besten in den Keller lief, so sagte er in der nächsten Christnacht zu der Löwenwirthin, indem er nach dem Kellerschlüssel langte: „Nutzt's nichts, so schadet's nichts"; und seitdem hatte er nie mehr verfehlt, unter dem Schreckenläuten in den Keller zu gehen und eilends von einem Faß an's andere zu klopfen.

Die Thiere hatten ihr Futter, das gewiß bei ihnen anschlagen mußte, da sie es ja gleich mit dem Läuten zu fressen begonnen hatten, die Bäume waren umbunden und geschüttelt und hatten keine Entschuldigung, wenn sie nicht auf's

Jahr reichlich trugen, die Pferde waren umhergeritten und allem Schaden entnommen, dem Wein und dem Essig konnte kein Leid geschehen, auch war Justinens Kunkel hoffentlich vollends leer gesponnen, wo nicht, so mußte sie's eben tragen — da versammelte sich Alles in der großen Stube, um sich zum Abgehen fertig zu halten. Ein halber Sonntagsstaat, für eine hälftige Beleuchtung von obenher berechnet, war in der Eile angethan worden, und dem alten Philipp wurden die Kleider, die zum Theil bei der Mummerei ein wenig mitgenommen sein mochten, geschwind noch etwas sorgfältiger abgestäubt. Nun hörte man die Glocke zum zweitenmal anschlagen, und der Zug brach auf, um mit dem dritten Läuten das Städtchen zu erreichen.

Justine leuchtete ihnen unter das große Hofthor hinab. Im Fortgehen konnte sich Erhard nicht enthalten, noch einmal nach ihr zurückzusehen, und ihr Anblick machte ihn betroffen, doch wußte er nicht, ob sein Auge richtig sah, oder ob der mit dem flimmernden Schneelicht kämpfende Kerzenschein ihn täuschte. Sie lehnte am Thorflügel und sendete, so kam es ihm wenigstens vor, einen sterbenden Blick in's Weite und Leere hinaus; kaum hielt ihre herabgesunkene Hand den Leuchter noch fest. Es zog ihn mächtig zu ihr hin, sie zu fragen, was ihr fehle, ihr zu helfen, und schon wandte er sich zurück, aber im gleichen Augenblicke hatte sie sich aufgerafft, und das Hofthor schlug hinter ihr zu. Er blieb noch stehen; nach einer Weile waren die Fenster in der großen Stube hell, der Lichtschein verschwand wieder, dann zeigte er sich an den Fenstern, hinter welchen die Kinder schliefen, verschwand langsam auch da und erhellte endlich das wohlbekannte Eckfenster mit den runden Scheiben, nach welchem er so manchen Morgen verstohlen aufgeblickt hatte. Sie hatte zuerst nach den Kindern gesehen und war hierauf in ihr Kämmerlein gegangen, um vielleicht ein Andachtsbuch oder sonst irgend etwas zu holen, womit sie sich auf ihrem Wachposten beschäftigen wollte. Es war Alles in seiner natürlichen Ordnung, und er fand keinen Grund zu Sorge oder Zweifel; eilig hob er den Fuß und folgte den Andern nach.

Er war eine gute Strecke still neben dem alten Philipp her gegangen, da faßte er diesen am Arm und fragte leise: „Hast du den Schrei auch gehört?"

„Ja," sagte Philipp ruhig.

„Es wird doch der — es wird doch daheim nichts geschehen sein?" sagte Erhard und versuchte ihn unwillkürlich rückwärts zu ziehen.

„Bewahr', 's ist ein Käuzlein gewesen im Wald drüben, ich hab's deutlich gehört," erwiderte der alte Philipp. „Wenn's ein Unglück bedeutet, so muß es nicht grad' uns angehen, denn es geschieht wahrscheinlich jeden Augenblick Unglück genug in der Welt. Ich weiß auch nicht, warum die Käuzlein nicht schreien sollten, nachdem sie einmal unser Herrgott dazu erschaffen hat. Aber wenn man eine Wanderschaft vor hat, so geht Einem gemeiniglich allerlei dummes Zeug im Kopf herum."

„Ich mach' mir keine Sorgen um mich," entgegnete Erhard etwas verdrießlich über diese Bemerkung. „Ich bin nie ein Grillenfänger gewesen, und zudem ist ja die Gegend seit Jahren so sicher, daß man auf der Straße schlafen kann."

Im Stillen konnte er jedoch der guten Seele nicht so ganz Unrecht geben, denn er fühlte, daß es ihm wunderlich, wie noch nie, zu Muthe war. Er wußte sich Justinens Benehmen nicht recht klar zu machen: sie zeigte sich einer Heirath mit ihm entschieden abgeneigt, und doch meinte er aus manchem Blick, aus manchem Wort von ihr errathen zu dürfen, daß diese Abneigung nicht ihm selbst gelte, ja daß er ihr nichts weniger als zuwider sei. In der scheuen Erstlingskraft seiner jungen Liebe wagte er sich dies nicht deutlich zu sagen, und doch drängte es sich ihm immer wieder wie ein wesenloses Bild mit unbestimmter Verheißung auf. Daß Justine aus Furcht vor den Sorgen und Kümmernissen eines mittellosen Lebens seine Hand verschmähte, glaubte er nicht, denn er traute ihr anspruchslosen Verstand, nicht aber muthlose Klugheit zu. Aber eben darum war ihm ihr Benehmen um so räthselhafter, und er quälte sich in vergeblichem schmerz-

lichem Grübeln ab. Umsonst sagte er sich, daß dieses Grübeln zu nichts mehr führen könne, denn sein Entschluß war ja fest ausgesprochen und unwiderruflich, da nur Justinens Jawort ihn rückgängig machen konnte, eine Bedingung, auf welche jetzt nicht mehr zu rechnen war. Nun sollte er das Haus verlassen, worin er zu einem brauchbaren Menschen herangereift und sich wie ein Glied der Familie vorgekommen war: er konnte es nicht begreifen, nicht für möglich halten, und doch sollte es schon morgen geschehen, und doch war es sein eigener Wille. Dazu wußte er noch nicht einmal, wo er sich hinwenden sollte, denn so besonnen er sonst war, so hatte er doch in der schmerzhaften Gewaltsamkeit seines Entschlusses noch nicht weiter gedacht, als eben auf gut Glück in die Welt hinaus und hinein zu gehen. Kein Wunder, daß er in diesem Zustande wenig Halt in sich hatte und von allen Außendingen abhing, daß ihm jeder Laut ein verhängnißvolles Ereigniß zu erzählen und jeder Luftzug ein entscheidendes Zeichen zu bringen schien. Er fand also die Betrachtung seines alten Freundes begründet, beruhigte sich, so gut er konnte, über seine Unruhe und setzte seinen Weg stillschweigend fort, bis sie mit dem dritten Läuten durch das alte Thor des Städtchens schritten.

Der Nachtfeier gebrach es an nichts, um die Erwartungen der Löwenwirthin zu befriedigen. Die alte Kirche flimmerte von Lichtern, der Altar war wie ein Wald mit grünen Tannenzweigen geschmückt, und mitten darin schimmerten die Bilder der heiligen Familie mit den Hirten in bunten Farben, welchen die Beleuchtung Leben und Bewegung zu geben schien, und Alles war so feierlich, daß der wackern Frau, wie sie vorausgesagt hatte, die Seele dabei aufging. Aber Erhard sah und hörte wenig davon, denn seine Gedanken waren anderswo. Sie schweiften zurück in die Tage, da seine Liebe zu dem Mädchen, von dem er nun scheiden sollte, erwacht und groß gewachsen war. Beide waren als Waisen in das Haus gekommen, er als ein Zögling des Waisenhauses, den der Löwenwirth einst in menschenfreundlichem Vertrauen auf seine guten Zeugnisse aus der Haupt-

stadt mitgenommen hatte, und später Justine als das hinterlassene Kind einer in der Nachbarschaft verstorbenen Familie, mit welchem die Löwenwirthin gleichfalls einen Versuch machen wollte, nachdem der Versuch mit dem Waisenknaben ganz nach Wunsch gelungen war. Der ältere Erhard, der dies wohl fühlte, betrachtete deßhalb die jüngere Justine als eine Art von Pfand und glaubte sich berufen, darüber mit zu wachen, daß sie das in sie gesetzte Vertrauen rechtfertige. Dieses Verhältniß, das zwischen verschiedenen Altersstufen so natürlich ist, ließ sich von Anfang ganz gut an, da Justine, obgleich seiner Erziehungsthätigkeit gar nicht bedürftig, äußerst fügsam und immer freundlich war. Als aber die Jahre das Verhältniß innerlich umgestalteten und es ihm bei ihrem Anblick immer wärmer und enger um das Herz wurde, da stand ihm das Uebergewicht, das er sich angemaßt hatte, sehr im Wege und war ihm wahrhaft zur Strafe geworden; denn schüchtern, wie er war, und streng gegen sich selbst, wie wenn er sich auf einem unheiligen Anschlag ertappt hätte, wagte er lange um keinen Preis, seine wahre Gesinnung zu verrathen, ja statt seinen Ton gegen das junge Mädchen zu ändern, nahm er bei der ihm nun einmal angebornen spröden Trockenheit wo möglich noch einen kürzeren, schrofferen, herberen an. Der Scharfsinn eines liebenden Herzens wird zwar auch durch die Hülle eines solchen Benehmens hindurch zuletzt dem andern Herzen auf den Grund sehen, aber es bedarf einiger Zeit hiezu, und auch dann wird ein Mädchen mit vollem Recht sich nicht so bald anmerken lassen, was sie errathen hat, vielmehr erwarten, daß der männliche Trutz und Hochmuth sich ihr ein wenig gefangen gebe. Ob nun Justine damals in sein Gemüth geschaut und, nur um die harte Schale desselben zu zerbrechen, die Waffen des Weibes angewendet habe, wußte er freilich nicht; nur das war ihm zu seinem bittern Leide klar, daß es anders zwischen ihnen geworden war, denn ohne ihm ein abstoßendes Wesen zu zeigen, entfernte sie sich doch täglich mehr von ihm, und zwischen die unschuldige Vertraulichkeit, in welcher sie still und ruhig neben einander gelebt hatten, legte sich jene unmerkliche Kluft,

die, wenn man sie nicht sogleich ausfüllt, mit jeder Stunde größer wird und in kurzer Zeit zwei Menschen so weit von einander reißen kann, daß sie sich nicht wieder finden. Zum Unglück kam gerade um diese Zeit Alex in das Haus, der gleich von Anfang an einen ganz andern Ton gegen das hübsche Mädchen anschlug; und durch dessen Auftreten war oder glaubte sich Erhard verhindert, seinen Fehler wieder gut zu machen. Er bemerkte unter Allen zuerst, wie Justine sich dem Neuling zuwandte, der so schön und zugleich so bescheiden zu thun verstand, und jetzt, da er sie für sich verloren sah, empfand er erst ihren ganzen Werth. Auch er war im Beginn durch das gewandtere äußerliche Gebaren des glücklichen Nebenbuhlers über den wirklichen Gehalt desselben getäuscht, doch sagte ihm das scharfe Auge der Eifersucht bald genug, wie wenig die Puppe tauge, und mit verbissenem Schmerze hielt er sich fern, zu stolz, das Verhältniß der Beiden zu beobachten, das sich jedoch nur in Blicken verrieth und bei der übrigen Umgebung wenig Aufsehen machte. So war der Frühling zum Sommer geworden, während unter der Oberfläche gelassener Arbeitsamkeit diese Herzensbewegungen vor sich gingen, da gewahrte Erhard zu seiner Ueberraschung, daß Justine an Alex vorüberging, ohne ihn eines Blicks zu würdigen. Er hielt diese Erscheinung zuerst für die Folge einer jener kleinen Mißhelligkeiten, die bei jungen Paaren nicht selten sind, aber das Benehmen des Mädchens blieb sich von jenem Tage an gleich, und er sah, es war zwischen den Beiden mit Einem Male völlig aus. Er hätte gern wissen mögen, ob die Verachtung, die sie dem abgedankten Liebhaber bezeigte, nur der Widerschein des allgemeinen Urtheils sei, das sich allmählig im Hause über ihn bildete, oder ob sie eine besondere Ursache gehabt habe, ihm den Laufpaß zu geben; aber er schlug sich die überflüssigen Gedanken aus dem Kopf und dachte, wenn's gut gehe, so werde er's schon noch erfahren. Denn mit Ueberwindung des leisen Verdrusses über seine nicht unverdiente Hintansetzung wollte er jetzt, da das Feld wieder frei war, das alte geschwisterliche Verhältniß neu anknüpfen und dasselbe durch

eine für ein erwachsenes und geliebtes Mädchen passendere Tonart, als die durch die Unterbrechung glücklicherweise für immer abgeschnittene, zu jenem Einklang erheben, der seines Herzens Dichten und Trachten war. Aber Justine ließ es nicht zu diesem Ziele kommen: sie zeigte sich zwar dankbar für die freundliche Ansprache, die er ihr wieder widmete, schien jedoch nicht näher auf die Gesinnung zu achten, die dieser Theilnahme zu Grunde lag. Ihr Wesen war wie verwandelt, die Zutraulichkeit, die sie ihm früher, als ob sie nicht anders könnte, bewiesen hatte, war und blieb verschwunden, und sie schien, wie sie in sich gekehrt ihren Weg ging, ein eigenes, ihm und allen Andern fremdes Leben zu leben. Er aber glaubte, sie trage ihm sein früheres Benehmen nach, und da sie dessenungeachtet ihm stets ihre volle Werthschätzung zu erkennen gab, so ließ er die Hoffnung nicht sinken und wagte allmählig näher zu rücken, bis ihm endlich in der Ernte ein günstiger Augenblick den Muth einflößte, geradeaus zu Werke zu gehen. Sie waren Beide im Felde allein oder wenigstens so weit von den andern Arbeitern entfernt, daß Niemand hören konnte, was sie sprachen. Er hatte sie angerufen, ihm beim Garbenbinden behilflich zu sein, und während er die Wiede um die Aehren wand, gedachte er auch das Band zu schürzen, das ihn mit Justinen vereinigen sollte. Doch begann er sehr leise und von Weitem her: er lobte sie, wie fleißig sie sei und wie ihr Alles flink von der Hand gehe, dann fuhr er mit klopfendem Herzen, aber mit ruhig scherzender Lippe fort, sie gebe einmal eine ausbündige Hausfrau, der in Haus und Feld der Segen unter dem Tritt ihres Fußes wachsen müsse, und nach einigem Zögern setzte er mit einer Stimme, worin sich jetzt das innere Beben verrieth, hinzu, bei ihr brauche ein Mann, der sich, wenn auch nur als Taglöhner, fortzubringen wisse, nicht auf Vermögen zu sehen, denn ihre Eigenschaften wägen jede Mitgift auf. Das hieß ziemlich deutlich gesprochen, und es hing nun ganz von ihrer Antwort ab, ob er weiter gehen sollte. Justine hatte unter seinen Worten den Kopf immer tiefer gegen die Aehren gesenkt, die sie eifrig zusammen zu drücken suchte;

zuletzt aber ließ sie ihn kaum noch ausreden und rief mit leiser, gepreßter und zugleich heftiger Stimme, sie wolle nie heirathen, nie! Es ging ihm wie ein kalter Stich durch das Herz, doch bezwang er sich und fragte, den muntern Ton der Unterhaltung fortführend, ob denn die Männer so schlecht seien, daß sie sich zu gar keinem entschließen könnte. Sie schwieg. Nach einer Weile hob er wieder an, sie werde schon noch anders gesinnt werden, wenn einmal der Rechte komme. Sie gab abermals keine Antwort, sondern ergriff die erste Gelegenheit, um sich unter einem schicklichen Vorwand auf einer anderen Seite des Feldes Beschäftigung zu suchen. So sah er sich denn in einer Weise, über die er sich kaum noch eine Täuschung machen konnte, von ihr abgewiesen, und manchen Tag, manche Nacht kostete es ihn, diesen Bescheid nur so weit zu verwinden, daß er sich an den Gedanken gewöhnen lernte, den einzigen Wunsch, der ihm das Leben lieb machte, unerfüllt dahinschwinden lassen zu müssen. Justine war seit jenem unglücklichen Versuche sichtlich bemüht, ihm auszuweichen und besonders jedes Alleinsein mit ihm zu vermeiden; und doch wurde ihm dabei nicht selten an ihr eine auffallende, ihrem sonstigen Benehmen ganz entgegengesetzte Wahrnehmung zu Theil, nämlich daß sie, wenn sie sich von ihm und Anderen unbeachtet glaubte, ihre Augen mit einer eigenthümlichen, herzzerschneidenden Traurigkeit, die gar nichts mit Abneigung und Widerwillen gemein hatte, auf ihm ruhen ließ. Er konnte dann kaum dem Antrieb widerstehen, zu ihr hinzutreten und zu fragen, was ihr sei; sie aber wußte sich jedesmal, wenn sie seine Absicht merkte, ihm unnahbar zu machen. Dieses stumme Schauspiel wurde nach und nach für die ganze Hausgenossenschaft ein öffentliches Geheimniß, aber mit der Zartheit, die in ländlichen Gemüthern so nahe neben der Derbheit wohnt, hütete sich Jedermann, es den Beiden gegenüber mit einer Silbe zu berühren, und als Alex einmal einen Witz darüber zu reißen wagte, wurde er von dem alten Philipp so grob zurechtgewiesen, daß er zusammenduckte und seitdem wie auf Eierschalen an dem verbotenen Gegenstande vorüberging. Man sah ihm an, daß es ihm

wohl war, das Ende seiner Lehrzeit nahe zu wissen. Aber auch Erhard konnte die Pein, die ihm Justinens räthselhaftes Benehmen verursachte, nicht länger ertragen und kündigte mit schwerem Herzen den Dienst. Nun wurde sie noch trauriger, doch änderte dieser Schritt sonst nichts in ihrem Benehmen. Hatte sie doch erst heute Abend wieder mit demselben Ton des ängstlichen Abscheus, wie im Sommer beim Garbenbinden, ihre Erklärung, daß sie niemals heirathen wolle, wiederholt, und das in einem Augenblicke, wo durch das wohlwollende Anerbieten des Löwenwirths die Möglichkeit, ein Hauswesen zu begründen, bestimmter und reichlicher, als Erhard zu hoffen gewagt hatte, gegeben war. Er mochte sich alle diese Vorkommnisse überdenken, so oft er wollte, es blieb ihm eben nichts Anderes übrig, als seinem gescheiterten Glück den Rücken zu kehren und in die weite Welt zu gehen. Widerstrebend, wie eine scheidende Seele vom Leben, riß er sich von der gewohnten Heimath los, die ihm das Elternhaus ersetzt hatte; er hatte es nie gekannt und nie vermißt; erst jetzt, in seinen reiferen Jahren, fühlte er sich verwaist und segnete den Schatten der Säule, an der er saß, daß Niemand die Thränen sah, die ihm aus den Augen tropften. Aber gerade auf der tiefsten Stufe der Muthlosigkeit beschlich ihn noch einmal die Hoffnung, wie sie zu thun pflegt, mit ihren schmeichlerischen Einflüsterungen. Junge Mädchen haben ihre Grillen, die oft erstaunlich wichtig aussehen und sich doch hinterher in ein Nichts auflösen: konnte denn nicht das ganze wunderliche Wesen, womit Justine ihm und sich selbst zu schaffen machte, vielleicht am Ende eine bloße Grille sein? Er hatte ja doch eigentlich noch nie unverblümt und vom Herzen weg mit ihr geredet: sollte es nicht der Mühe werth sein, zu guter Letzt, ehe er in's Blaue hinein wanderte, noch einen offenen Versuch zu machen? Der Meister war doch auch nicht zu stolz gewesen, ihm unerachtet seiner abschlägigen Antworten immer wieder zum Bleiben zuzusprechen: sollte er stolzer gegen das Mädchen seines Herzens sein? Und der Vorschlag zumal, der ihm Aussicht auf Erwerbung eines Besitzes gewährte, verdiente der, so kurz von der Hand gewiesen

zu werden? Vielleicht hatte Justine dieses Anerbieten nur halb gehört, vielleicht hatte sie den Sinn desselben nicht richtig aufgefaßt; ohnehin, was verstehen Mädchen von solchen Dingen? Kurz, je mehr er sich die Sache von allen ihren Seiten überlegte, desto nothwendiger schien es ihm, nichts zu versäumen und noch einen letzten Versuch einer klaren Verständigung zu machen, nach dessen Fehlschlagen ihm ja immer noch die Flucht in die Fremde gewiß blieb; und der Entschluß, nachdem er gefaßt war, hatte wenigstens für den Augenblick den guten Erfolg, daß sich sein umhergetriebenes Gemüth wieder etwas zu beruhigen begann.

Die Glocke, die das Ende des Gottesdienstes verkündigte, unterbrach diese auf- und abwogenden Gedanken; der Gesang des Schlußverses sodann und das Geräusch des Aufbruchs führte den Träumer in die Gegenwart zurück, und er ging an der Seite des alten Philipp aus der Kirche, um sich draußen im Gewühle wieder mit den Seinigen zusammen zu finden. Dort wurde, während die Lichter in der Kirche erloschen, noch mit Gefreundten und Bekannten geplaudert, man erzählte sich gegenseitig, was das Christkind diesmal eingelegt, bis es auf dem Kirchplatz allmählig leerer und stiller wurde und von den Stadtleuten sich Eines nach dem Andern verlief. Auch Alex verabschiedete sich: er wolle diese Nacht vollends in der Stadt zu Hause schlafen, sagte er, und seine Kleider und Habseligkeiten in der Frühe holen. Die Vorstädter verließen das Städtchen, und das Thor wurde hinter ihnen geschlossen.

„Wohl bekomm's!" sagte Philipp im Gehen leise und in sich hinein lachend zu Erhard. „Der wird eine schöne Nacht haben."

„Glaubst du, er geht?" erwiderte dieser. „Ich glaub's nicht, er ist zu feig dazu."

„Im Sinn hat er's doch," sagte der alte Philipp, „sonst hätt' er nicht den Vorwand ergriffen, sich auf die Seite zu machen. Jedenfalls wird er eine böse Nacht durchwachen: entweder geht er, dann bringt ihn die Angst um, wenn er so allein auf dem Kreuzweg stehen muß, oder er

gibt der Angst Gehör und geht nicht, dann frißt ihn der Geiz.

„Du bist doch ein durchtriebener Schelm!“ sagte Erhard lachend.

Unter solchen Gesprächen kamen sie nach Hause, wo sich Erhard's vorübergehende Besorgniß von vorhin als ganz unbegründet erwies, denn Justine erschien sogleich mit Licht in dem geöffneten Hofthor und berichtete auf die Frage der Mutter, daß die Kinder ruhig schlafen. Erhard schämte sich im Stillen, von seiner Unruhe zu maßlosen Einbildungen fortgerissen worden zu sein. Im Wiederbesitze seiner natürlichen Spannkraft und in der Frische seines gefaßten Entschlusses sann er schon darauf, seine Worte mit guter Art noch heute bei Justinen anzubringen, als er bemerkte, daß eine solche Unterredung jetzt nicht wohl am Platze sein würde, denn das Mädchen schien ungewöhnlich müde zu sein; sie schleppte sich mit sichtbarer Anstregung die Treppe hinauf und mußte sich oben sogar einen Augenblick an die Wand anlehnen. Wenig hätte gefehlt, so wäre er hinzugesprungen, um ihr zu Hilfe zu kommen, aber die Löwenwirthin rief ihr lachend zu: „Du bist ja so schlaftrunken, daß du schier umfällst; gib mir das Licht und mach', daß du in's Bett kommst.“ Justine ließ sich das nicht zweimal sagen, wünschte gute Nacht und schlich ihrer Kammer zu.

Die Nacht war schon weit vorgerückt, daher fand Justinens Beispiel schleunige Nachfolge, und bald lag Alles in tiefem Schlafe begraben. Nach einer Weile kam den Roßjungen, der in der Kammer der Knechte schlief, ein jähes Erwachen an; er richtete sich, auf den Elbogen gestützt, halb in die Höhe und wunderte sich, was ihn so plötzlich aufgeweckt haben möge; da hörte er deutlich im Hause, hinten nach dem Felde hinaus, eine Thüre gehen. Er konnte nicht begreifen, wer von den Hausgenossen um diese Zeit etwas im Schnee draußen zu suchen haben sollte, und rief dem Alex, dessen Bett dem seinigen zunächst stand, ohne daran zu denken, daß dieser nicht zugegen sei. Da derselbe keine Antwort gab, so besann er sich, ob er die andern Schläfer

wecken solle, von welchen einer mächtig schnarchte. Während er so halb schlafbetäubt in die Kammer starrte, trat die breite Sichel des abnehmenden Mondes, der so eben aufgegangen war, in den Rahmen des Fensters; von dem Lichte, das hereinfloß, wurden die vier Wände hell, und er sah, daß Alle, die mit ihm in der Kammer waren, so fest schliefen, daß es ein zweifelhaftes Unternehmen wäre, sie wach zu rufen. Der Schnarcher war der alte Philipp, aus welchem die großen Baßpfeifen der Orgel, wie sie nach beendigtem Spiele noch eine Weile nachklingen, immer noch fortzubrummen schienen. Auch Erhard war entschlafen, müde vom langen Wachen und Brüten, und von der Hoffnung auf das Erscheinen einer freundlicheren Sonne eingewiegt. Der Roßjunge guckte mit seinen jungen großen Augen staunend in den glänzenden Lichtkörper, worin er ein Stück vom Besenmann mit dem brennenden Reisigbüschel zu erblicken glaubte, bis er geblendet auf die Seite fiel und schwerer athmend das Geräusch der knarrenden Thüre sammt Bedenken und Vorsatz vergessen hatte.

Der Morgen des Festtages, an welchem jede Arbeit ruhte, weckte die Schläfer viel später als gewöhnlich auf. Erhard war der Erste, der erwachte. Er ging vor das Haus, um sich in der Einsamkeit noch einmal zu überlegen, was er zu Justinen sagen wollte. Nachdem er sich vorsichtig umgesehen, ob ihn Niemand belausche, spähte er nach ihrem Fenster, aber sie schien noch nicht auf zu sein, wenigstens war nichts von ihr zu sehen. Er rieb sich die Augen und Schläfe mit Schnee, der in der Nacht frisch gefallen war. Es war ihm nicht mehr so leicht zu Muthe wie beim Niederlegen. Justine hatte ihre Gesinnung in Worten und Gebärden so stark ausgesprochen, daß es denn doch gewagt schien, auf ein bloßes Mißverständniß, auf eine leere Grille zu rathen. Er gab zwar darum sein Vorhaben nicht auf, verkannte aber auch die Zweifelhaftigkeit des Erfolges nicht. Wenn die Unterredung wie seine früheren Versuche ablief, so hatte er diese Nacht zum letztenmal im Hause geschlafen und befand sich heute Abend schon Meilen weit in noch

unbekannter Ferne. Er ließ die Augen vom Erdgeschoß bis zum Giebel kreisen, als ob er sich jeden einzelnen Bestandtheil der Wohnung, die ihm so heimisch geworden war, unvergeßlich in die Seele prägen wollte. Da sich noch Niemand im Hause rührte, so ging er, ohne des Schnees und Frostes zu achten, eine Strecke weit auf der Straße fort, gleichsam um die Losreißung, die ihm nur allzu wahrscheinlich bevorstand, im Voraus einzuüben.

Nach einer Weile kam der alte Philipp aus dem Hause und sah sich unbehaglich nach allen Seiten um; er schien den Erhard zu vermissen und sollte sich doch künftig daran gewöhnen lernen, ihn noch viel mehr zu entbehren als für die Dauer einer so kurzen Abwesenheit. Wie er um sich blickte, sah er den Alex vom Städtchen her kommen. Dieser blieb von Zeit zu Zeit stehen, machte dann rasch ein paar Schritte und blieb abermals stehen, so daß es den Anschein gewann, als ob ihn etwas zöge und zugleich etwas zurückhielte, das Haus zu betreten. Als er näher kam, zeigte er ein sehr blasses und verstörtes Aussehen. Aha, dachte der alte Philipp und lachte in sich hinein, der hat sich so oder so heut Nacht einen Alp aufgeladen; bin doch begierig. Er ging auf die Seite, um ihn vorerst ungestört in's Haus zu lassen. Den Knechten und Mägden, die im untern Hausraum zur Seite der Stiege beschäftigt waren, zum Vormittagsgottesdienste die Kleider herzurichten und das Schuhwerk in Stand zu setzen, fiel seine Erscheinung ebenfalls nicht wenig auf; da er aber mit seinem Eintritt in das Haus einen entschlossenen, schnellen Gang angenommen hatte, so kam er unangerufen an ihnen vorbei und eilte, ohne sich aufzuhalten, die Treppe empor.

„Der sieht ja aus, als ob er einen Geist gesehen hätt',“ sagte ein Knecht. — „Ist wohl möglich,“ versetzte eine Magd. „Wer weiß, wo Der heut Nacht gewesen ist.“

„Einen Geist?“ rief der Roßjunge, der bei ihnen stand, mit wichtiger Miene. „Ich hab' heut Nacht auch einen gehört.“

Ein lautes Gelächter war die Antwort auf diese Nach-

richt, die aus einem andern Munde wohl einen stärkeren Eindruck hervorgebracht haben würde. Einstimmig wurde ihm erklärt, er habe geträumt, in diesem Hause sei nie ein Gespenst umgegangen, worauf er beschämt und eingeschüchtert verstummte.

Alex war unterdessen die Stiege hinaufgegangen. Oben begegnete ihm eine Magd, die über sein Aussehen nicht weniger als die Andern betroffen war, aber noch mehr erstaunte, als er auf einmal zurückfahrend sich am Geländer hielt und in den Gang hinein starrte, wie wenn er eine Erscheinung hätte. Sie sah sich erschreckt um, erblickte aber Niemand als Justinen, die so eben aus ihrer Kammer den Gang her kam. Alex starrte sie mit zweifelnden Augen an; sie ging an ihm vorüber, ohne ihn anzusehen. Die Magd fragte ihn, was ihm widerfahren sei; er gab keine Antwort, sondern folgte langsam und zögernd Justinen, die in die Stube gegangen war. Dort wurde er auch vom Löwenwirth und seiner Frau alsbald nach der Ursache seines auffallenden Aussehens befragt, aber sie konnten nichts weiter aus ihm herausbringen, als daß er schlecht geschlafen habe und sich unwohl fühle. In kurzen Worten stattete er seinen Dank für die im Hause genossene Behandlung ab, wobei er von Zeit zu Zeit gleichsam verwundert um sich blickte; dann verabschiedete er sich, um in die Kammer zu gehen und seine Sachen zusammenzupacken.

„Was ist denn dem Alex?" fragte die Magd unten und erzählte den Andern, was sie gesehen hatte.

„Der sieht am hellen Tag Gespenster!" rief eine.

„Denk' wohl, der Schatz ist ihm in den Kopf gestiegen," sagte ein Knecht.

„Welcher Schatz?" fragte die kleine Wuselige boshaft. „Der mit dem blauen Licht oder der mit dem grünen Gesicht und dem großen Rostflecken?"

„Vielleicht alle beide."

„Ich möcht' nur wissen, ob er etwas gefunden hat," bemerkte ein Knecht.

„Siehst's ja!" erwiderte der alte Philipp. „Laß Den

einen Schatz heben, so lacht er auf den Stockzähnen, und wenn ihm der Teufel ein Ohr dabei weggerissen hätt'. Er sieht nicht aus wie ein glücklicher Finder. Möcht' übrigens auch wissen, was ihm passirt ist. Mach' dich an ihn, Baste, und such's aus ihm 'rauszubringen."

Der Roßjunge, dem diese Aufforderung galt, fühlte sich sehr geschmeichelt und versprach, sein Möglichstes zu thun. Er war der einzige Vertraute des Alex, der, von den Andern über die Achsel angesehen, sich zu ihm herabließ, um doch eine befreundete Seele zu haben.

Sie plauderten noch in der gleichen Weise fort, als Erhard zurückkam. Er hörte ihnen eine Weile zu, dann ging er hinauf, um Justinen zu suchen.

Es fiel ihm einigermaßen auf, als er sie am Ende des Ganges, nicht weit von ihrer Kammer, im Gespräche mit Alex, den sie so lange gemieden hatte, erblickte. Unmuthig wollte er wieder umkehren; da er jedoch bemerkte, daß sie keineswegs die Unterredung zu verlängern beflissen war, denn ihre Mienen und Gebärden drückten unverkennbare Abweisung aus, so entschloß er sich, näher zu treten, um durch seine Anwesenheit dem Besuche, der ihr offenbar lästig fiel, ein Ende zu machen. Sein Kommen that auch die gewünschte Wirkung, denn Alex ging sogleich. Sein Gesicht war sehr lang geworden und zeugte von Verlegenheit und Verdruß.

„Ich hab' hoffentlich nicht gestört," begann Erhard, als er fort war.

„Nicht im Geringsten," antwortete Justine. „Ich bin froh, daß er mir aus den Augen ist."

„Es scheint, du hast ihm den Segen auf den Weg gespendet," sagte er scherzend.

„Er wird's nicht an den Spiegel stecken, der Schatzgräber, was ich ihm gesagt hab'," erwiderte sie.

Erhard lachte. „Ja freilich," versetzte er, „der Philipp schmunzelt auch, daß er ihm in die Schlinge gegangen ist."

„Wie so der Philipp?" fragte sie.

„Nun, der hat ihm ja Nächt den Mund darnach wäss'rig gemacht."

„So?“ sagte sie und nickte vor sich hin, als ob ihr erst jetzt der Zusammenhang der Begebenheiten klar würde.

„Bist ja dabei gewesen,“ bemerkte er.

„Ich hab' nicht drauf geachtet,“ versetzte sie.

Ein Stillschweigen trat ein, während dessen er ihr forschend in das Gesicht blickte. Er war der Einzige, der sie in der vergangenen Nacht etwas tiefer beobachtet und eine außergewöhnliche Unruhe an ihr wahrgenommen hatte. Heute zeigte sie eine ruhige Fassung, von welcher er sich nicht viel Günstiges für seine Wünsche verhieß; aber ihr Aussehen verrieth ein körperliches Leiden, sie schien sich mit Mühe aufrecht zu halten, ihr von Natur blasses Gesicht hatte eine fahle Farbe angenommen, und ihre eingesunkenen Augen blickten so leblos, wie wenn sie die ganze Nacht nicht geschlafen hätte. Erhard, der mit dem Herzen und nicht blos mit den Augen liebte, würde trotz dieser Veränderung alle Schätze der Welt darum gegeben haben, sie sein nennen zu dürfen, doch machte ihn ihr Aussehen besorgt. „Justine, bist du krank?“ fragte er.

„Nein,“ antwortete sie.

„Ich hab's gestern schon bemerkt, es ist etwas an dir.“

„Ich hab's überstanden. Gib dir keine Mühe weiter mit mir.“

Die Worte thaten ihm weh. Er sah sie schmerzlich an und sagte: „Ach Justine, wenn ich nur sehen könnte, was in deinem Herzen vorgeht. Es hat doch eine Zeit gegeben, wo du ganz anders gegen mich gewesen bist. Ich versteh' dich nicht.“

Sie blickte traurig zu Boden und schwieg.

„Oder hab' ich nicht deutlich genug zu dir geredet?“ hob er wieder an. „Soll ich denn viel Worte machen, damit du siehst, wie's mein Herz mit dir meint?“

„Du bist deutlich genug gewesen,“ erwiderte sie mit zitternder Stimme, „ich hab' dich wohl verstanden. Du brauchst nicht deutlicher zu sein, außer wenn du mich martern willst.“

Er schwieg verletzt, doch nach einer Weile begann er von

Neuem: „Hast du gestern Nacht gehört, was mir der Löwenwirth angetragen hat?“

„Ja,“ antwortete sie kaum hörbar.

„Meinst du nicht, das sei genug für zwei junge Leute, die einander lieb haben und gesund sind und den rechten Sinn zum Hausen mitbringen? Wenn Alles so günstig steht und ein Anfang vor uns liegt, den man sich nicht besser wünschen kann — Justine, du mußt etwas gegen mich haben, wenn du dich da nur einen Augenblick besinnen kannst.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Justine,“ rief er dringend, „sag's, was hast du gegen mich?“

Sie erhob das Gesicht langsam, und in ihre matten Augen trat ein unaussprechlicher Glanz, als sie ihn ansah. „O Erhard,“ sagte sie, „du thust mir Unrecht. Ich hab' auf der Welt nichts wider dich.“

Er faßte sie an der Hand. „Warum willst du denn nicht mein Weib werden?“ fragte er.

„Es kann nicht sein,“ sagte sie mit fast tonloser Stimme. „Laß mich gehen und dring' nicht weiter in mich. Wir können nicht glücklich mit einander werden. Niemals!“

„So leb' wohl!“ rief er und riß sich in Zorn und Schmerz von ihr los. Er sah es nicht mehr, wie sie sich im tiefsten Kummer das Gesicht mit den Händen bedeckte, und hörte nicht das verzweiflungsvolle Schluchzen, das bald nachher aus ihrer Kammer drang.

Die entschlossene Haltung, womit er in die Stube trat, um Lebewohl zu sagen, gab dem Löwenwirth ein Zeichen, daß von seinem Anerbieten nicht mehr die Rede sein solle. Der Abschied war kurz, aber herzlich. Die Löwenwirthin weinte wie eine Mutter, die ihren Sohn von sich lassen muß, die Kinder schrieen und wollten sich der Abreise ihres Freundes widersetzen, und selbst dem gleichmüthigen Löwenwirth wurden die Augen ein wenig feucht. Erhard mußte versprechen, von sich hören zu lassen, so bald er irgendwo eine bleibende Stätte gefunden haben werde.

Der alte Philipp, der ihm sein Bündel schnüren half, bewies sich dabei äußerst unwirsch und brummte in Einem fort, so daß es beinahe den Anschein hatte, als ob er aus lauter Ungefälligkeit Hand anzulegen zaudere; doch wurde er etwas besserer Laune, als der Roßjunge, der dem Alex geholfen hatte, dazu kam und heimlich den ihm auferlegten Bericht erstattete. „Er ist richtig auf den Kreuzweg hinausgestanden,“ erzählte der Junge, „und hat den Schatz heben wollen. Von Anfang an, sagt er, hab' er gar nichts gesehen.“

Der alte Philipp lachte in sich hinein.

„Aber auf die Länge hab' er einen blauen Schein am Boden wahrgenommen.“

Der alte Philipp platzte mit Lachen heraus.

„Und es hätt' nicht viel mehr gefehlt, so wär' er des Schatzes habhaft worden, aber da sei ihm unversehens etwas dazwischen kommen.“

„Was denn?“ fragte der alte Philipp.

„Das sagt er nicht,“ antwortete der Roßjunge, „aber er ist ganz wild, daß er so lüderlich um den Schatz kommen sei, und hätt' er gewußt, was er jetzt wisse, sagte er, so hätt' er brav drauf los geschlagen.“

„Es muß ihn also Jemand gestört haben,“ sagte der alte Philipp. „Möcht' wohl wissen, wer zu so ungewöhnlicher Zeit auf dem Weg gewesen ist, und vollends durch den Wald.“

„Vielleicht ein Schmuggler,“ bemerkte Erhard.

„Ja,“ meinte Philipp, „und der wird ihm ein Siegel an sein furchtsames Maul gelegt haben. Sie treiben's stark von drüben her, seit man davon spricht, daß der Krieg ausbrechen soll.“

Das Bündel war geschnürt, der Roßjunge wollte es umwerfen. „Gib's nur her,“ sagte Erhard, „unser Weg geht nicht weit zusammen. Wir wollen's kurz machen, gelt, Alter?“ wandte er sich zu Philipp. Dieser nickte. Sie traten vor das Haus, wo die übrigen Knechte zum Abschied fertig ihrer warteten. Alex hatte sich halb unschlüssig zur Seite aufgepflanzt.

„Hab' ich's Nächt nicht gesagt" — redete diesen der alte Philipp im Vorbeigehen an — „oder hätt' ich's etwa vergessen" — fragte er die Andern — „was ein Hauptbedingniß bei der Hebung eines Schatzes ist? Er wird Keinem beschert, der nicht unschuldig ist wie das Kind im Mutterleib. Wer das nicht von sich sagen kann, der soll die Händ' davon lassen, sonst zerrinnt ihm das Glück unter den Fingern, und es kann noch zu bösen Häusern mit ihm gehen."

Alex antwortete nichts, sah aber unaussprechlich verblüfft aus und machte ein wahrhaft dummes Gesicht. Die Andern erhoben ein schallendes Gelächter.

Nunmehr begann der feierliche Zug der Ausfolge. Erhard wurde in die Mitte genommen, der Zug setzte sich in Bewegung, und nun erhoben die Knechte, allmählig auf der Straße sich verbreitend, ihre Peitschen, die sie mit rothen und blauen Bändern geschmückt hatten, und fingen ein Knallen an, das sich taktmäßig bald wie ein Lauffeuer, bald wie die Weise eines Liedes oder Marsches zu vernehmen gab. Es war die letzte Ehre, die sie einem geachteten und liebgewonnenen Kameraden erwiesen. Dabei sahen Herrschaft und Mägde aus den Fenstern, und Alles rief dem Scheidenden die letzten Grüße zu. Nur Justine kam nicht zum Vorschein. Alex hatte sich dem Zuge in einer klüglich berechneten Haltung beigesellt, so daß es einigermaßen den Anschein haben konnte, als ob er gleichfalls mit ausgefolgt würde. Philipp, der ein Auge über ihn hinlaufen ließ, winkte dem Roßjungen und sagte ihm einige Worte in's Ohr, worauf derselbe heimlich lachend in das Haus zurückrannte.

Der Zug, der ein gutes Stück der Straße einnahm, weil die Knallenden Raum zum Ausholen brauchten, hatte sich in der Richtung nach dem Städtchen noch nicht sehr weit bewegt, als Erhard Halt machte. Hier führte ein Feldweg seitab, auf welchem man das Städtchen umgehen konnte. Er war zwar des Schnees wegen nicht sonderlich bequem zu betreten, aber Erhard zog ihn der Straße vor, denn er hatte keine Lust, den Alex zur Gesellschaft zu haben, auch fürchtete er, in der Stadt von Bekannten aufgehalten und mit Fragen,

die zu nichts führten, belästigt zu werden. Er hatte sich vorher insgeheim mit dem alten Philipp verständigt und eröffnete nun seinen Begleitern, daß er hier Abschied von ihnen nehmen wolle. Sie lehnten sich gegen diesen Entschluß gewaltig auf, da sie ihn nicht nach landesüblicher Weise, wie sie sonst bei Dienstwechseln gewohnt waren, mit ihren Peitschensalven zu seiner neuen Herrschaft begleiten konnten, so hatten sie ungeachtet des Festtages und des nahen Gottesdienstes darauf gerechnet, ihm lustig knallend auf seinem Gang in die Fremde wenigstens bis zu dem Städtchen zu folgen; aber der alte Philipp schlug sich wider Erwarten auf seine Seite und ermahnte sie, ihn, da es ja doch einmal sein müsse, lieber gleich im Frieden ziehen zu lassen. Erhard drückte Einem nach dem Andern kräftig die Hand, dem alten Philipp zuletzt. Der Schmerz des Scheidens, vielleicht für immer, sprach sich zwischen diesen beiden Freunden in einem Scherze aus; Jeder suchte die Hand des Andern so zu fassen, daß sie sich ohne Widerstand empfindlich zusammenquetschen lassen mußte; da sie aber Beide stark waren und die Vortheile des Kunstgriffs gleich gut verstanden, so rangen sie lange lachend mit einander und ließen endlich ab, ohne daß Einer des Andern Meister geworden. Erhard sprang über den Graben. Drüben blieb er noch einmal stehen, winkte mit dem Kopf ein Lebewohl und war mit ein paar großen Schritten hügelab verschwunden. Sie sahen ihm theilnehmend nach; als er ihnen längst aus den Augen war, stand ihnen immer noch seine schmucke, wohlgewachsene Gestalt, sein treuherziges, biederes Gesicht vor der Seele.

„Er fangt mir schon zu fehlen an," klagte der alte Philipp, und sein verwittertes Gesicht kämpfte mit einem weinerlichen Ausdrucke, der einen gleichgiltigen Zuschauer wohl hätte zum Lachen bringen können; „wie wird's erst werden, wenn er einmal weit fort ist!"

Alex trat zögernd heran. Er war zweifelhaft, wie er es mit seinem Aufbruch einrichten sollte, da er nicht hoffen konnte, daß das Abschiednehmen für ihn gleich herzlich und ehrenvoll ausfallen würde, wie für Erhard. Doch faßte er

sich ein Herz und bot seinen gewesenen Arbeitsgenossen die Hand. Auch wurde sie von Keinem verschmäht, aber eine Hand nach der andern legte sich ohne Druck in die seinige und wurde gleichmüthig wieder zurückgezogen. Nur der alte Philipp, der sich gleichfalls zu der Begrüßung herbeiließ, that ein Uebriges; er ergriff die vorderen Gelenke seiner Finger und nahm sie dermaßen in die Klemme, daß Alex das Gesicht entsetzlich verzog und die zerquetschten Glieder mit einem Schmerzgeheul aus dem Schraubstocke riß. Während er sich auf der Straße davon machte, eilte Jener leichtfüßig, wie ein Jüngling, dem Roßjungen entgegen, der einen alten Kübel daher brachte, nahm ihm denselben ab, kehrte spornstreichs damit zu den Andern zurück und begann greulich auf dem Kübel zu trommeln. Alex, der sehr gut verstand, was diese Ehrenbezeigung bedeuten sollte, machte überaus lange Schritte und suchte, ohne sich umzusehen, so schleunig als möglich aus dem Bereiche der Kehrausmusik zu entkommen. Die Andern lachten, was sie konnten. „Fort mit Schaden!" sprach der alte Philipp und trommelte hinter ihm drein, so lange der Kübel hielt.

Nachdem der Ausgetrommelte endlich hinter einer Biegung der Straße unsichtbar geworden, gingen sie wieder zum Hause zurück. Dabei sprachen sie viel von dem Charakter der beiden Abgegangenen, die ein so ungleiches Geleite erhalten hatten, und setzten diese Unterredung noch geraume Zeit, vor dem Hause stehend, fort. Die kleine, wuselige Magd trat hinzu und sagte: „Wenn's Krieg gibt, so muß der Philipp unter die Soldaten, denn an dem ist ein Tambour verloren gegangen."

„Hat man's bis daher gehört?" fragte Philipp vergnügt.

„Freilich hab' ich's gehört," erwiderte sie, „und Alle haben's gehört, wie der Ausbund mit klingendem Spiel hat abziehen müssen. Seine grüne Jungfer Braut wird sich gelb freuen, daß ihm so heimgewirbelt worden ist."

„Die soll vor ihrer eignen Thür kehren," bemerkte ein Knecht.

„Ja, das hat sie nöthig,“ sagte die Magd. „So eine Person, die mit ihrem Kränzle Handelschaft trieben hat!“

Und nun ergoß sich über diese Person eine von allen Zungen reichlich strömende Fluth schonungsloser Nachreden, wobei jedoch das ländliche Urtheil, das in seinen Angriffen auf die Städter sonst gerne mit ungleichem Maße mißt, diesmal nichts übertrieb und völlig in seinem Rechte war; denn die Person, die den Gegenstand dieser Reden bildete, hatte — um den Inhalt derselben kurz zu fassen — ihre Jugend einem nichts weniger als liebenswürdigen Mann, und aus nichts weniger als aus Liebe geopfert, hatte ihm eine wackere, still duldende Frau todtquälen helfen, nach ihrem Tode als Haushälterin, da es ihr nicht gelang, höher zu steigen, ihn selbst durch eine Herrschaft, die er nicht abzuschütteln fähig war, bis auf den Tod geplagt und ihm zuletzt, als er gegen das Ende seines Lebens schwachsinnig wurde, ein Testament abgepreßt, das sie, mit Uebergehung armer Verwandten, zu seiner einzigen Erbin einsetzte. Außerdem war sie, gleich in der ersten Zeit jener heimlichen Verbindung, in den Verdacht gekommen, daß sie, um die Folgen derselben zu verbergen, zu verbrecherischen Mitteln gegriffen habe; das Gericht hatte zwar damals die angezeigten Inzichten nicht stark genug gefunden, um eine Untersuchung darauf zu begründen, aber das Gerücht, das seines Amtes oft eifriger als die Obrigkeit des ihrigen zu warten pflegt, war lange wach und lebendig geblieben und hatte sich erst der stattlichen Erbschaft gegenüber einigermaßen zu beruhigen begonnen, obgleich die Inhaberin derselben nicht das Mindeste that, mit ihrem Gelde die gute Meinung der Leute zu erkaufen, vielmehr sich von allen Teufeln des Eigennutzes, des Geizes und der Gewinnsucht dermaßen besessen zeigte, daß der Volkswitz ihr nachsagte, sie gräme sich ewig darüber, daß die Kronenthaler nicht auch, wie Kühe, Schafe und anderes Vieh, Junge zur Welt bringen. Das war die Frau, welche Alex zur Gefährtin seines Lebens erwählt hatte, und mit deren Reichthum er, in bodenloser Verblendung befangen, sich gute Tage machen zu können hoffte.

Alle diese Dinge wurden in dem Kreise, der am Christtagsmorgen vor dem Löwenwirthshause stand und sich wohl auch dazwischen mit Schneeballenwerfen belustigte, nicht eben in den feinsten Ausdrücken verhandelt; und unter den Knechten, die hier umherstanden, war Keiner, der nicht von sich die feste Ueberzeugung hegte, daß er die Braut des Alex mit allen ihren Schätzen, wenn sie um ihn zu werben käme, die Treppe hinabwerfen würde.

„Sie schmeichelt ihm zwar sehr," sagte eine Magd, „damit er ihr nicht wieder aus dem Garn geht, aber wenn er Augen im Kopf hätte, so müßte er's schon lang bemerkt haben, daß sie ihn eigentlich doch für einen Lumpen ansieht, und daß er einmal als ihr Mann der Garnichts im Haus sein wird."

„Vielleicht ist ihm doch ein Aug' aufgangen," bemerkte der alte Philipp. „Ich hab's fast nicht glauben können, daß ein Mensch, der so wenig Herz hat, sich in den Zwölften im Wald auf einen Kreuzweg traut, um einen Schatz zu heben; aber jetzt geht mir ein Licht auf. Sicherlich ist's nicht der Geiz allein gewesen, sondern er hat gedacht: wenn sie einen rechten Haufen Geld bei mir sieht, so kriegt sie ehender ein wenig Respekt vor mir."

„Ja, ja, so wird's wohl sein!" riefen die Andern.

„Das ist aber eine Liebe!" sagte Einer.

„Oder," vermuthete die Magd, „hat er ohne sie reich werden wollen."

„Das wär' auch möglich," sagten die Andern.

„Und jetzt muß er sie behalten," sagte Einer, „weil ihm der Schatz zerronnen ist."

Alle lachten.

„Loset," sagt ein Anderer, „wenn die Zwei Hochzeit haben, müssen sich Etliche von uns die Nacht vorher in's Städtle schleichen und der Braut einen Spreuerhaufen vor's Haus streuen."

„Dazu kann schon Rath werden," bemerkte der alte Philipp, stets zu sinnreichen Unternehmungen aufgelegt. „Uebrigens wird's uns, was das betrifft, da drinnen nicht

an Concurrenten fehlen." — Er deutete dabei mit dem Daumen über die Schulter rückwärts nach dem Städtchen, sah aber zufällig zugleich am Haus empor und erblickte Justinen an ihrem offenen Kammerfenster. Sie mochte wohl dem Zuge, als er weit genug weg war, vom Fenster aus nachgeschaut haben und war nun beim Zurückkommen desselben unbeobachtet stehen geblieben. Als sie sich bemerkt sah, trat sie vom Fenster hinweg.

„Bin nur begierig," hob Philipp wieder an, „ob die Justine den Erhard verschmerzen wird."

„Hat er dir nichts mehr anvertraut?" fragte ihn Einer.

„Nein," antwortete er, „aber ich denk' immer, die Zwei sind in der Stille einig worden, und über kurz oder lang kommt er wieder und holt sie, wenn er's zu etwas gebracht hat. Denn Dem kann's nicht fehlen."

„Ja, ja," sagten die Andern, und nun wurde von dem Wandersmann, der über dem Geplauder nicht vergessen worden war, in einer Weise gesprochen, daß ihm auf seinem Wege das rechte Ohr stark hätte klingen sollen. Da jedoch das Lob gewöhnlich nicht so beredt ist wie der Tadel, so war sein Lied schneller zu Ende gesungen als das des Alex, und sie gingen ihren Geschäften nach, soweit der Ruhetag dieselben erforderte.

„Ich kann nicht recht aus dir kommen," sagte die Löwenwirthin oben zu Justinen, als diese in die Stube kam, um nach den Kindern zu sehen: „den ganzen Morgen gehst mit rothen Augen herum, und dein Gesicht ist vom Weinen entstellt, daß man meint, das Ding müsse dir das Leben kosten. Wenn's dich so hart ankommt, warum hast dich nicht anders entschlossen? Ohne Wagen gewinnt man nichts. Sag' Ja, und ich schick' ihm einen Boten nach. Was gilt's? er wird gleich wieder da sein."

„Frau, es ist besser so, wie es ist, wir wollen's so lassen," erwiderte Justine mit Ergebung.

„Nun, ich will nichts weiter sagen, mich geht's nichts an," versetzte die Löwenwirthin. „Aber so, wie du bist und wie du aussiehst, wirst doch heut nicht in die Kirch' wollen?

Du siehst ja zum Erschrecken und zum Erbarmen aus, könntest die Leut' in der Andacht stören."

„Mir ist's auch lieber," erwiderte Justine, „wenn ich erst morgen hin darf."

„Dann will ich heut noch einmal für dich hingehen," sagte die Löwenwirthin.

Die Zeit des Vormittagsgottesdienstes war inzwischen herangekommen. Auf dem Hinweg nach dem Städtchen wurde von nichts als von dem Abenteuer des Alex gesprochen, das die Herrschaft erst jetzt vom Gesinde, so viel dieses darüber zu erzählen wußte, erfuhr. Auf dem Rückweg aber brachten sie aus der Kirche eine andere Neuigkeit mit, von der das Städtchen voll war, und die jetzt eine Zeit lang ausschließlich den Gegenstand des Tagsgespräches bildete.

„Denk' nur, Justine, was sich heut Nacht zugetragen hat!" rief die Löwenwirthin ihrer Magd entgegen, als sie aus der Kirche kam.

„Heut früh!" unterbrach sie berichtigend die kleine Wuselige, die mit ihr in die Stube trat.

„Nun, das ist Ein Ding," versetzte die Löwenwirthin, „'s ist eben zwischen Mitternacht und Morgen gewesen. Jetzt nur vorwärts, daß das Essen fertig wird, sonst weiß ich Einen, der brummt."

Sie ging mit den Mägden in die Küche und fuhr dort in ihrer Erzählung fort: „Den Schuhmachersleuten am scharfen Eck, du kennst sie ja, wir schaffen bei ihnen, und du bist auch schon dort gewesen — denk', denen hat heut früh das Christkindle eingelegt."

„Oder eigentlich, 's ist ihnen eins eingelegt worden," berichtigte die kleine Wuselige. „Aber kein eigenes."

„Sei doch still," rief die Löwenwirthin, „es kann's ja kein Kukuk verstehen, wie du's vorbringst. Ein ganz neugeborenes Kind," erzählte sie Justinen weiter, „haben sie in der Nacht auf ihrer Hausstaffel gefunden, verstehst, ein ausgesetztes, kein Mensch weiß, wo's herkommt."

„Ein Findelkind also," sagte Justine. „Du armer Wurm! Hat ihm die Kälte nichts gethan? Was macht es denn?"

„Es sei ganz wohl," antwortete die Löwenwirthin, welche mit dieser Redeweise bezeichnen wollte, daß sie das Gesagte vom Hörensagen wisse. „Ich hab' nicht hingehen mögen, weil der Zulauf so groß ist," setzte sie hinzu.

„Ich bin dort gewesen!" rief die Wuselige, froh, daß sie nun das Recht hatte, wieder dazwischen zu fahren. „Das Kind ist wohl und munter, es ist in der Kälte gut warm eingewickelt gewesen. Ein Aussehen hat's wie Milch und Blut, viel menschlicher als sonst Kinder in der ersten Zeit aussehen, ein recht's dickbackig's Bubengesicht, und ich möcht' nur auch wissen, wem's ähnlich sieht, denn es hat eine Aehnlichkeit, die mir im Kopf 'rum geht, ich kann aber nicht drauf kommen."

„Und was fangen die Leute mit dem Findling an?" fragte Justine.

„Zuerst," erwiderte die Löwenwirthin, „seien sie natürlich nicht besonders erbaut gewesen."

„Ja," fiel die Wuselige ein, „der Schuhmacher hab' anfangs alle heilige Flüch' gethan. Er ist eben ein Sauseler, aber seelengut dabei."

„Es ist kein Wunder," sagte die Löwenwirthin, sich des Wortes wieder bemächtigend, „die Leut' sind blutarm und haben neun lebendige Kinder. Da ist's ein Ernst. Auch hat die Obrigkeit ein Einsehen gehabt und hat sich erboten, sie wolle für sie bei der Herrschaft suppliciren, daß das Kind ihnen abgenommen und in's Waisenhaus gethan werde. Sie haben aber gesagt, nein, es sei ein Gottesfund, und weil's ihnen der lieb' Gott einmal auf Weihnachten beschert hab', so wollen sie's auch dafür nehmen und wollen's wie ihr eigen Fleisch und Blut aufziehen, das sei doch immer noch besser als im Waisenhaus. — Steck' dein Gesicht nicht so in die Zwiebeln, Justine," unterbrach sie sich, „weißt ja, daß sie Wasser ziehen."

Justine erhob den Kopf, sah die Frau mit thränenschimmernden Augen an und entgegnete: „Wenn man ein solches Beispiel von Christenthum hört, so hat man keine Zwiebel nöthig, um nasse Augen zu bekommen."

„Besonders wo schon vorher Thauwetter eingetreten ist," bemerkte die Löwenwirthin halblaut gegen sie. „Aber 's ist wahr," fuhr sie fort, „mir sind sie auch naß worden, wie ich's gehört hab'. Ich weiß aber nicht, wie's die Leut' angreifen, um durchzukommen. Er ist freilich der Fleiß selber, wir sind noch mit keinem Schuhmacher so zufrieden gewesen, keiner schafft so pünktlich und so billig. Aber was verdient er? Seine Kunden kaufen das Leder meistens selber ein, so daß er blos den Macherlohn hat, und dazu schier mehr Flickarbeit als neue. Sie wird mit ihrem Waschen und Nähen fast noch mehr in's Haus bringen als er, so brav er ist, aber bis so viel hungrige Mäuler gefüttert sind —! Und dabei sieht man die Kinder allzeit aufgeweckt und zufrieden, als ob ihnen nichts abging', auch sind sie immer sauber gewaschen und reinlich angezogen. Geflickt sind die Kleider zwar, daß sie oft aussehen wie Landkarten, aber die Lappen sind wenigstens so viel als möglich vom gleichen Zeug, und nie hab' ich ein Loch oder einen Riß dran gesehen."

„Und jetzt will sie Zehne so durchbringen!" sagte eine der Mägde, welche zuhörten.

„Wenn ich so ein Weib gegen die Person halte, die das Kind auf dem Gewissen hat," hob die Löwenwirthin wieder an, so sieht man eben doch gleich, was eine rechte Mutter ist. Es ist wie beim Urtheil Salomonis, nur umgekehrt. Die das Kind geboren hat, ist nicht die wirkliche Mutter, denn die hat's aussetzen können: die Andere aber, die's aufgenommen hat, die ist eine wirkliche Mutter."

Sie blickte bei dieser Bemerkung zu Justinen hinüber, an die sie sich zu wenden pflegte, wenn ein Gedanke in ihr arbeitete, der ihr nicht ganz klar war oder für den sie mit einiger Schwierigkeit nach Ausdrücken suchte. Justine schwieg eine Weile, während ihr zwei große Tropfen aus den Augen fielen. „Es geht Einem durch Mark und Bein," sagte sie endlich, „daß die Noth und das Elend in der Welt so groß werden können, daß eine Mutter gegen ihr Kind das Mutterherz verleugnen kann."

„Was?“ rief die Löwenwirthin eifrig, „das kann keine Noth und keine Verzweiflung entschuldigen. Nein, nur einem solchen Weibsbild nicht den Kopf heben! Davon will ich nichts hören, das heißt die Güte zu weit treiben.“

„Mit dem Weibsbild hab' ich kein Mitleid,“ erwiderte Justine. „Die soll büßen, was sie gethan hat. Mich dauert nur das Kind.“

„Ja, dann ist's ein ander Ding,“ sagte die Löwenwirthin besänftigt.

Das Essen war zum Anrichten fertig. Die gedämpften Zwiebeln wurden in die Suppe gethan, und in der großen irdenen Schüssel dampfte das Sauerkraut. Der Löwenwirth sah mit einem etwas gestrengen Blicke durch den Schieber, der aus der Stube in die Küche ging, zog sich aber friedlich wieder zurück, als er die Anstalten zur Mahlzeit so weit gediehen sah. Die Löwenwirthin lachte darüber und hieß auftragen. Herrschaft und Gesinde setzten sich um den großen runden Tisch in der Stube, die Löwenwirthin sprach das Gebet, und nun begann die Arbeit des Essens. Eine Zeitlang wurde dieselbe gewohnter Maßen stillschweigend verrichtet, aber das Ereigniß des Morgens war zu unerhört, um nicht diese Gewohnheit zu durchbrechen. Bald fing die Herrschaft wieder von dem ausgesetzten Kinde und seinen unbekannten Eltern zu reden an, und das Gesinde hatte, je nachdem das Gespräch sich wendete, seinen Beitrag an Thatsachen oder seine Bemerkungen anzubringen.

„Die Gret',“ erzählte einer der Knechte, auf die kleine Wuselige deutend, „hat's vielleicht troffen. Die hat gleich zu uns gesagt: ‚passet auf und denket an das Gesicht, mit dem der Alex heut morgen in's Haus kommen ist!‘“

„Der Alex!“ rief der Löwenwirth. „Ist auch wahr! Der hat ausgesehen wie das böse Gewissen. Aber es sei ihm ja ein Geist erschienen.“

„Was Geist!“ sagte der alte Philipp. „Das kann er eben so gut gelogen haben, um sein Aussehen zu entschuldigen.“

„Natürlich!“ sagte die Wuselige, mit ihrem Scharfsinn

glänzend, „wenn man solche Gewissensbisse hat und dazu die Angst vor der Entdeckung, dann kann man wohl ein Gesicht machen, wie wenn man einen Geist gesehen hätt'."

„Jetzt haben wir den Geist und den Schatz!" rief der alte Philipp. „Eins ist so verlogen wie das ander'. Ich hab' ja nie dran glaubt," setzte er hinzu, nicht eingedenk, daß er der Sache vor ein paar Stunden eine ganz andere Auslegung gegeben hatte.

„Das wär' allerdings eine Spur," sagte der Löwenwirth bedenklich.

„Ja, 's hat auch Jedermann gleich eingeleuchtet!" rief die Wuselige.

„Die Gret' hat die ganze Stadt rebellisch gemacht," setzte der Knecht hinzu, der ihren Einfall zuerst zur Sprache gebracht hatte. „Nach der Kirch' sind die Leut' auf'm Markt 'rumgestanden und haben von nichts geredet als von dem Findelkind. Wie nun die Gret' zu uns sagt: ‚Denket an den Alex!' da hat Alles gleich gefragt, und wie sie gehört haben, was sich mit ihm begeben hat, da hat Alles zusammen gesagt: ‚So! so! ja! ja! jetzt ist's kein Wunder! der Alex und seine Jungfer Braut! aber da fragt die Obrigkeit nichts darnach, es sind ja Reiche!' Und so ist's fortgangen, wie ein Lauffeuer."

„Du stellst mir da feine Geschichten an!" rief der Löwenwirth seiner scharfsinnigen Magd im höchsten Unmuthe zu. „Wenn jetzt aber nichts hinter deinem dummen Geschwätz ist, und der Alex klagt, so bringst du mich in Ungelegenheiten. So komm mir nicht wieder."

Die kleine Wuselige schwieg bestürzt und kaute trübselig an dieser Probe von der Wandelbarkeit und Ungerechtigkeit der Welt, welche ihr statt des Beifalls, den sie verdient zu haben glaubte, das Gegentheil zu schlucken gab.

„Das Kind sei gut eingewickelt gewesen," sagte die Löwenwirthin nach einer Weile. „Wie sieht denn das Kindszeug aus? du hast's ja gesehen, Gret'?"

„Ja wohl," erwiderte diese, noch etwas kleinlaut, aber

schon wieder vergnügt, daß ihre Wichtigkeit nicht ganz verkannt wurde. „Vornehm sieht's nicht aus, aber ganz ordentlich und sauber."

„Ein Wunder ist mir's aber doch," bemerkte der alte Philipp, „wie man mit dem Kind just an den Schuhmacher gerathen ist, der schon Neune hat. Ein ärmers Haus hätt' man in der ganzen Stadt nicht finden können."

„Ja, das ist mir auch ein besonderer Geschmack," versetzte der Löwenwirth.

„Es ist vielleicht doch nicht so dumm, wie's aussieht," sagte die Löwenwirthin, indem sie in ihrer ruhig nachsinnenden Art vor sich hinblickte und den Kopf wiegte. „Wir haben vorhin in der Küche davon gesprochen, was für eine gute Mutter die Schuhmacherin sei und wie die Leut' überhaupt so christlich seien. Das hat die schlechte Person sicher auch gewußt oder Der, dem sie das Kind zum Aussetzen übergeben hat; denn das schlechte Pack muß mit Allem bekannt gewesen sein, sonst hätten sie das Schuhmachershäusle, in der Nacht sogar, schon um seines baufälligen Aussehens willen gemieden. Auch hat's der Erfolg ausgewiesen, daß sie richtig speculirt haben, denn die Leut' wollen ja Vaters- und Muttersstell' bei dem Kind vertreten, was Andere nicht so leicht gethan hätten."

„Sieh, sieh, du hast Recht," sagte der Löwenwirth. „Da hat ein blindes Schwein eine Eichel gefunden."

„In welchem Complimentirbuch steht das?" fragte die Löwenwirthin groß aufschauend.

„In der Schüssel da," erwiderte er gleichmüthig. „Es ist mir über dem Sauerkraut und Schweinefleisch eingefallen und soll gar nichts weiter bedeuten, als daß du ein ausbündig gescheites Weib bist. Uebrigens," setzte er hinzu, „ist das Pack dann doch nicht so schlecht, wie du sagst, denn sie haben nicht übel gesorgt und haben für das Kind Alles gethan, was in ihren Kräften gestanden ist."

„Was?" rief die Löwenwirthin und fuhr abermals auf, wie sie vorhin in der Küche aufgefahren war, denn ihr Mann hatte hier ein Capitel berührt, in welchem sie durchaus keinen

Spaß verstand, zumal in Gegenwart ihrer Mägde. Sie hatte sich ohnehin von Anfang an vorgenommen, aus der Begebenheit für diese eine passende Nutzanwendung zu ziehen, die sie nun in ungewöhnlich scharfem Tone gab, reichlich mit Versen aus Jesus Sirach versehen und durchwoben mit jenen schwerlöthigen Ausdrücken, welche der Volks- und Bibelsprache geläufig sind. Nach ihrer Ansicht war die Schlechtigkeit der Weibsperson, die sich die Aussetzung ihres leiblichen Kindes zu Schulden kommen lassen, durch dieses Verbrechen nur wenig erhöht worden, dieselbe vielmehr damals schon, als sie Gottes Gebot übertrat, schlechter als schlecht gewesen. Sie erklärte ausdrücklich, daß, so gut sie auch sonst gegen ihre Dienstboten sei, Keine, die sich dieses Vergehens schuldig mache, auf ihre Nachsicht rechnen dürfe. „Der Eitelkeit und dem Leichtsinn," rief sie, „muß man von vornherein steuern, sonst kommt's zu Freveln und Missethaten, wie heut Nacht." Der Löwenwirth, der über ihrer Rede ernsthaft geworden war, stimmte ihr kräftig bei, wodurch er jedoch nur ihrem Eifer Nahrung gab. „Augenblicklich aus'm Haus, wo ich so was merke!" rief sie, indem sie gleichsam im Geist sich eine solche Sünderin vor Augen stellte.

Sie blickte bei diesen Worten der Reihe nach ihre Mägde an, welche mäuschenstille und mit ehrbar niedergeschlagenen Augen die Warnungsrede hingenommen hatten. Auf Justinen fiel ihr Auge zuletzt und nur flüchtig, da ihre Worte gegen diese unter allen am wenigsten gerichtet waren. Auch zeigte sich Justine so in sich gekehrt, als ob sie gar nichts davon vernommen hätte. Nach dieser kleinen Entladung aß man eine geraume Zeit stillschweigend fort. Dabei fiel es jedoch der Löwenwirthin auf, daß Justine die Speisen kaum berührte, und sie gedachte sie deßhalb aus ihrer verzehrenden Traurigkeit wenigstens etwas aufzurütteln.

„Warum iß'st denn nicht, Justine?" sagte sie. Da sie aber nicht zweifeln konnte, was ihr den Appetit benommen habe, so beeilte sie sich, ihr die Antwort auf die Frage zu ersparen und die Theilnahme an ihrem Leiden hinter einer gutmüthigen Neckerei zu verbergen. „Gelt," sagte sie, „hast

dich an den Lebkuchen überlebt? Mußt sie ein andermal besser zu Rath halten."

„Ja," erwiderte Justine, mit schwermüthigem Lächeln auf den Scherz eingehend, „ich will mich in Zukunft in Acht nehmen."

Den nächsten Tag wurde sie endlich in die Kirche geschickt. Sie sah immer noch leidend aus, und die Löwenwirthin wunderte sich insgeheim, wie ein Schmerz der Seele den Körper so angreifen könne; doch war wieder Leben in ihren Augen. Ehe sie ging, machte sie darauf aufmerksam, daß das Schuhwerk der Kinder mehrerer Ausbesserungen dringend bedürftig sei. Die Löwenwirthin lachte. „Ich muß dich loben," sagte sie, „daß du so genaue Aufsicht hältst, aber gelt, die Neugierde hat doch auch ihren Theil dran? Du möchtest gern den Weihnachtvogel sehen, der dem Schuhmacher in's Haus geflogen ist. Nimm's übrigens nur mit. Kannst den barmherzigen Samaritern auch gleich einen kleinen Gruß von uns mitbringen. Und sie packte ihr Mehl, Kartoffeln und etwas Geld zu den Schuhen. Der Löwenwirth aber meinte, es sei dem Menschen nicht gut, von Wasser allein zu leben, und fügte einen mäßigen Beitrag aus dem Keller dazu.

Als Justine im Städtchen bei dem Schuster eintrat, dem sie noch vor dem Gottesdienst ihr Körbchen überbrachte, saß die Frau desselben auf einem Stuhl an der Wand gerade der Thüre gegenüber, so daß ihr erster Blick auf sie fallen mußte, mit dem Säugling an der Brust. Es war eine Frau, an der weder die Jahre noch die Furchen, die sie ihr in das helle Gesicht gegraben, die Spuren früherer Schönheit hatten verwischen können; ihr Aussehen verbarg es nicht, daß sie das Leben in Sorge und Mühsal hingebracht, aber ein Zug von immer frischer Heiterkeit und stets ruhig eingreifender Geistesgegenwart siegte über alle Spuren der Prüfungen, welche die Armuth einer Menschenseele auferlegt. Sie sah auf das Kind, das an ihrer Brust trank, mit treuem Mutterauge herab, und wer das Schicksal dieses Kindes nicht kannte, würde es für kein fremdes gehalten haben. Der

Schuster, eine gedrungene Gestalt mit derbkräftigem Gesicht — man konnte ihn einen rasirten Apostel nennen, denn es fehlte ihm nur der Bart, um auf dem grob angemalten Papierbogen, der über ihm an die Wand geklebt war und das evangelische Abendmahl vorstellen sollte, einen Platz zu finden — saß auf seiner Bank in der Ecke und verwendete die feiertägliche Muße auf die Wiederherstellung einer Trompete, die, kaum dem Christmarkt entnommen, von einem seiner kleinen Virtuosen bereits zu Schanden geblasen worden war. Er blickte dabei von Zeit zu Zeit mehr mit angenommener als wirklicher Strenge auf die Kinder, welche die Stube erfüllten, aber sich so geordnet betrugen, daß es keiner scharfen Aufsicht bedurfte. Das Aelteste, ein Mädchen von etwa zwölf Jahren, war beschäftigt, eines der Kleineren zu waschen und anzuziehen. Zwei Knaben saßen an einem Tisch und malten eifrig an der Schulschrift, die ihnen über die Feiertage aufgegeben war. Ein Dritter unterrichtete neben ihnen einen jüngeren Bruder mit sehr vieler Geduld im Abc. Die kleineren Geschwister trieben sich mit ihren Spielsachen umher, denn auch das Haus der Armuth hatte seine Weihnachtbescherung gehabt, und es fehlte nicht an Pferdchen, Puppen und ähnlichen Herrlichkeiten, die nur wenige Kreuzer gekostet hatten oder wohl großentheils von den Eltern selbst in müßigen Stunden zusammengestümpert worden sein mochten. Das Kleinste der Kinder, das nicht viel über ein Jahr alt war, rutschte im kurzen Hemdchen gemüthlich durch die Stube. Justine blieb eine Weile an der Thüre stehen und holte Athem, wie Jemand, der die Treppe zu schnell heraufgestiegen ist; dann trat sie zu dem Schuster und entledigte sich ihres Auftrags. Mann und Frau waren von den Geschenken überrascht und etwas betreten wie Leute, die nicht dafür angesehen sein wollen, Almosen zu nehmen; doch konnten sie den freundlichen Worten, womit die Löwenwirthin die Festgabe begleiten ließ, nicht aus dem Wege gehen; auch versuchte es der Schuster vergebens, einen strengen Blick auf die Flasche zu werfen, die ihn als eine seltene Erscheinung anlächelte, und er mußte das Auge von ihr abwenden, um mit einem

anständigen Murren behaupten zu können, daß sie nicht nöthig gewesen wäre.

Justine stellte das Körbchen, das sie ausgeleert hatte, auf die Bank, trat zu der Schusterin und sah lang und still auf den Säugling an ihrer Brust herab.

„Wollet Ihr auch mein Christkindle besehen, Justine?“ fragte die Frau.

„Das ist ein ungeladener Gast,“ sagte Justine.

„Ja freilich,“ erwiderte die Schusterin lachend. „Ihr werdet's ja gehört haben, wie er uns zu Theil worden ist. Ich hab' die Geschichte gestern so oft erzählen müssen, daß ich ganz müd davon bin; denn die halbe Stadt ist da gewesen, um den Fund zu sehen.“

„Ich weiß schon,“ sagte Justine. „Ich sorg' nur, Ihr werdet viel Beschwerde haben mit dem Kind.“

„Nicht im Geringsten,“ versetzte die Schusterin. „Ich hätt' meinen Nestkegel ohnehin nächster Tag' entwöhnt, jetzt muß er sich's eben ein wenig früher gefallen lassen.“

„Du armer Schelm!“ rief Justine, das rutschende Kind vom Boden aufhebend und küssend, „jetzt mußt du drunter leiden, daß dir ein Kukuksei in's Nest gelegt worden ist.“

„Es geht ihm nichts ab,“ erwiderte die Schusterin. „Lasset ihn nur rutschen, sonst meint er, er müsse getragen sein, und wie wollt' ich da noch fertig werden?“

Justine setzte das Kind wieder auf den Boden. „Ihr habt doch einen schweren Stand mit Euren Orgelpfeifen,“ sagte sie.

Der Schuster lachte auf seiner Bank. „Man mag sie wohl so heißen, wenn sie in Reih' und Glied stehen,“ bemerkte er, „aber der Ausdruck paßt auch sonst, denn sie musiciren manchmal, daß es eine Art hat.“

„Es geht schon,“ versetzte die Schusterin. „Ich will sie nicht loben, aber man kann mit ihnen auskommen. Freilich muß man sie in Ordnung halten, mit Güte und auch mit Ernst, denn Ordnung braucht's, um so eine Haushaltung durchzuschlagen.“

„Von Euch kann man lernen,“ sagte Justine. „Die

Löwenwirthin versteht das Hauswesen auch, und doch kann sie nicht begreifen, wie Ihr's anfanget, um für die vielen Köpfe Essen und Kleider herzuschaffen."

„Die Hauptsach' ist, daß man den Kopf oben behält," erwiderte die Schusterin. „Dann muß man vor Allem drauf sehen, daß nichts ungenutzt bleibt, was man nutzen kann, und das durch Alles durch. Die größeren Kinder müssen gleich herhalten, wie sie aufwachsen, und müssen den kleineren Vater und Mutter und Schulmeister sein; dadurch gewinn' ich Zeit, und sie lernen früh selbständig werden. Eben so ist's mit der Kleidung, die muß von oben bis unten durchlaufen: was mein größtes Kind — sie deutete lächelnd auf ihren Mann — abgetragen hat, das kommt zuerst an die Großen, und je blöder es wird, daß man davonschneiden muß, desto besser paßt es dann für die Kleineren, bis zuletzt aus dem Wamms ein Ermel wird. Freilich reicht's nicht immer bis unten hinaus, und bis so ein Stück an's Vierte oder Fünfte kommt, ist's oft so vertragen, daß man für die Andern nichts Gutes mehr draus machen kann; dann lass' ich mir's eben auch gefallen, wenn gute Leut' eingreifen und einem von den Kindern unterweilen etwas auf den Leib schenken; aber gebeten hab' ich noch Niemand drum. Am meisten ist's beim Essen nöthig, daß man Alles recht eintheilt und das Ueberbliebene nutzbar macht; dann ist's aber auch ein Wunder, wie viel Segen in Wenigem steckt. Denn der Mensch braucht nicht so arg viel zu essen; was er braucht, das ist Stillung zur bestimmten Zeit, denn wenn er die Leere zu lang aushalten muß, dann ist er nicht mehr zu ersättigen. Deßhalb halt' ich bei meinem Häuflein streng auf regelmäßige Fütterung, und dabei müssen sie sich's genügen lassen. Hunger hat noch keins von uns gelitten. Manchmal fallen freilich die Bissen ein wenig knapper aus, als zu wünschen wäre, aber um sie zu strecken, gibt's ein probates Mittel, und das ist der Schlaf. Wenn also an einem Tag das Essen näher zusammen geht als sonst, so richt' ich den kürzeren Theil auf den Abend, und dann muß das Bett den Nachtisch vorstellen: wenn sie tüchtig aus-

geschlafen haben, so spüren sie den andern Morgen keinen Hunger mehr."

„Und du sollst ihnen die Bissen noch schmäler machen!" sagte Justine mit dem Tone des Vorwurfes zu dem Säugling, der sich satt getrunken hatte und nun zwei helle Augen schon ziemlich frei von einem Gegenstand zum andern bewegte.

„Saget nicht so, Justine!" entgegnete die Schustersfrau. „Der, der auch die Raben unter dem Himmel ernährt, wird gewiß sorgen. Vorderhand braucht keins einen Brodneid auf ihn zu haben, denn sie sind alle über die Nahrung hinausgewachsen, die ihm am besten taugt. Freilich," setzte sie hinzu und lachte dabei wie ein Kind, „freilich ist die Ersparniß nicht so groß, wie's scheint; denn ich mag's machen, wie ich will, so muß ich eben, so lang eins an mir trinkt, für Zwei essen oder wenigstens für Anderthalbe. Dafür wird aber auch der Vorrath wohl noch ein Vierteljahr anhalten, und länger braucht er's nicht; dann kann er mit seinem Brüderle, das ihm jetzt hat Platz machen müssen, aus Einem Schüssele essen, und wenn's nur am Mehl nie fehlt, so können sie mit einander leben wie die Vögel im Hanfsamen, denn an Milch haben wir Ueberfluß. Ja, ja," versicherte sie, als ob Justine ungläubig dreinsähe, mit wohlhabender Miene, „wir haben eine Kuh im Stall. Seit gestern! Die Herren sind zusammengestanden und haben uns aus den Stiftungsgeldern eine Kuh angeschafft. An's Futter haben sie freilich nicht gedacht, aber das Geld da reicht zu einem schönen Einkauf in dieser wohlfeilen Zeit, und für weiterhin muß man eben auf Gott vertrauen."

Als sie bei diesen Worten aufstand, um das Kind in die Wiege zu legen, bemächtigte sich Justine desselben und trug es liebkosend in der Stube auf und ab.

„Die Justine wär' auch keine üble Mutter für die Kleinigkeit da," bemerkte der Schuster scherzend.

„Da müßt' ich nur auch einen so guten Vater dazu haben, wie Ihr seid," entgegnete Justine, den Scherz erwidernd.

„O, was das betrifft," versetzte der Schuster und stockte etwas beschämt.

„Im Anfang ist er nicht der Beste gewesen," sagte die Schusterin. „Ich will die Reden nicht wiederholen, die er geführt hat. Freilich ist's eine Ueberraschung gewesen. Wenn man froh ist, daß man alle die Siebensachen für neun Kinder zusammengebracht und den Baum auf den andern Tag zugerüstet hat — denn bei uns legt das Christkindle Morgens ein — und es kommt über Nacht noch ein zehntes dazu, so kann man wohl ein wenig auf den Kopf stehen, und dann gibt's eben verkehrte Redensarten."

„Ei, ich hab' eigentlich nicht über das Kind gewettert," fiel der Schuster ein.

„Du!" sagte die Schusterin, den Finger aufhebend.

„Ich hab' eben einen Zorn gehabt," fuhr er fort, „über solch' Schelmenvolk, das Einem bei nachtschlafender Zeit schier die Hausglock' 'runterreißt, daß man meint, das Feuer schlag' schon zum Dach 'naus, und wenn man 'nunter kommt, so haben sie ein Kind vor die Thür gelegt, bei der Kälte, und fort sind sie."

„Ich hätt' sie auch nicht gesegnet an Eurer Statt," versetzte Justine. „Es gehört viel dazu, um so etwas zu thun."

„Sie wird eben ein leichtfertig's Weibsbild sein, und Er nichts Besser's," sagte der Schuster.

„Wie kannst du das so gewiß wissen?" fragte seine Frau dagegen.

„So ist's!" rief der Schuster, indem er mit der Faust auf seine Bank schlug und durch Anblicken Justinen aufforderte, seiner Meinung beizutreten.

„Was Er ist," erwiderte diese, „kann mir gleichgültig sein, aber Ihr möcht' ich in keinem Fall das Wort reden. Für sie wär's am besten, man hing' ihr einen Mühlstein um den Hals und würfe sie in's Wasser, wo's am tiefsten ist. Glaubet's aber nur, ihr Gewissen wird sie richten, und die That wird an ihr nagen, so lang sie lebt."

Die Schusterin blickte ihr mild in die Augen und schüt-

telte leise den Kopf. „Ich möchte sie nicht verurtheilen,“ sagte sie, „eh' ich wüßte, wie sich's mit ihrer Schuld verhält. Vielleicht ist sie mehr unglücklich als schlecht. Zudem,“ setzte sie lächelnd hinzu, „hat sie mir zu viel Ehr' erwiesen, als daß ich auf sie schmähen dürfte, denn es beweist doch ein besonderes Vertrauen, daß sie just mich zur Mutter für ihr Kind auserkoren hat.“

Der Schuster lachte überlaut. „O Dorle,“ rief er, „was bist du scheckig! Meinst du, solch' Volk besehe sich lang die Häuser, wo man allenfalls am besten ein Kind unterbringen könnt'? Nein, hingeschmissen, wo's Platz hat, und addje fort! Der ehrliche Finder kann's behalten.“

„Wer weiß?“ meinte die Schusterin.

„Wer den rechten Sinn hat, nimmt die Dinge immer von der rechten Seite,“ sagte Justine zu ihr, indem ein sonniges Lächeln aus ihrem verdüsterten Gesichte brach.

„Am besten ist's, man fragt gar nicht darnach, wo der arme Wurm her ist,“ bemerkte der Schuster, „denn an seine Eltern darf ich nicht denken, sonst hab' ich ein Aber gegen ihn, und er kann doch nichts dafür.“

„Ihr habt also gar keine Spur von seiner Herkunft?“ fragte Justine, „und habt nichts bei ihm gefunden, was Euch auf eine Vermuthung bringen könnte?“

„Die Herren,“ antwortete die Schusterin, „haben gestern das Kind durch und durch gesucht, Kissen und Windeln, denn wie Ihr's da auf'm Arm habt, so ist's in's Haus kommen, aber man hat weder einen Namenszug noch sonst ein Zeichen seiner Herkunft gefunden. Man vermuthet nur, daß es aus der Stadt selber gebürtig sei, weil nicht wohl Jemand in der Nacht, wo die Thore geschlossen sind, von Außen hat herein kommen können. Bis jetzt aber hat die Vermuthung auf eine falsche Spur geleitet, die von Eurem Löwen ausgangen ist, deßwegen werdet Ihr's auch schon wissen, daß nichts daran gewesen ist.“

Justine hatte sich auf das Kind herabgebeugt, wie wenn sie dem Räthsel seines Ursprungs näher nachforschen wollte.

„Ich weiß nichts davon,“ erwiderte sie, in dieser Stellung verharrend.

„Nun, eine von Euren Mägden,“ fiel der Schuster ein, „hat gestern in der Stadt über den Alex, der ja längere Zeit bei Euch im Haus gewesen ist, allerlei wissen wollen, wie daß er gestern Morgen so verstört in den Löwen kommen sei und daß er ein bös Gewissen haben müsse.“

Justine richtete sich wieder auf. „Es ist wahr,“ sagte sie, „die Gret' hat dergleichen von ihm gesagt.“

„Und dieses Gerede über den Alex,“ erzählte die Schusterin weiter, „ist vor die Herren kommen, und die haben meiner Treu' dem Ding gleich nachgeforscht. Noch gestern Nachmittag, am heiligen Christtag, ist der Alex im Verhör gewesen, und weil er geleugnet hat, so hat man auch seine Braut in Untersuchung genommen.“

„Seine Braut in Untersuchung?“ rief Justine mit weit offenen Augen.

„Das will ich meinen!“ sagte der Schuster unmäßig lachend. „Man hat ihr die Hebamm' in's Haus geschickt.“

Justine war dunkelroth geworden, und diese Veränderung der Farbe stach aus ihrem blassen Gesichte ungemein hervor.

„Nicht wahr, das greift Euch an?“ sagte die Schusterin. „Mich hat's auch angegriffen. Es ist doch das Schrecklichste, was Einer passiren kann.“

„Wer einmal hinterm Ofen gewesen ist, den sucht man eben wieder dahinter,“ bemerkte der Schuster, fort und fort lachend.

„Sie dauert mich,“ sagte Justine.

„Mich auch,“ setzte die Schusterin hinzu. „Die Menschen sollten mit ihrem Geschwätz vorsichtiger sein und auch bedenken, was sie damit anrichten können. Sie hat jetzt Schand' und Spott davon, daß sie's lang nicht verwinden wird, und ist doch unschuldig im Verdacht gewesen.“

„O, an dem Ruf sind die Sohlen ganz durch,“ bemerkte der Schuster, „da ist nichts mehr zu flicken.“

„Du Unglückskind!“ sagte Justine zu dem Säugling,

den sie fortwährend auf und ab trug, „kaum bist du in der Welt und bringst schon so viel Leut' in Noth."

Sie legte das kleine Wesen, das munter mit den Aermchen umherfuhr, in die Wiege und meinte, jetzt sei es aber endlich Zeit, in die Kirche zu gehen. Da lachten der Schuster und seine Frau und sagten, es habe schon längst ausgeläutet, die Predigt müsse bereits begonnen haben, und ohne Störung sei jetzt nicht mehr hineinzukommen. Justine besann sich einen Augenblick und bat dann um Erlaubniß, bis zum Ende des Gottesdienstes vollends dableiben zu dürfen. „Ich will Euch helfen Mutter sein," sagte sie zu der Schusterin, „weil Euer Mann das Zutrauen zu mir hat." Und sie widmete den Kindern ihre kleinen Dienste, half die Einen anziehen und unterstützte die Andern bei ihren Schreib- und Leseübungen, wobei es sich zeigte, daß der Schulunterricht, den sie trotz ihrer Armuth genossen hatte, nicht an ihr verloren war. Eben war sie eifrig beflissen, den Kindern etwas vorzubuchstabiren, als der Kleine in der Wiege zu schreien anfing; sie ließ das Buch fallen, eilte hinzu, als ob sie eine bestellte Wärterin wäre, und beschwichtigte den Schreihals in ihren Armen.

„Himmelkreuzdonnerwetter!" fuhr der Schuster auf, aus Höflichkeit gegen Justinen über seine Frau hineinfluchend, „hast denn du keine Händ'? Muß dich der Besuch bedienen und den Balg für dich 'rumschleifen?"

„Fluch' doch nicht so unter der Predigt," erwiderte die Schusterin, ohne sich durch die Hitze ihres Mannes, an die sie gewöhnt zu sein schien, anfechten zu lassen.

„Ihr seid ein recht böser Mann," sagte Justine zu ihm, „daß Ihr so an Eure Frau hindonnert. Sehet Ihr denn nicht, daß sie genug zu thun hat und daß ich ihr gern behilflich bin?"

„Und schier möcht' ich sagen von Rechtswegen," setzte die Schusterin lachend hinzu, „denn die Justine ist selber Schuld an dem Geschrei, sie hat mir den kleinen Spitzbuben schon verzogen."

„Ja, das ist wahr," sagte der Schuster, „Ihr müsset

ihn nicht so viel tragen und hätscheln, denn einen vornehmen Herren kann ich nicht aus ihm machen."

„Ich seh' schon," erwiderte Justine lächelnd, „ich muß Euch wieder vergüten, was ich verbrochen hab', und muß, so oft ich kommen kann, das Wärteramt bei dem verwöhnten Prinzen versehen, oder Euch die andern Kinder abnehmen, damit sie nicht durch den eingedrungenen Bruder verkürzt werden."

„Ei ja," rief die Schusterin freundlich, „haltet nur fleißig Wort, Ihr werdet immer willkommen sein."

„Sollten wir nicht die Justine bei unserem Christkindle zu Gevatter bitten?" fragte der Schuster seine Frau halb im Scherz und halb im Ernst. „Sie hat doch, scheint's, das Gemüth, sich seiner anzunehmen."

„Bist im Kopf nicht recht, Christoph," antwortete die Schusterin, die Hände zusammenschlagend. „Eine Ledige! Das gäb' ja ein Gered' und Geschwätz, daß es nicht zum Aushalten wär'."

„Ist auch wahr," versetzte der Schuster, „ich bin ein Esel. Nun, da wir nicht seine eigentlichen Eltern sind, so können wir ja selber zu Gevatter stehen."

„Für mich schickt sich's freilich nicht," sagte Justine, „dafür will ich aber doch Halbpart mit Euch machen an Eurem Fund, so viel ich in meinen Umständen vermag, so daß er wo möglich drei Eltern haben soll, statt zwei."

„Ich glaub', die Justine will uns ein gutes Beispiel geben," rief der Schuster vergnüglich lachend.

„Das habt Ihr nicht nöthig," erwiderte Justine ernst: „es hieße Wasser in's Meer tragen, wer Euch im Christenthum stärken wollte."

„Besuchet uns recht oft, Justine," sagte die Schusterin. „Ich kann Euren Beistand wohl brauchen und will ihn gern annehmen. Wir taugen ohnehin gut zusammen, Ihr seid auch nicht reich, so wenig als wir, und solche Leut' müssen zusammenhalten. — Gebet der Bas' Justine die Hand!" rief sie ihren Kindern zu, als das Gedränge und Summen von der Straße anzeigte, daß die Leute aus der Kirche kamen,

und Justine sich zum Gehen anschickte. Mit diesem verwandtschaftlichen Titel war die Freundschaft zwischen der Schustersfamilie und der Löwenmagd, die mit Hand und Mund ihr Versprechen wiederholte, besiegelt.

„Behüt' Euch Gott, Vetter, und gewöhnet Euch das heidenmäßige Fluchen ab," sagte Justine scherzend zu dem Schuster, während sie einen kräftigen Handschlag von ihm empfing.

„Die Arbeit geht mir noch einmal so flink von der Hand, wenn ich unterweilen ein Donnerwetter drüber hinrollen lass'," antwortete er und legte ihr ein Paar Schuhe, mit deren Ausbesserung er unter dem Geplauder zu Stande gekommen war, in den Korb. „Wenn des Löwenwirths Kinder warme Füß' behalten, so wird mir hoffentlich das Fluchen und Schustern während der Predigt im Himmel nicht angeschrieben werden."

Sie war schon unter der Thüre, da rief er ihr nach: „Halt! schier hätt' ich das Best' vergessen. Wenn Ihr nicht bei der Tauf' sein könnet, so helfet uns wenigstens rathen, wie wir das Kind taufen lassen sollen, denn es hat weder Geburts- noch Taufschein mitgebracht."

„Ja," sagte die Schusterin, „und wir sind in Verlegenheit, weil wir den Kalender für unser eigen Volk schon ganz ausgeplündert haben."

„Ich soll ihm also den Namen schöpfen?" fragte Justine bewegt.

„Ja, wenn Euch ein guter einfällt."

Justine trat noch einmal an die Wiege, hob das Kind heraus, küßte es und sagte mit einer gewissen Feierlichkeit: „Wenn ich durch den Namen die Gewalt hätte zu bestimmen, wem du nachschlagen sollst, du armer, namenloser Fremdling, so wüßt' ich wohl, wie ich dich heißen müßte, denn dann würdest du, was dein Vorbild ist: arm, aber ehrlich, rechtlich, häuslich, ein wenig rauh und trutzig, aber treu und brav, bescheiden geschickt —"

„Das geht nicht," unterbrach die Schusterin, auf einen ihrer Knaben deutend, „einen Christoph haben wir schon in

der Familie!" Sie hatte die Schilderung auf ihren Mann bezogen und war sehr geschmeichelt, während der Schuster, nicht sowohl durch Eitelkeit als durch die Höflichkeit des Gastes irre geführt, vor Verlegenheit nicht wußte, was er für ein Gesicht machen sollte, und sich wie unter einem Schauer von scharfen Hagelkörnern duckte.

Justine hielt etwas verwirrt inne.

„Ich sollt' ja gar auf Euch eifersüchtig werden," fuhr die Schusterin fort, „wenn Ihr mir meinen Mann so lobet. Gibt's denn keinen Andern, der Euch im Alter ein wenig näher wär', keinen jüngeren Namenspatron, der nach Eurem Sinn wär', daß Ihr ihn dem Nachwuchs zum Vorbild geben könntet? Ihr brauchet Euch nicht zu zieren, Justine. Wie ich jung gewesen bin, hab' ich auch, in Ehren, die Mannsbilder angesehen und hab' sie mit einander verglichen. Ihr werdet die Augen auch nicht zumachen. Nur 'raus mit der Farb', sonst muß ich glauben, daß es zwischen Euch und meinem Christoph nicht richtig ist."

„Ihr wisset," antwortete Justine, gefaßt in das Geleise eingehend, das ihr die Neckerei der Freundin so bequem eröffnet hatte, „Ihr wisset, meine Bekanntschaft ist nicht groß, und mein Stand ist nicht von der Art, daß ich viel bei den Mannsleuten zu suchen hätte, aber einen guten Namen kann ich Euch doch angeben. Der ihn führt, ist fort, weit fort, gestern ist er auf die Wanderschaft, und ich werd' ihn nie wieder sehen. Er hört's nicht mehr, wenn man ihn lobt, und ich kann also ohne Scheu von ihm reden."

„Das ist der Erhard!" unterbrach sie der Schuster lebhaft. „Die Gret' hat's uns ja gestern erzählt, daß er gewandert ist. Ei, der hätt' mir auch gleich einfallen können."

„Es ist eben wieder verschwätzt worden, weil so viel Leut' dagewesen sind," sagte die Schusterin. „Aber wahr ist's, den Namen lass' ich mir gefallen, und wenn der kleine Mensch da in ihn hineinwächst, so wird was Recht's aus ihm."

„Ja, der Erhard!" rief der Schuster achtungsvoll, und beide Eheleute spendeten dem Abwesenden reichliches Lob.

„Wer weiß, wo dem wackern Kerl jetzt das Ohr klingen mag!“ setzte endlich der Schuster hinzu.

Justine fuhr sich mit der Hand über die Augen und sagte zu der Schusterin: „Ich weiß Keinen, der so viel Aehnlichkeit mit Eurem Mann hat und so wenig mit dem Vater dieses Kindes, wie man sich Den vorstellen muß. Auch ist er ja selber vater- und mutterlos, wie der arme Wurm da, also in allen Dingen ein Vorbild für ihn.“

„Bleib's dabei,“ rief der Schuster, „Erhard soll er heißen!“

Justine küßte das Kind, legte es in die Wiege zurück, gab Allen noch einmal die Hand und ging.

„Das ist ein wacker's Mädle, die Justine,“ sagte die Schusterin, als sie fort war.

„Die wär' für den Erhard recht gewesen,“ bemerkte der Schuster. „Warum sind sie denn nicht zusammenkommen?“

„Weiß nicht,“ sagte die Schusterin.

Aus dem Hause des Schusters heraustretend, stieß Justine auf eine alte Frau, welche scheu über die Straße schlich und sich so nahe als möglich an den Häusern hielt. Sie war altmodisch, aber sehr wohlhabend gekleidet, und an ihrem Halsnuster von Granaten prangte ein großes silbernes Schloß; ihre Haltung jedoch stand mit diesen Zeichen des Reichthums im Widerspruch, denn sie sah so jämmerlich gedrückt aus, als ob sie von Almosen leben müßte. Sie schlug das Auge mit Bestürzung zu Justinen auf und sah sie ungewiß und furchtsam an. Justine warf ihr einen Blick der Verachtung zu und ging, ohne zu grüßen, an ihr vorüber.

Zwei Bürgersfrauen, die verspätet aus der Kirche kamen und, die Hände über dem Gesangbuch gefaltet, behaglich mit einander plauderten, hatten diese Begegnung mit angesehen und theilten einander ihre Glossen darüber mit. Daß die Mutter des Alex, denn das war die alte Frau, die Blicke der Menschen meide und sich bestürzt an den Häusern hin drücke, fanden sie ganz in der Ordnung, denn Die, sagten sie, hat's nöthig nach dem Schimpf und Spott, der über sie und ihre Sippschaft kommen ist. Aber daß ein Mädchen

von dem Stande Justinens gegen eine reiche Stadtfrau so trotzig aufzutreten wagte, das schien ihnen doch alle Gebühr zu übersteigen.

„Das ist mir einmal ein freches Ding," sagte die Eine. „Was ist sie denn? Ich glaub', sie dient im rothen Löwen draußen."

„Freilich," erwiderte die Andere. „Sie hat sich aufgedockelt wie eine Prinzessin, aber sie ist nichts weiter als eine Magd."

„Sie soll sich in Acht nehmen, daß sie nicht selber ein abschreckendes Exempel gibt," sagte die Erste. „So ein Fratz ist gleich zum Stolpern gebracht, und Hochmuth kommt vor dem Fall."

„Ja wohl, Frau Nachbarin," erwiderte die Andere. „Das Gesind' wird doch alle Tag' unverschämter."

„Das ist gewiß wahr, Frau Nachbarin," bekräftigte die Erste, und an diesem unerschöpflichen Stoffe angekommen, vertieften sie sich immer mehr in denselben.

Justine wurde zu Hause über ihren Besuch bei den Schustersleuten ausgefragt und konnte nicht genug von dem Findling und dem Benehmen seiner Pflegeltern erzählen. Als aber während des Essens die Rede auf den Inhalt der Predigt kam und sie gestehen mußte, daß sie die Kirche versäumt habe, da wurde sie, zum erstenmal seit langer Zeit, von der Löwenwirthin ernstlich ausgescholten. Da diese jedoch sah, daß Justine fast keinen Bissen aß, so bereute sie den Verweis im Stillen und dachte, das Mädchen, ohnehin zur Traurigkeit aufgelegt, habe sich denselben gar zu sehr zu Herzen genommen.

Von den beschimpfenden Folgen, welche das Erscheinen des Findelkindes für die Braut des Alex gehabt, hatte Justine nichts erzählt, aber die Neuigkeit wurde im Hause noch denselben Tag durch Gäste, die aus der Stadt kamen, verbreitet, und lachend und staunend erkannte die Bewohnerschaft ihren schwarzen Gockel als Propheten an. Doch war es dem Löwenwirth nicht gar wohl dabei, denn er besorgte, Alex möchte gegen ihn, von dessen Hause der unbegründete

Bezicht ausgegangen war, klagbar werden, und die Urheberin desselben erhielt in den nächsten Tagen manches unwirsche Wort von ihm. Allein Tag um Tag verging, ohne daß Aler den gefürchteten Schritt gethan hätte, und man vernahm nichts weiter von ihm, als daß er schleunige Anstalten zu seiner Hochzeit treffe. Er schien der Meinung zu sein, Heirathen und Stillschweigen seien die geeignetsten Mittel, um Gras über die unangenehme Begebenheit wachsen zu lassen.

Bald jedoch wurde die Aufmerksamkeit und Theilnahme des Hauses durch eine weit nähere Angelegenheit in Anspruch genommen, indem Justine, die seit dem Weihnachtabend sich mühsam auf den Beinen erhalten hatte, in eine gefährliche Krankheit verfiel. Die Herrschaft versäumte nichts und berief sogleich den Arzt aus dem Städtchen, einen guten alten Mann, der das herkömmliche Orakel der Umgegend war. Er zeigte sich sehr besorgt und erklärte das Uebel für ein hitziges Gliederweh, das wahrscheinlich durch eine Erkältung verursacht sei und, wenn nicht ein trauriger Ausgang zu befürchten stehe, jedenfalls nicht unter ein paar Monaten zu curiren sein werde. Das Fieber nahm überhand, und als er am folgenden Abend kam, erklärte er, die Kranke werde jetzt in ein heftiges Phantasiren verfallen und viel Unsinn schwatzen; namentlich werde sie unablässig zu trinken begehren, worin man ihr durchaus nicht zu Willen sein dürfe, wenn man ihr nicht ein sicheres Grab bereiten wolle. Der erste Theil der Prophezeiung traf nicht ein, denn Justine fieberte zwar, daß sie mitsammt der Decke geschüttelt wurde, aber sie verlor die Besinnung keinen Augenblick, sondern lag mit zusammengepreßten Lippen und glühend nach oben starrenden Augen da; desto richtiger ging jedoch der zweite Theil in Erfüllung, und der schwache lechzende Ruf: „Wasser! Wasser!“ den sie fort und fort durch die über einander gebissenen Zähne ausstieß, belud ihre Umgebung, die ihr das Labsal versagen sollte, mit wahrer Seelenqual. Die Löwenwirthin ertrug dieses fortwährende Seufzen nach Erquickung nicht länger und berieth sich mit dem alten Philipp, der einmal über das

andere heraufkam, um nach der Kranken zu fragen. Die Docter sind im Hirn verrückt, erklärte der alte Prakticus; wenn mir ein Stück Vieh an Hitz' leid't und natürlich Durst hat, so geb' ich ihm zu trinken, aber, versteht sich, abgeschreckt. Die Löwenwirthin ließ sich dies gesagt sein und beauftragte die kleine wuselige Magd, die sich Justinens in ihrer Krankheit mit besonderer Liebe annahm, von den Schlüsselblumen, die den Sommer über für den Hausbrauch gesammelt und getrocknet wurden, einen Thee für sie zu kochen, von welchem sie, obwohl zitternd und zagend vor dem Arzt, der Kranken hie und da einen Löffel voll zu geben verordnete. Die kleine Magd aber, die sich ein Vergnügen daraus machte, hinter dem Rücken des Arztes sowohl als der Herrschaft eigenmächtig zu verfahren, gehorchte den flehentlichen Bitten der Kranken und goß ihr statt der paar Tropfen, die allein schon gegen die ärztliche Vorschrift verstießen, unglaubliche Massen des halb abgekühlten Trankes ein. Der Erfolg dieses Wagstücks war, daß der Arzt am nächsten Abend zu seiner äußersten Verwunderung das Fieber schon gebrochen und die Kranke in Schweiß gebadet fand. Sie hatte sich fest in ihre Decke gewickelt, erklärte, schlafen zu können, und bat, man möge sie ja nicht aufwecken, bis sie von selbst erwache. Der Doctor konnte nichts andres thun als dieses vernünftige Verlangen unterstützen. Justine lag die Nacht und den ganzen folgenden Tag, unbeweglich in ihre Decke eingewickelt, in einem todähnlichen Schlafe, der die Löwenwirthin das Aergste fürchten machte, und bei Anbruch der zweiten Nacht schlief sie immer noch. Wie erstaunte aber die Löwenwirthin den andern Morgen, da sie aufgestanden war und ihr auf dem Gange — wer sonst als ihre Justine entgegenkam? Sie meinte, ein Gespenst zu sehen, allein Justine versicherte sie, sie fühle sich wieder ganz gesund; auch hatte ihr Gesicht die Farbe der Krankheit verloren und seine natürliche frische Blässe wieder angenommen. Der Doctor, der in aller Frühe kam, um sich nach dem Verlaufe der Krisis zu erkundigen, war außer sich, als er seine Patientin vom Bett aufgestanden sah, aber was für Augen machte er erst, als ihm verschwatzt wurde, daß

und von wem und wie ihm in's Handwerk gepfuscht worden war! Ein gutmüthiger Polterer, wollte er der Patientin, die nach den Gesetzen seiner Kunst den Tod so sehr verdient hatte, kaum das Leben gönnen, hielt der Löwenwirthin und der kleinen Pfuscherin, die aber, von Erfolg strahlend, den Kopf vor ihm aufrecht trug, eine gewaltige Strafpredigt und schloß damit, die Patientin alsbald wieder in's Bett zu jagen, da, wie er behauptete, die Folgen eines so unsinnigen Experiments selbst für eine Bärennatur unausbleiblich sein müßten. Da die Natur so glücklich über die Kunst gesiegt hatte, so war es nicht mehr als billig, daß sie sich nun, ferneren guten Einvernehmens wegen, dem Gebote der letzteren fügte, und so mußte sich's Justine gefallen lassen, noch einige Tage das Bett zu hüten, obgleich sie sich für völlig genesen erklärte. Unter denen, die ihr in dieser Zeit Theilnahme bewiesen, war auch ihre neue Freundin, die Schustersfrau aus dem Städtchen, welche, Gott weiß wie, einen Augenblick gefunden hatte, von ihren zehn Kindern abzukommen und die Kranke zu besuchen. Als sie mit der Löwenwirthin von ihrem Bette ging, bemerkte diese, es sei ihr unbegreiflich, daß eine Gemüthsbewegung so heftige körperliche Nachwehen erzeugen könne, denn sie lasse sich's nicht ausreden, daß der Schmerz um Erhard, den Justine nicht nehmen und nicht lassen gekonnt, den Grund zu dieser Krankheit gelegt habe. Der Schusterin, die erst jetzt erfuhr, daß Erhard um ihre Freundin geworben habe und aus Bedenklichkeit wegen des künftigen Fortkommens von ihr abgewiesen worden sei, entfuhr die Aeußerung, das sehe doch der Justine gar nicht gleich; sie brach aber, als ob sie über das unwillkürlich hingeworfene Wort mit sich unzufrieden wäre, sogleich von dem Gegenstande ab, lenkte das Gespräch auf andere Dinge und beeilte sich dann, wieder zu ihrem unruhigen Hauswesen heimzukommen.

Nach wenigen Tagen verließ Justine ihr Lager und kehrte zu ihren Obliegenheiten zurück. Sie war nicht nur gänzlich hergestellt, sondern Jedermann beglückwünschte sie, daß sie in ihrer Krankheit um ein Merkliches schöner ge-

worden sei, wiewohl Niemand sagen konnte, worin die an ihr vorgegangene Veränderung bestand. Ueber ihr gefaßtes, gelassenes Wesen blieb stets eine sanfte Traurigkeit verbreitet, die sie aber nicht hinderte, mit liebevollem Gemüth an dem Leben um sie her theilzunehmen, und die vielmehr das stille Mädchen zu einer anziehenden, wohlthuenden Erscheinung für Alle im Hause machte. Den Schustersleuten hielt sie Wort und ging ihnen bei der Pflege ihres natürlichen und übernommenen Kindersegens fleißig an die Hand. Die Löwenwirthin aber erlaubte ihr diese Besuche sehr gerne; der Wandel des jungen Mädchens, das, statt der Eitelkeit nachzugehen, sich an eine ehrbare arme Familie anschloß und ihr beschwerliche Dienstleistungen widmete, gefiel ihr ausnehmend wohl, und sie hielt sie ihren übrigen Mägden so wie den jungen Mädchen der Umgegend bei jeder Gelegenheit als nachahmenswerthes Beispiel vor.

Der Christtagsfindling gedieh unter den Händen seiner beiden Mütter, wie sie der Schuster scherzend nannte, so vortrefflich, daß der lustige Pechdrahtzieher oft sagte, man sehe wohl, daß er ein Unkräutlein sei, das nicht verderben werde. Die Frage nach seiner Herkunft schlief allmählig ein, nachdem die ersten Nachforschungen fruchtlos gewesen waren; auch die Obrigkeit beruhigte sich dabei, daß er ein warmes Nest gefunden, und hatte keine Lust, eine für sie selbst so spöttliche Untersuchung, wie die angestellte, gegen irgendwen zu wiederholen.

Im rothen Löwen ging gleichfalls Alles seinen gewohnten Gang. Nur brummte der Löwenwirth manchmal über den abwesenden Erhard: „Der Bursch'," sagte er, „hält nicht Wort, er läßt nichts von sich hören noch sehen."

Der alte Philipp erwiderte jedesmal, wenn er zugegen war: „Er wird eben die bratenen Tauben noch nicht gefunden haben. Der läßt nichts von sich hören, bis er sein Glück gemacht hat. Aber wenn's ihm schlecht geht, so geschieht ihm Recht: warum ist er nicht da blieben!"

2.

Es waren sieben Jahre vergangen, und im rothen Löwen wurde längst nicht mehr von dem auf die Wanderschaft gegangenen Knechte gesprochen, dessen Andenken durch Erlebnisse, Kriegsdrangsale und Schicksalswechsel nur in Einem Herzen nicht zum Schatten geworden war. Wiederum war der Tag vor Weihnachten gekommen. Ein trüber Regenhimmel, unter dessen Einfluß der Schnee schmolz, ließ ihn vorgerückter erscheinen, als er in Wirklichkeit war, und schon am frühen Nachmittage zogen die Schatten des Abends herein. Gleichwohl waren in der großen Stube, die vor sieben Jahren den Schauplatz einer fröhlichen Weihnachtfeier gebildet hatte, keine Anstalten getroffen, welche das Herannahen des heiligen Abends verkündigten, den man doch zu begehen pflegt, sobald die Tageszeit das Anzünden der Lichter am Baum gestattet. Der Löwenwirth, gealtert und abgemagert, saß allein in der leeren Stube am Tische und hatte eine alte Postille vor sich liegen; seine Aufmerksamkeit war jedoch nicht auf das Buch gerichtet, denn er saß zurückgelehnt und hing, vor sich hinblickend, freudlosen Gedanken und traurigen Erinnerungen nach.

Ein Hufschlag ließ sich auf der Landstraße mit jenen hellen Zwischenlauten vernehmen, welchen man anhören konnte, daß schon die Steine aus der Schneelage hervorstachen. Der Löwenwirth horchte, als der rasche Trab sich näherte, gewohnheitsmäßig auf, obgleich er seit geraumer Zeit nur gewöhnt war, die Gäste an seinem Hause vorüberziehen zu sehen. Diesmal aber schien es wirklich auf den vergessenen rothen Löwen abgesehen zu sein, denn die Hufschläge wurden kürzer, bogen gegen das Haus ein, und gleich darauf hörte er das Pferd in der Einfahrt unter dem Fenster ungeduldig, als ob es Einlaß begehre, scharren. Er lauschte noch einen Augenblick, ob der halberwachsene Knecht, der jetzt an der Stelle des zahlreichen Gesindes zur Besorgung von Stall

und Feld ausreichte, in die Einfahrt gelaufen komme; dieser aber war so wenig als sein Herr daran gewöhnt, Gästen entgegen zu eilen, und da er ihn nicht hörte, so ging er selbst hinab, um das Pferd in Empfang zu nehmen. Der Reiter war inzwischen abgestiegen, eine kräftige Gestalt in knapper rheinischer Tracht; der geübte Blick des Wirthes erkannte den Fremden an seiner resoluten Haltung und an dem goldnen Uhrgehänge für einen Mann, der in der Welt herumgekommen sein und etwas vor sich gebracht haben müsse. Derselbe fragte kurz, ob er hier ein Nachtquartier finden könne. Der Löwenwirth bejahte die Frage und ergriff das Pferd, einen stattlichen Falben, am Zügel, um es in den Stall zu führen. Der Fremde ließ dies jedoch nicht zu, sondern brachte sein Thier selbst nach dem Stalle, den er ohne Befragen zu finden wußte, und gab dem Wirth inzwischen seinen Mantelsack zu tragen, dessen Gewicht demselben die Richtigkeit seiner Beobachtungen zu bestätigen schien. Ohne eine Hilfe zu gestatten, nahm der Gast dem Pferde Zaum und Sattel ab, befestigte es leicht an der Krippe und schüttete ihm das Futter vor, das der herbeigerufene junge Knecht in Eile brachte; alle diese Verrichtungen geschahen mit flinker Hand, als ob er fachmäßig in ihnen bewandert wäre, dann ging er mit dem Wirth in die Stube hinauf und sah ihn unterwegs zuweilen lächelnd an, ohne ein Wort zu reden. In der Stube legte er die Mütze auf eine Bank, zog den Ueberrock aus, trat vor den Wirth hin und fragte, unter seinem Schnurrbart freundlich hervorlächelnd: „Nun, wie steht's im rothen Löwen?"

„Nicht besonders," antwortete der Wirth. „Ist der Herr hier bekannt?"

„Ich sollt's wohl denken," erwiderte der Gast. „Bin freilich lang nicht dagewesen. Eure Kinder werden fast großgewachsen sein."

Der Wirth schüttelte traurig den Kopf. „Das große Sterben," sagte er, „hat ihnen für's Wachsen gethan, einem nach dem andern; wir haben ein östreichisch Lazareth in der Gegend gehabt."

„Alle todt?“ rief der Fremde wehmüthig. „Die blühenden Kinder! Wie lang hab' ich mich auf diesen Besuch gefreut und muß jetzt so traurige Neuigkeiten vernehmen!“

Der Löwenwirth sah ihn wiederholt aufmerksam an, konnte sich jedoch in dem unbekannten Gesichte nicht zurechtfinden.

„Aber Eure Frau ist doch noch am Leben?“ hob Jener wieder zu fragen an.

„Sie lebt, aber seit der Zeit ist sie kränklich.“

„Und der alte Philipp?“

„Der hat den Krieg nicht mehr erlebt. Er ist schwach worden und ist ausgelöscht wie ein Licht. Ich hab' ihm selber die Augen zugedrückt.“

Der Fremde fragte Namen für Namen nach den andern Knechten und Mägden. Sie waren nicht mehr im Hause. Der Wirth verwunderte sich höchlich über die Vertrautheit des Gastes mit den Verhältnissen des Hauses und zerbrach sich vergebens den Kopf, wer er sein möge.

Der Fremde schwieg eine Zeitlang, und eben wollte der Wirth fragen, was dem Herrn gefällig sei, als Dieser wieder anhob. „Und die Justine?“ fragte er mit etwas befangener Stimme: „die ist wohl schon lang verheirathet.“

Dieser befangene gepreßte Ton klang dem Wirth bekannt. Er faßte den Gast schärfer in's Auge, und ein Freudenstrahl flog über sein abgehärmtes Gesicht. „Der Erhard!“ rief er, ihm die Hand entgegen streckend. „Du loser Schelm, dein Schnurrbart ist Schuld, daß ich dich nicht gleich erkannt hab'. Warum bist denn so lang fortgewesen und hast gar nichts von dir hören lassen? Erzähl' mir nur gleich, wie dir's gangen ist und wie du lebst und was du treibst. Aber ich werd' nicht mehr Du zu dir sagen dürfen, denn Ihr seid ja ein vornehmer Herr worden.“

„Mit dem Du wollen wir's beim Alten lassen, Meister,“ erwiderte Erhard, indem er ihm herzlich beide Hände schüttelte. „Erzählen will ich Euch auch, so viel Ihr wollt, nur sagt mir zuvor, wo die Justine ist und wie's ihr geht.“

„Es scheint, alte Liebe rostet nicht,“ bemerkte der Löwen=

wirth lächelnd. „Die Justine ist nicht weit, sie ist immer noch bei uns, ist immer noch zu haben, und du wirst sehen, daß sie sich in der langen Zeit gar nicht verändert hat."

„Und meint Ihr," sagte Erhard, „sie habe auch ihren Sinn nicht geändert? Denn wenn sie noch so denkt, wie vor sieben Jahren, so kann ich wieder abziehen, wie ich damals abgezogen bin."

„Ist's denn wahr?" rief der Löwenwirth. „Ich kann's schier nicht glauben. Das heiß' ich eine standhafte Treue, die muß ihr doch das Herz weich machen. Zwar hab' ich ihr nicht hineingesehen, aber es gibt kein besseres in der Welt. Damals ist sie eben noch zu jung gewesen. Jetzt wird sie's eher schätzen können, was ein treues Gemüth werth ist, und da sie Verstand hat, so wird sie auch das Zeitliche anschlagen und wird ihr Glück nicht zum zweitenmal von sich stoßen. Was mein Weib Augen machen wird, daß es mit dem Mädle so hoch hinaus soll! Aber ich bin überzeugt, sie schickt sich in jeden Stand. Wie ist denn nur mein Erhard zu dem Reichthum kommen?"

„Der Reichthum ist zu zählen," bemerkte Erhard, „doch darf ich zufrieden sein. Die Sache ist bald erzählt. Draußen wird einem das Leben in manchen Dingen leichter als bei uns. Im Anfang zwar hat es nicht den Anschein gehabt, daß ich's weit bringen sollte; ich bin von einem Dienst in den andern gerathen, und nirgends hat mir's gefallen wollen. Erst mit dem Krieg, wie der ausgebrochen ist, hat mir das Glück geblüht. Da wandr' ich eines Tag's auf der Straße, ledig und herrenlos, aber nicht sorgenlos, in Staub und Sonnenhitze und hab' großes Heimweh nach dem rothen Löwen gehabt. Auf einmal kommt eine Kalesche hinter mir her, nicht besonders schön von Aussehen, aber zwei tüchtige Braunen davor und eine schmächtige Figur darin, mit scharfem, spitzigem Gesicht. Der fragt, woher des Wegs, und dies und das, besinnt sich eine Weile und heißt mich dann einsteigen. Ich hab' mich gleich nützlich zu erweisen gesucht und hab' ihm die Zügel abgenommen; wie er sah, daß ich das Handwerk verstehe, ließ er sich's gefallen. Im Fahren gab

dann ein Wort das andere, und ich merkte bald, daß er mir auf den Zahn fühlte. Zuletzt machte er mir den Vorschlag, in seinen Dienst zu treten, und ich that's. Er war Lieferant und machte große Geschäfte. Er sah bald, daß er mir vertrauen konnte, und ließ mich immer höher steigen, während er sich von den Mühseligkeiten zurückzog, denn er war sehr gebrechlich, ein rastloser Geist in einem elenden Körper. Zuletzt gab er nur noch den Kopf her, ich die Hände und Füße und was man sonst von den fünf Sinnen zu Unternehmungen braucht. Die Geschäfte gingen auf's beste, und es wurde unermeßliches Geld verdient. Es ist nicht zu sagen, was bei solchen Unternehmungen, wenn sie einmal in's Große gehen, und vollends in Kriegsläuften, herauskommt, ohne daß man der Ehrlichkeit den Rücken zu wenden braucht. Denn das hat mir an meinem Herrn besonders gefallen: er hielt streng auf Treu und Glauben, war zu stolz für gewisse Kniffe und setzte seinen Ehrgeiz darein, lauter solide Waare zu liefern. Wo er einmal bekannt war, da zahlte man ihn, ohne zu markten, und gönnte ihm seinen Theil Gewinn. Eines Tages, ich kam eben von einem glücklichen Handel zurück und berechnete ihm den Ertrag, da stellte er mir vor, er wisse nicht, wie lange er noch leben werde, Kinder oder sonst Verwandte habe er nicht, mir könne er nicht zumuthen, daß ich meine Kräfte in der Art, wie ich sie für ihn verwende, in einem fremden Interesse zusetzen solle, und er halte es deßhalb für das Beste zwischen uns, mich zu seinem künftigen Erben zu erwählen und gleich jetzt als Theilhaber in sein Geschäft aufzunehmen; er habe sich immer einen solchen Gehilfen gewünscht und habe schon damals solche Gedanken gehabt, wie er mich von der Straße aufgelesen habe. Ihr könnt Euch denken, daß ich nicht Nein sagte. Aber ich hab' heiße Tage mit ihm verleben müssen. Er hatte etwas von der Natur eines Spielers: nicht aus Habsucht, sondern lediglich aus Lust an großartigem Speculiren trieb er seine Speculationen so hoch, daß es mir schwindelte, und dieser fieberhafte Drang seines ewig unruhigen Geistes wurde mit der Zeit immer stärker. Ich machte ihm Vorstellungen, aber

vergebens, denn er war heftig und gewaltthätig, auch konnte ich wohl merken, daß seine Leidenschaft eigentlich aus seiner Krankheit entsprang, denn wenn er ein Unternehmen verfolgte, so jagte eine fliegende Hitze nach der andern über sein Gesicht. Ich betrachtete ihn als meinen Vater und sagte mir: Du gehst mit ihm durch Dick und Dünn; wenn's bricht, so bist du wieder, was du gewesen bist. Wir erlitten schwere Schlappen, und da er immer eigensinniger wurde, so ließ sich der Ausgang vorhersagen; aber eine galoppirende Schwindsucht bewahrte ihn vor dem Unglück, seine Entwürfe und seine gewagten Plane zunichte gemacht zu sehen. Ich begrub ihn als meinen Wohlthäter und konnte eben noch die Trümmer eines ungeheuren Vermögens retten, die für mich ausreichen, um nach einem unruhigen Leben, voll Anstrengungen und Gefahren aller Art, in der Heimath ein friedliches Haus, etwas größer als eine Hütte, aufzuschlagen und meine Tage in einer Thätigkeit hinzubringen, die mich frisch erhält, aber auch zu Athem kommen läßt. Leider scheint es mir bei Euch nach Allem, was ich in den paar Minuten beobachtet habe, nicht so zu stehen, wie ein alter Freund dem andern wünschen mag."

„Nein," antwortete der Wirth. „Was den Einen reich macht, das macht den Andern arm. Mir hat der Krieg so viel genommen, daß ich in diesem Augenblick nicht weiß, ob ich mit meiner Frau in unsrem Eigenthum sterben werde. Die Truppendurchmärsche von Freund und Feind, das einemal hin und das anderemal wieder zurück, was haben die nicht Alles verschlungen? Dann sind Bürgschaftsschulden dazukommen, die Einem gemeiniglich den Hals brechen. Drangsalirt und ausgezogen, haben die Schuldner nicht mehr zahlen können, ich kann ihnen nicht einmal feind drum sein, und da hab' eben ich als Bürg' Haar lassen müssen. So ist ein Gut um's andre in fremde Händ' gewandert, bis fast Alles verkauft gewesen ist. An der Wirthschaft hab' ich mich nicht erholen können, denn der Krieg hat allen Verkehr auf andre Bahnen getrieben und selten kehrt ein Gast mehr im rothen Löwen ein. Mag sein, daß mir auch in dem

Sturm die Kraft ausgangen ist, um in meinen alten Tagen noch etwas Neues anzufangen. Natürlich ist das Gesind' in dem leeren Haus überflüssig worden und hat sich eins um's andre einen bessern Dienst gesucht. Nur die Justine hat ausgehalten; sie nimmt schier keinen Lohn, pflegt meine Frau und hat sich an uns einen Stuhl im Himmel verdient. Ja, Erhard, so geht's; der Menschen Schicksal ist verschieden. Auf eine Art bin ich eigentlich auch Lieferant gewesen: zuerst meine Kinder und dann mein Vermögen hab' ich dem großen Kriegsdrachen liefern und herausgeben müssen, und so bin ich jetzt ein gelieferter Mann."

„Könnt ich Euch nur die Kinder wiedergeben," sagte Erhard, „um das Andre wär' mir's nicht leid. Ihr habt mir einmal Euren Arm angeboten, und das Anerbieten ist mir heut noch so viel werth, wie wenn ich Gebrauch davon gemacht hätte; jetzt ist's an mir, daß ich Euch den meinigen biete. Was ich habe, ist nach hiesigem Maßstab für uns Beide genug. Ich bin, wie Ihr Euch denken könnt, noch nicht fest entschlossen, wo ich mich niederlassen soll. Aber auf jeden Fall kann ich Euch entweder so viel vorstrecken, daß Ihr Eure Güter wieder erwerben könnt, oder wenn Ihr Euch lieber zur Ruhe setzen mögt, kauf' ich Euch den Löwen ab, natürlich mit dem Beding, daß Ihr drin wohnen bleibt, gebe die Wirthschaft auf und kaufe das umliegende Feld. Ueber das Alles reden wir gemächlich und richten's ein, wie's Euch am liebsten und bequemsten ist. Aber jetzt thut mir den Gefallen, rufet mir die Justine und lasset mich mit ihr allein. Saget ihr blos, sie solle einem Gast einen Schoppen Wein bringen."

„Ich will derweil zu meiner Frau gehen," sagte der Löwenwirth. „Sie hat sich ein wenig niedergelegt und wird jetzt wieder wach sein."

Er führte ihn in das größte und schönste seiner Gastzimmer und bat ihn, sich's bequem zu machen. Die beiden Männer drückten einander noch einmal die Hände, und der Wirth verließ den Gast, der aufgeregt in der Stube auf- und abging. Nach einer Weile hörte er leise Schritte und

zog sich in die dunkelnde Ecke zu dem Tische zurück, auf welchem er in seinen Dienstjahren manchmal ein Essen oder einen Trunk für Fremde aufgetragen hatte.

Justine trat herein und grüßte, ohne dem Fremden mehr als einen flüchtigen Blick zu schenken, während Erhard mit Herzklopfen seinen Augen das Wiedersehen in vollen Zügen gönnte. Der Löwenwirth hatte die Wahrheit gesagt: die sieben Jahre waren spurlos an ihr vorübergegangen, und das gereifte, verständige Aussehen, durch das sie sich schon in früher Jugend von andern Mädchen unterschieden hatte, ließ sie jetzt kaum älter erscheinen, als sie damals schon erschienen war, denn das bräunlich blasse Gesicht hatte die Frische der Jugend behalten; ja, sie kam dem ausgebildeteren Blicke des Beschauers schöner vor, weil sie um die Hüften etwas schlanker geworden war, so daß die überkräftige Fülle der Gestalt durch die Schule des Lebens gemodelt aussah, was zu den dunkler gewordenen Haaren und der ergebungsvollen Ruhe der blauen Augen in gutem Einklange stand. Erhard fragte sich, ob sie wohl in dieser langen Zeit an ihn gedacht, ob sie sich nicht nach ihm gesehnt, ob sie nie das Wort, das ihn fortgetrieben, bereut habe. Sie hatte sich ihm inzwischen genähert und stellte den Wein auf den Tisch. Er kleidete die Erregung des Augenblicks in einen Scherz und erlaubte sich, den Arm um ihren Leib zu schlingen, wie mancher Gast in keckem Muthe bei einer Kellerschönen zu thun pflegt. Sie entschlüpfte ihm behend mit einer gleichmüthigen Miene, die ihm zu sagen schien, die Vertraulichkeit möge wohl nach seinem Geschmacke sein, aber nicht nach dem ihrigen.

„So spröd, Jungfer?“ sagte er.

Ob nun der bebende Ton, der schlecht zu dem Scherze paßte, besonders geeignet war, an die Stimme zu erinnern, die in jenen Abschiedstagen so befangen und gedrückt geklungen hatte, oder ob sie seine Stimme unter allen Umständen erkannt haben würde, sie fuhr zusammen, sah ihn mit weit offenen Augen an, und ihr Gesicht bedeckte eine dunkle Gluth, die sich bis in die Stirne und den Hals verbreitete.

„Kennst du mich nicht mehr, Justine?“ setzte er hinzu.

„Hätt' ich dich angesehen, so hätt' ich dich gleich erkannt," sagte sie. „Du bist's, Erhard?"

„Ich bin's!"

Zaghaft ergriff sie die dargebotene Hand, aber in dem Drucke, den sie ihm erwidernd gab, glaubte er ein volles Herz zu empfinden.

„Ich darf aber nicht mehr Du sagen," setzte sie hinzu, indem sie einen schwachen Versuch machte, die Hand zurückzuziehen.

„Warum nicht?" fragte er, ihre Hand festhaltend.

„Zu einem verheiratheten Mann schickt sich's nicht," erwiderte sie.

„Ich bin nicht verheirathet," sagte er.

Sie schrak zusammen, und die Ahnung dessen, was nun kommen würde, drückte sich, während sie zurücktrat, in ihren ängstlich verworrenen Zügen aus.

„Im Gegentheil," fuhr er fort, „alle Bekanntschaften und Erfahrungen mit den Weibern in diesen sieben Jahren haben blos dazu gedient, mich zu überzeugen, daß es nur Eine gibt, mit der ich leben kann. Ich will gleich Trumpf ausspielen, denn Herz ist Trumpf. So hart du mir's gemacht hast, Justine, so hab' ich dich doch seit unsrem Abschied beständig im Herzen getragen, und da bin ich jetzt und will dich fragen, ob du mich abermals gehen heißen kannst."

Ein Zittern hatte sich während dieser Worte Justinens bemächtigt; es überflog ihren ganzen Körper, und sie bebte zuletzt so heftig, daß sie sich setzen mußte. Sie schlug die Hände vor das Gesicht und begann zu schluchzen.

„Du gibst mir keine Antwort?" fragte er.

Sie schwieg und schluchzte lauter.

Auch er schwieg eine Weile und sah dem räthselhaften Benehmen zu, dann rückte er sich einen Stuhl zu dem ihrigen, setzte sich zu ihr und hob an: „Justine, vor sieben Jahren bin ich ein Kind gewesen und bin von dir fortgelaufen wie ein Narr, statt dich vernünftig zu fragen, was dir im Kopf stecke. Heut bin ich kein Kind mehr, die Welt hat mich erzogen und gebildet, heut wirst du mich nicht so leicht mehr

los. Justine, ich will dir was sagen" — er zog ihr sanft die Hände von dem in Thränen gebadeten Gesicht — „du hast nichts gegen mich gehabt, wie ich damals in meiner Einfalt gemeint hab', im Gegentheil, du hast mich lieb gehabt und hast mich heut' noch lieb, ich hab's lang gewußt, und jetzt, seit diesem Wiedersehen, weiß ich's ganz gewiß. Komm und leugne mir's einmal. Sag Nein."

Sie schwieg und suchte ihr Gesicht wieder zu bedecken, aber er ließ ihre Hände nicht los, und ihre Augen suchten vergebens eine Zuflucht, wo sie sich verbergen könnten.

„Keine Antwort ist auch eine Antwort," fuhr er fort. „Was hast du also nun für einen Grund, daß du nicht einwilligen willst, mein Weib zu werden? Es muß was Besondres sein. Du bist es mir und dir schuldig, zu sagen, was zwischen uns steht, und ich weiche nicht von dannen, bis ich's weiß. Sieh mich an und sag' mir, was du hast."

Sie starrte mit den gerötheten Augen vor sich hin. „O Gott!" rief sie endlich, „wie schwer bin ich gestraft, daß ich diese Pein zum zweitenmal durchmachen muß!"

„Wie kann dir das eine Pein sein!" rief er beinahe zornig und ließ nicht ab, in sie zu dringen, bis sie endlich ausrief: „Auf meinen Knieen bitt' ich dich" — und wirklich Miene machte, sich vor ihm auf den Boden zu werfen und ihn um die Zurücknahme seiner Werbung anzuflehen. Er faßte sie bei den Armen, um sie daran zu verhindern, und nun entstand ein leidenschaftliches Ringen, welches damit endigte, daß er sie fest in seine Arme schloß. Ermattet ruhte sie an seiner Brust, aber sie hielt das Angesicht abgewendet, und er vermochte keinen Blick von ihr zu gewinnen.

„Dein Herz hat sich auf den ersten Blick verrathen, schließ mir's nicht wieder zu!" bat er.

Sie gab keine Antwort.

„Justine, hast du mich denn nicht lieb?" rief er schmerzlich.

„Eben weil ich dich lieb hab'" — antwortete sie leise, ohne den Satz zu vollenden.

„Weil du mich lieb hast, schickst du mich von dir fort?"

sagte er kopfschüttelnd. „Die Nuß kann ich nicht aufknacken."

Da sie abermals in ihrem Schweigen verharrte, so fuhr er fort: „Du begehst eine Schlechtigkeit an dir und mir, wenn du mir dein Herz nicht öffnest."

„Nein," antwortete sie, „eine Schlechtigkeit wär's, wollt' ich dir angehören, so wie ich bin."

„Ich lass' dich nicht!" rief er.

„Es kann nicht sein!" stammelte sie mit einer Stimme, welcher der Athem auszugehen drohte.

„Warum nicht?" rief er.

„Weil ich deiner nicht werth bin!" antwortete sie mit dem Tone der Verzweiflung, indem sie sich loszureißen suchte.

Er lachte überlaut und hielt sie in seinen Armen fest. „Das ist mir eine neue Sitte!" sagte er. „Sich selbst taxiren, gilt nirgends im Handel und Wandel. Was du werth bist, hab' ich zu bestimmen. So ist der Brauch! Ein Anders wär's, wenn du mir mit der Redensart hättest zu verstehen geben wollen, du scheuest dich vor dem armseligen Mammon, den ich dir mitbringe; aber das glaub' ich nicht von dir."

Sie schüttelte den Kopf.

„Wie kannst du auf den Einfall kommen, du seiest meiner nicht werth?" hob er wieder an, fort und fort in ihre Verschlossenheit hineinstürmend. „Was sind das für Weiberflausen? Wer dich hört, sollte wahrhaftig meinen, du habest Wunder was auf dem Gewissen."

„Du hast's getroffen," sagte sie leise, und ihr Kopf sank tiefer hinab.

Er trat bestürzt zurück, aber ohne sie loszulassen. „Ist's dein Ernst?" fragte er, durch ihr Benehmen ein wenig in Verwirrung gebracht. „Es kann nicht sein!"

Statt der Antwort suchte sie sich von ihm zu befreien; aber er ließ sie nicht. Ihr Kopf sank noch tiefer über seine Schultern, und er hatte Mühe, sie zu halten, so schwer lag sie in seinem starken Arm.

Er überwand die Bangigkeit, die in seinem Herzen auf-

steigen wollte, denn der felsenfeste Glaube an den inneren Werth des Mädchens, das er unter seinen Augen hatte aufwachsen sehen, besiegte jedes Bedenken. „Justine," sagte er, „ich würde vergeblich herumrathen, aber das weiß ich gewiß, daß du nichts gethan haben kannst, was dir nicht zu verzeihen wär'. Der Mensch kommt selten grad' und eben durch die Welt, aber wie viel ihm dabei anzurechnen ist, das hängt von den Umständen ab. Was es auch sein mag, mein Wort hab' ich dir gegeben, und dabei bleib' ich. Versteh' mich wohl, ich sage: was es auch sein mag!"

Sie richtete sich auf und verbarg das Gesicht an seiner Brust. „Noch einen Augenblick," sagte sie, „laß mich hier liegen, und dann will ich von dir gehen, denn du hast leichtsinnig in den Tag hinein versprochen."

„Du machst das Ding so arg, daß man Angst bekommen könnte," erwiderte er. „Wohl, so will ich Eins ausnehmen, obwohl es zum Lachen ist, bei dir an dergleichen zu denken, aber eben darum verschlägt's ja nichts. Den Fall einer Mordthat will ich ausnehmen, und zwar blos um dessentwillen, weil du mit einer solchen Last auf dem Herzen weder in dir noch bei mir Ruhe hättest, bis sie abgebüßt wäre, und dann wären wir ja doch getrennt. Denn der Mensch kommt über Vieles weg, aber so etwas überwindet er nicht, und auf meinen Reisen hab' ich sogar einmal erlebt, daß eine sonst rohe und verwahrloste Landstreicherin, die ihr Kind ausgesetzt hatte, sich selbst beim Richter angab, weil sie die Gewissenspein nicht ertragen konnte. Aber, wie gesagt, es ist zum Lachen —"

Er wollte weiter reden, als Justine in seinen Armen zusammenzuckend sich gewaltsam losriß, die Hände vor das Gesicht schlug und mit einem dumpfen Schrei in den Stuhl fiel. Erhard erschrak, wie wenn er vom Blitze getroffen wäre, denn dieses auffallende Gebahren, unmittelbar auf die Anführung eines *solchen* Beispiels hin, schien ein furchtbares Geständniß einzuschließen.

„Justine!" rief er angstvoll, „es ist nicht möglich! sag' Nein!"

„Ja! ja!“ rief sie unter den bedeckenden Händen hervor.

„Barmherziger Gott!“ rief er. „Du — ein Kind ausgesetzt?“

Sie gab keine Antwort, aber ihre Athemzüge folgten sich so rasch, daß er fürchten mußte, sie werde ersticken.

Ein langes, beklemmendes Stillschweigen trat zwischen Beiden ein. Als Justine endlich die Hände sinken ließ, hatte sie ein todtenähnliches, vergeistertes Aussehen. Auch Erhard war blaß geworden und starrte, den Kopf bis auf die Brust gesenkt, zu Boden.

Justine stand zitternd auf, um das Gemach zu verlassen.

„Das hätt' ich dir nicht zugetraut,“ sagte er tonlos, bei dem Geräusch aus seiner Betäubung erwachend. „Ein Kind umbringen und auf solche Art! Nein,“ rief er lebhafter, „es ist nicht wahr, so was hast du nicht thun können.“

Sie sah ihn verwundert an, und die Empfindung einer unverdienten Anklage schien sie etwas zu beleben. „Wer sagt denn das?“ erwiderte sie. „Mein Kind lebt.“

Er athmete auf. „Sagst du nicht selber,“ fragte er, „du habest es gemacht wie jene Landstreicherin, die ihr Kind im öden Feld verschmachten ließ?“

Sie verneinte durch ein stummes Zeichen.

„Aber ausgesetzt hast du es, wie du sagst?“

„Leider Gottes, ja, aber keinen Augenblick verlassen.“

„Das ist mir ein Räthsel, doch kann ich's jetzt wenigstens eher glauben als vorhin. Gib dir selbst die Schuld, daß ich dir viel zu viel gethan habe.“

„O lang nicht genug!“ entgegnete sie. „Meine Schuld spricht noch viel lauter zu mir, obgleich sie vor aller Welt verborgen ist.“

Erhard schwieg eine Weile, und eine geraume Weile, denn es war nicht mehr noch weniger als menschlich, daß eine Enthüllung der unerwartetsten Art, wie diese, ihm gewaltig zu schaffen machte. Aber die Liebe so vieler Jahre wurzelte zu fest in seinem Herzen, um sich von dem härtesten Schlage brechen zu lassen, und als Justine demüthig und

ohne aufzusehen sich wandte, um, wie sie gesagt hatte, von ihm zu gehen, rief er: „Nein, Justine, geh' nicht fort. Laß mir nur ein wenig Zeit, meine Gedanken zu sammeln. Sieh, ich glaub' immer noch das Beste von dir. Es ist gewiß mehr dein Unglück als deine Schuld gewesen. Du magst gefehlt haben, aber etwas Schlechtes hast du gewiß nicht gethan. Mein Wort —"

„Du wirst doch nicht glauben, ich nehm' dich beim Wort!" unterbrach sie ihn.

„Nein," erwiderte er, „aber eben das ist mir der beste Beweis, daß ich recht von dir denke. Vertrau' du auch mir, Justine, es kann noch Alles zwischen uns gut werden."

Sie schwieg und sah hoffnungslos zu Boden. Er aber ließ nicht nach, bis er ihren Widerstand erschöpft und sie dahin gebracht hatte, ihm ihr schon halb enthülltes Geheimniß vollends ganz anzuvertrauen. Sie holte tief Athem, indem sie sich dazu anschickte, und sah ihn mit einem unbeschreiblich zärtlichen und zugleich vorwurfsvollen Blicke an. „O Erhard," begann sie, „in diesem Augenblick, wo ich den Mund gegen dich aufthue, bist du mir der nächste Mensch in der Welt, und doch weiß ich, daß du mir den Augenblick nachher der fernste und fremdeste sein wirst, denn wenn du Alles weißt, so ist ein Berg zwischen uns geschoben. Dazu zwingst du mich!"

„Halt!" rief er, „ich will's lieber nicht wissen! mein Glaube an dich —"

„Nein," unterbrach sie ihn, auf einmal ihren Entschluß ändernd, „jetzt muß ich's sagen. Du hast selbst gesagt, ich sei es dir und mir schuldig, und du hast Recht gehabt. Ich mag dich nicht gehen lassen, ohne daß du weißt, warum, damit dein Herz nicht mehr mit mir hadert. Und deinen Glauben kann ich nicht annehmen, so lang er blind ist."

„So laß mich's hören," versetzte er. „Ich kann mir's aber selbst zusammensetzen. Du hast nicht geglaubt, daß ich je wieder kommen würde, und da —"

„Du bist im Irrthum," unterbrach sie ihn. „Meinst du denn, ich hätte vor sieben Jahren Nein zu dir gesagt,

wenn nicht damal schon das Hinderniß zwischen uns gewesen wär'?"

„Höll' und Teufel!" rief er auffahrend, während ihm plötzlich ein grelles Licht aufging. „Also der Alex!"

„Ich hätt' den Namen nicht über die Lippen gebracht," versetzte sie mit dem kalten Tone der völligen Entsagung. „Jetzt weißt du vollends ganz, warum du nichts von mir wollen kannst, zweimal nichts!"

Erhard ging mit wilden Schritten in dem Gemache auf und ab, und wiederum trat ein langes Stillschweigen ein, bis Justine mit leisen Schritten und gesenkten Augen, wie eine Verurtheilte, sich nach der Thüre wandte. Es kochte in ihm, und doch sah er nicht, wie er sein Herz, so sehr es ihr jetzt grollte, von ihr abziehen könne. „Justine!" rief er in zornigem Schmerz, „wie hast du mir das thun können, dich an den elenden Menschen wegzuwerfen?"

Sie blieb stehen. „Damals," entgegnete sie sanft, „ist er dir nicht so vorkommen, und den Anderen auch nicht. Ich hab's zuerst unter Allen herausgebracht, wie schlecht er ist, leider auf meine Unkosten."

„So früh schon also!" rief er, und seine Stimme verrieth den Riß, der ihm durch das Herz gegangen war. „Aber es ist wahr," fuhr er, nach einer Weile einlenkend, fort, „ich hab' anfangs auch was auf ihn gehalten, sein einschmeichelndes Wesen hat mich verblendet, und die Verblendung hätte vielleicht noch länger gedauert, wenn nicht — Aber," unterbrach er sich, „wie ist mir denn? Wo hab' ich meine Augen gehabt? Oder tapp' ich jetzt erst recht im Dunkeln? Das Räthsel verwirrt sich immer mehr. Jene kurze, flüchtige Tändelei, die mir den Burschen zuerst verhaßt machte, die aber wie ein Schattenspiel vorüberging —"

„Ist ein förmliches, rechtes Verlöbniß gewesen, mit Eid und Ring," fiel Justine ein.

„Jetzt begreif' ich Alles! Und er hat seinen Schwur gebrochen?"

„Wie ein Gauner, der nichts von Ehr' und Treu' und Glauben weiß."

„Und doch ist mir's wieder unbegreiflich! Wenn ich zurückdenke, wie er damals den ganzen Sommer und Herbst, ja bis Weihnachten, neben dir gelebt hat — er hat doch deine Hilflosigkeit, deine verzweiflungsvolle Lage kennen müssen, und hat so ganz gleichgiltig dagegen sein können?"

„Gleichgiltig, wie ein Klotz, der keine menschliche Regung kennt."

„Jetzt weiß ich erst, wie Recht ich hatte, ihn so tief zu hassen und zu verachten!" rief Erhard aus. „Mit diesen wenigen Worten weiß ich nun deine ganze Geschichte. Du armes Kind, gegen dich soll Niemand einen Stein aufheben. In deiner unerfahrenen Jugend hast du nicht gewußt, wie schlecht ein Mensch sein kann, und keine Mutter, kein Bruder ist dir zur Seite gestanden."

Sie sah ihn selbstvergessen mit dem vollen Blick der Liebe an.

„Und ich," fuhr er fort, „ich, der dich hätte bewahren sollen!" — Er schlug sich plötzlich vor den Kopf: „Justine!" rief er, „jetzt wird mir's auf einmal klar! Ich selber bin an deinem Unglück Schuld gewesen. Durch mein dummes Betragen hab' ich dich dem — dem Andern in die Arme getrieben! Sag' nur: ‚so ist's!' und gib mir die ganze Schuld."

„Ich hab' damals durchaus nicht verstehen können, was du wider mich gehabt hast," erwiderte sie ausweichend.

„Nichts!" rief er, „so wenig als du wider mich! Es war gar nichts, als die unreife Herbigkeit des Buben, der ein Mann werden soll und den Weg nicht finden kann. Wir haben einander doch von Anfang an lieb gehabt und sind wie für einander bestimmt gewesen; wie aber nun die Zeit kam, daß wir uns hätten verstehen sollen, da war ich dir so borstig und trutzig, daß ich mich jetzt noch nicht mehr begreifen kann. Ich brauche dir nicht davon zu erzählen, dir wird's noch hinlänglich im Andenken sein. Es wollte mir eben gar nicht in den Kopf, daß ein bloßes Kind mir so zu schaffen machen sollte, und wiederum, so oft ich dich vor den Kopf stieß, hätt' ich mir hinterher alle Haare dafür ausraufen

mögen. Das hätt' ich jetzt vollends doppelt nöthig, nun ich erst recht sehe, was du davon gehabt hast, daß du mich lieb hattest!"

„Ich bin mir's nicht recht klar bewußt gewesen," sagte sie, „sonst wär's nie so weit kommen, sonst hätt' ich eher verstanden, was in dir vorgeht, und Alles wär' zwischen uns anders gangen. Du weißt, ich hab' an dir hinaufgesehen, wie an einem älteren Bruder, und da hält's schwer und dauert lang, bis eine eigentliche Liebschaft draus wird. Es ist freilich eine Zeit kommen, wo ich mich selber besser verstanden hab', aber da ist's eben viel zu spät gewesen und Alles verloren! Da hab' ich mich dann als die schlechteste und verworfenste Creatur auf Erden ansehen müssen!"

„Das bist du nicht!" rief er lebhaft. „Wer will dich verdammen, daß du dem Eidschwur eines Schurken Glauben geschenkt hast?"

„Daraus hätt' ich mir auch keinen so schweren Vorwurf gemacht," erwiderte sie. „Aber daß ich an dir und mir einen Mord begangen hab', das hab' ich mir nie verzeihen können, und nie werd' ich mir's verzeihen."

„Aber ich verzeih' dir's und nehm' den Mord auf mich!" rief er, indem er sie von neuem in die Arme schloß und ihren Mund mit Küssen bedeckte. Sie duldete sie, ohne sie zu erwidern.

„Ach Erhard!" sagte sie wehmüthig, indem sie sich ihm entwand, „ich hab' mir nicht vorgestellt, daß ich dich je in diesem Leben wiedersehen sollt'."

„Ich hab' keinen Tag eher kommen können," erwiderte er und erzählte ihr in der Kürze seine Schicksale. „Nicht als ein reicher Mann," setzte er hinzu, „aber doch wenigstens als ein gemachter Mann hab' ich wiederkehren wollen, und das hat nicht sein können in dem furchtbaren Strudel von Glückswechseln, wo mich jeder Tag zum Bettler machen konnte. Mit dem ersten Augenblick, der mich frei machte und mich meinen Besitz überschauen ließ, bin ich hierher geeilt."

„Du wirst doch nicht glauben, ich hab' dir einen Vorwurf machen wollen," sagte sie dazwischen.

„Und mit welchem Herzklopfen!“ fuhr er fort. „Kaum hatte ich dir das Lebewohl gesagt, das auf Nimmerwiedersehen gelten sollte, so war mir's, als könnte es gar nicht so gemeint gewesen sein, und auch deine letzten Worte klangen mir im Ohr, als ob du eigentlich hättest ‚Ja‘ sagen wollen, und ich hätte dich nur mißverstanden. Ich redete mir vor, du habest mir zu verstehen geben wollen, mein störrisches Wesen biete keine sichere Aussicht für unser Fortkommen; denn wahr ist's, wer arm ist, muß sich in Vieles fügen, wozu ich vielleicht zu stolz gewesen wär'. Dieser Stolz ist auch meiner Liebe oft in den Weg getreten, oft hab' ich mit dir getrutzt und hab' manchen Versuch gemacht, dich zu vergessen; denn da draußen in der Welt hat's nicht an Gelegenheiten dazu gefehlt, und wenn ich zurückdenke, so hab' ich just keine Ursache, dir ein strenger Richter zu sein; aber der bittere Nachgeschmack, den ich von solchen Versuchen hatte, führte mich nur um so stärker zu dir zurück, und ich konnte so wenig von dir lassen, daß ich mir endlich fest einbildete, du habest mich blos auf einige Zeit in die Fremde schicken wollen, damit ich entweder geschlachter werde oder so viel erwerbe, um meinen Kopf aufrecht tragen zu können, und du wartest getreulich, bis ich wiederkomme. Freilich, je länger diese Zeit sich ausdehnte, desto schwerer wurde es mir, und als ich mich endlich auf den Weg machte, sank mir mit jedem Schritte, den ich näher kam, das Herz immer mehr; ich spottete mich aus und wollte wieder umkehren; aber es zog mich mit Gewalt; ich wollte dich wenigstens noch einmal sehen, auch wenn ein Anderer dich heimgeführt hätte.“

„Dafür ist gesorgt gewesen,“ versetzte sie schmerzlich lächelnd. „Weder du noch ein Anderer.“

„Justine!“ rief er.

„Bedenk' doch nur,“ sagte sie, „daß einer zwischen uns steht, der ganz in der Nähe lebt. Für den Augenblick hörst du blos auf deinen Edelmuth, aber auf die Länge kannst du nicht über den Balken wegkommen, den du jetzt nicht sehen willst.“

„Ei was, wir gehen in die weite Welt!“ rief er. „An-

derswo ist auch gut leben. Aber halt! du sagst ja, dein Kind sei am Leben. Wo ist es denn? Und Alles ist vor der Welt verborgen geblieben, sagst du? Freilich, ich hab' ja selber nichts davon gemerkt. Aber wie ist das möglich gewesen? Es ist mir doch noch Vieles unklar. Warum bist du denn so unvorsichtig gewesen, das Verlöbniß geheim zu halten? Warum hast du deine Rechte nicht geltend gemacht? Mit dem Ring allein hättest du ihn ja geschlagen."

„Es ist eben Alles Lug und Trug gewesen," erwiderte sie. „Er hat mir vorgespiegelt, er habe Verwandte, die er einmal erben werde und denen man die Sache langsam beibringen müsse, weil sie beim Heirathen auf's Geld sehen. Und der Ring dann, der ist so falsch gewesen wie sein Herz und sein Eid."

„Da hast du freilich recht wie ein Kind gehandelt," bemerkte er.

„Ja wohl," sagte sie, „aber gerade dadurch, daß er mich nicht wie ein Kind behandelt hat, hat er mich überlistet. Gleich vom ersten Augenblick an hat er eine Art gegen mich angenommen wie gegen eine Erwachsene, und wie wenn ich mehr wär' als er; dann hat er bei jeder Gelegenheit davon geredet, wie er ein großes Geschäft einrichten wolle, wozu er eine gescheite Frau brauche, und dergleichen. Sieh, Erhard, ich will mich nicht besser machen, als ich bin. Sein Betragen hat mir eben geschmeichelt, denn der Mensch will etwas gelten; und noch mehr hat mir's geschmeichelt, daß ich aus einer armen Magd eine angesehene Frau im Städtle werden soll, und hab' immer dran denken müssen, wie du aufgucken werdest, wenn du sehest, daß ich doch noch zu etwas zu brauchen sei. Ich hab' gemeint, ich sei dir zu schlecht, denn du bist immer kälter und herber gegen mich worden."

„Aus Eifersucht," versetzte er. „Fürwahr, ich hätt's nicht besser einrichten können, um dem Schurken Gewalt über dich einzuräumen."

„Seine Mutter hat die Hauptschuld gehabt," sagte Justine.

„Wie?" rief er, „seine Mutter hat um das Verlöbniß gewußt?"

„Ich bin bei ihr in der Visit' gewesen," erwiderte sie.

„Du warst als Braut bei ihr?" rief er.

„Ich war Braut und war's nicht," erwiderte sie, sich nach und nach seine gewandtere Redeweise aneignend. „Das heißt, es war schon zu einem stillen Einverständniß zwischen uns gekommen; aber mit Worten war die Brautschaft noch nicht ausgesprochen. Da — erinnerst du dich noch des Eierlesens an selbigem Ostermontag? Der Frühling war so schön und Alles so vergnügt, ich hab' nie so viel Menschen auf dem Schießplatz gesehen."

„Ja wohl," antwortete er. „Wir Drei wurden ausgewählt, als Leser, Leserin und Läufer. Man wollte mich zum Leser machen, aber ich übernahm lieber den Lauf und überließ das Lesen und die Leserin schnöder Weise meinem Nebenbuhler."

„Ich weiß noch recht gut, wie weh mir das gethan hat," versetzte sie, „denn ich hab's trotz deiner Ausrede als eine öffentliche Verschmähung ansehen müssen."

„Ich hab' mich eben nicht zwischen euch eindrängen wollen," entgegnete er. „Auch hoffte ich in meiner Bosheit, er werde als Leser eher den Kürzeren ziehen."

„Da hast du dich aber verrechnet," sagte sie. „In solcherlei Dingen hat's ihm nicht an Geschicklichkeit gefehlt. Auch warf er mir die Eier der Reihe nach auf seine zehn Schritt weit, ohne zu fehlen, in den Spreuerkorb, den ich ihm nachzutragen hatte. Dennoch hätte Jedermann darauf gewettet, ein flinker Bursch' wie du müsse Sieger bleiben, und Alles war verwundert, daß der Läufer, der doch ein wenig im Vortheil ist, diesmal zu spät kam."

„Das ging mit ganz natürlichen Dingen zu," erwiderte Erhard. „Wie ich durch den Wald nach dem Heidenschlößchen hinlief, um ein Ei an das verfallene Thor zu schleudern, zum Zeichen, daß ich dagewesen sei, blieb ich unterwegs in Gedanken stehen; denn jedesmal, wenn ich nicht bei dir war, mußte ich an dich denken, zum Ersatz für das, woran

ich's in deiner Gegenwart fehlen ließ. Darüber verspätete ich mich, und bis ich zurückkam, waren die Eier alle vom Boden in den Korb gelesen, und den Preisrichtern war die Mühe erspart, an meinem Ziele nachzusehen."

„Ach Gott!" rief sie, „wie sich doch der Mensch einen Wahn vorspiegeln kann. Ich nahm diesen Ausgang als ein Zeichen, daß ich dem Sieger angehören solle!"

„Und ich," sagte er, „wurde wacker ausgelacht, und das mit Recht, denn ich hatte ja wie geflissentlich meinem Gegner in die Hände gearbeitet. Damals hab' ich das letzte Glas Wein mit ihm getrunken, ungern zwar, aber ich durfte keinen Verdruß blicken lassen."

„Nach diesem Spiel," fuhr Justine in ihrer Erzählung fort, „brachte er mich zu seiner Mutter. Wir hatten die Eier in's Wirthshaus zu tragen, um sie für das junge Volk sieden zu lassen, und das benutzte er schlau, denn der Gang hatte auf diese Art nichts Auffallendes, und wir konnten unbeachtet in sein Haus kommen, weil Alles nach dem Eierlesen beim Schießen blieb. Er stellte uns als Sieger und Siegerin vor, was halb und halb wie Braut und Bräutigam klang. Nachdem er eine kleine Weile mit mir dagewesen war, sagte er, er müsse jetzt wieder auf den Festplatz zurück; aber seine Mutter würde es freuen, mich näher kennen zu lernen; ich solle nur nicht zu lang ausbleiben. So kam er ohne mich auf den Platz zurück, und auch nachher beim Tanz wußte er's so anzugreifen, daß eine undurchsichtige Decke über unsrem Verhältniß blieb."

„Und das hat dir keinen Verdacht eingeflößt?" fragte er.

„Nein," antwortete sie, „es war mir vielmehr selber lieb; denn ich hatte eine Bangigkeit vor dem Kundwerden, vor dem Gerede der Leute über meinen Stand, und besonders vor den Verwandten, über die er mir von weitem her allerlei zu verstehen gegeben hatte. Zudem ließ der Empfang, den ich bei seiner Mutter fand, keinen Zweifel in mir aufkommen; denn sie behandelte mich, wie wenn ich schon ihre Schwiegertochter gewesen wär', machte mir einen Kaffee, denk' dir, die reiche Frau einer Magd, redete davon, wie ich künftig

meine Haushaltung einrichten sollte, und ließ dazwischen Neckereien einfließen, aber Alles das ganz im Allgemeinen, verstehst du, so daß kein Wort vorkam, bei dem man sie nachher hätte fassen können. Eben so ging es bei den folgenden Besuchen, denn ich war noch mehrmals bei ihr, aber wie durch Zufall traf sich's immer so, daß ich allein zu ihr kam und daß sie in ihrem Haus allein war, und immer blieb's bei allgemeinen Redensarten ohne Handhabe. Ich bin eben kindisch dumm gewesen und viel zu bescheiden, sonst hätt' ich das Spiel bald durchschauen müssen. Aber diese alte Frau hat am meisten zu meinem Unglück beigetragen, denn sie hat mich zutraulich gemacht. Auch ist mir's wahrscheinlich, daß sie ihrem Sohn blos darum zu Willen gewesen ist, um ihn nachher desto leichter davon abzubringen. Ich glaub' nämlich, daß ihm's anfangs Ernst gewesen ist und daß er nicht die Absicht gehabt hat, mich zu betrügen. Erst nach und nach, wie er in seiner Probezeit allmählig einsah, daß er nicht der Mann sei, durch Fleiß und Verstand sein Vermögen zu vergrößern, erst da ist er schlecht geworden, hat auf eine wohlfeilere Weise nach Geld getrachtet, um das Leben nach seiner Art zu genießen, und dann hat ihm die Alte, wo nicht zu seiner nachherigen Heirath, doch ganz gewiß zum Meineid gegen mich zugeredet."

„Nimm mir nur den schlechten Kerl nicht noch in Schutz!" rief Erhard mit einiger Bitterkeit.

„Ich kann's eben nicht für möglich halten," erwiderte sie, „daß ein Mensch in seiner Jugend, wo doch das Herz offen ist, schon von Anfang an so im Kern schlecht sein kann. Das mag aber sein, wie es will, die Schlechtigkeit, zu der er sich nachher verstiegen hat, ist so grenzenlos, daß du selber, sein geschworner Feind, meiner Erzählung kaum Glauben schenken wirst. Etliche Tage nach dem ersten Besuch bei seiner Mutter wurde ich in die Stadt geschickt, um dies und das zu besorgen. Zufällig war's am ersten April. Vor meinem Weggehen fand er Gelegenheit, mir im Stillen einen Auftrag an seine Mutter zu geben und mich zu bitten, ich möchte den Rückweg durch's Forchenholz machen, wo er mir

zum Steinkreuz entgegen kommen wolle, um mit mir zu reden. Seine Mutter empfing mich auf's liebreichste und ließ sich durch keine Einwendung abhalten, mir gleich wieder einen Kaffee zu machen, der mir zwar im Mund nicht besonders schmeckte, aber desto wohler im Herzen that. Sie redete immer von ihrem Sohn, konnte ihn nicht genug loben und ließ dabei ein Wort davon fallen, daß sie ihm bei der Wahl seiner Frau in keinerlei Weise entgegentreten und weder auf Stand noch Reichthum ein Gewicht legen werde. Beim Abschied gab mir die alte Kupplerin einen zärtlichen Kuß und sagte lachend, den könne ich ihrem lieben Sohn bringen. Ich war wie berauscht, als ich auf dem Heimweg den Waldsteig einschlug. Das junge Laub drang schon mit seinem hellen Grün aus den Buchen und Birken, das finstere Nadelholz trieb frische lichte Spitzen, und in's Walddunkel jubelte vom nahen Feld der lustige Lerchenschlag herein. Sonst aber war's im Wald so still wie in einer Kirche. Er wartete meiner am steinernen Kreuz. Sein Erstes war, daß er mir einen Ring an den Finger steckte, was ich stillschweigend geschehen ließ; dann bot er mir Herz und Hand und fragte mich, ob ich seine Frau werden wolle. Er gab den Grund an, warum das Verlöbniß vorläufig noch nicht öffentlich gemacht werden dürfe, sagte aber, seine Mutter sei mit uns einverstanden, obgleich sie aus Rücksicht auf die Verwandtschaft für jetzt noch ein wenig zurückhalten müsse. Diese Versicherung konnte ich nicht bezweifeln, denn die Alte hatte, freilich in verblümter Weise, eigentlich das Nämliche gesagt. Er war mir dem Aeußern nach nicht mißfällig, und sein Inneres mußte ich für gut halten, weil er eine arme Waise nicht verachtete; ich meinte, es sei eine himmlische Fügung, der ich nicht widerstreben dürfe. So kam es, daß ich ihm mein Jawort gab. Ich hatte ihn damals lieb, ich meinte wenigstens, ihn lieb zu haben."

„Ich hab's nicht anders verdient," sagte Erhard düster, als Justine schmerzlich inne hielt.

Sie rang eine Weile nach Worten, dann nahm sie die Bibel, die nach alter Sitte auf dem Schranke lag, falls ein

Gast darin zu lesen begehren würde, schlug sie auf und deutete mit dem Finger auf eine Stelle. Erhard las. Es war die Stelle, wo Sara, Raguels Tochter, ihre Seele vor Gott rechtfertigt, daß sie in seiner Furcht und nicht aus Vorwitz einen Mann zu nehmen gewilligt habe.

„Ich kenne dich ja," erwiderte er. „Vor Gott und meinen Augen bist du wie Eine, die ihr Mann nach der Hochzeit verrathen und verlassen hat. Was du bist, das bist du mit Leib und Seel', und wem du traust, dem vertraust du dich nicht blos halb. Dein Vertrauen allein hat dich gestürzt."

Sie sah ihn mit einem freudigen und dankbaren Blicke an, welcher ihm sagte, daß er sie verstanden habe. „Und doch," erwiderte sie, „hat mich eine innere Stimme gewarnt; aber er brachte sie zum Schweigen mit den Worten, wo kein Vertrauen sei, da sei auch keine Liebe."

„Die Worte sind wahr!" rief Erhard, „und wenn sein Herz noch so schnöd gelogen hat, sein Mund hat die Wahrheit gesprochen."

„Und doch," erwiderte sie, „wie ich mit ihm vom Steinkreuz heimging, hatte ich ihn nicht mehr so lieb, wie zuvor, statt daß ich ihn doch jetzt noch hätte viel lieber haben sollen. Es überkam mich ein Gefühl von Fremdheit, das mir wie ein kalter Schauer durch's Herz fuhr, und von Stund an erwachte eine Abneigung in mir, die mir erst nach und nach recht klar wurde. Freilich fand sich gleich ein Anlaß dazu. Ich hatte mit meinem vollen Herzen nicht daran gedacht, daß einmal am Steinkreuz ein Mord verübt worden sein sollte; er aber hatte daran gedacht, und im Heimgehen, wo wir eine Strecke weit zusammen gingen, spottete er darüber, wobei ein kalter frecher Zug in seinem Gesicht zum Vorschein kam, den ich sonst nie gesehen hatte und der mir das Herz zuschnürte. Aber es war zu spät. Ich bekämpfte diese Abneigung mit aller Kraft, aber es ist leicht zu denken, daß mein Widerwille nicht vermindert wurde, wie sich's um die Zeit, wo die Arbeiten zunehmen, immer deutlicher zeigte, daß es außer dem Herzen auch noch am Kopf, an den Händen

und Füßen fehlte. Ich hatte mich nun schon ganz an den Gedanken gewöhnt, daß mir das Loos beschieden sei, das so viele Frauen haben: mit einem Mann leben zu müssen, den man nicht mag. Aber so kam es nicht. Ich wurde allmählig gewahr, daß ich noch durch etwas ganz Anderes als durch Eid und Ring an ihn gebunden sei, und sagte ihm dies bei einer Gelegenheit, wo ich unbemerkt mit ihm reden konnte. Er hatte damals, wie es sich später herausstellte, seine Augen bereits auf seine jetzige Frau geworfen. Anfangs wollte er mich nicht verstehen, dann brauchte er jämmerliche Ausflüchte; als ich mich aber auf das Geschwätz gar nicht einließ, sondern geradeaus ging und ihm sein Gelöbniß vorhielt, da — o Erhard, du würdest's keinem Menschen, du würdest's dem Teufel kaum zutrauen — aber der Teufel hat ihm auch in jener Stunde leibhaftig aus den Augen gesehen — da faßte er auf einmal seinen Entschluß, stieß ein höhnisches Gelächter aus und sagte, ob ich denn nicht wisse, daß, was man am ersten April verspreche, nichts gelte, ich hätte mir's den andern Tag noch einmal versprechen lassen sollen."

Erhard prallte sprachlos zurück. Die freche Niederträchtigkeit, die sich in dieser Art und Weise eines Wortbruches aussprach, und dazu an einem von ihm so geliebten Wesen verübt, machte ihn so bestürzt, daß er keines Wortes fähig war. Er ballte beide Hände, die Ader an der Stirn schwoll ihm an, und mit weit offenen Augen suchte er nach einem Gegenstande, den er, wenn er dagewesen wäre, zermalmt haben würde.

„O Erhard, Erhard!" rief Justine, „nicht wahr, dazu war ich doch zu gut, um so unter die Füße getreten zu werden? So feile Waare ist mein Herz doch nicht gewesen, um — in den April geschickt zu werden?"

„Sei ruhig," sagte er, sich nach und nach von der Erregung erholend. „Wenn man das Gold auch über und über mit Koth besudelt, es bleibt doch Gold, aber gefallen hättest du dir's nicht lassen sollen."

„Hätt' ich ein Messer bei der Hand gehabt," erwiderte sie, „wer weiß, was geschehen wär'! Ich kehrte ihm den

Rücken und ging in der ersten freien Stunde zu seiner Mutter. Da war ich vom Teufel zu seiner Großmutter gekommen. Sie stellte sich sehr erstaunt und voll Unwillens. Sie hätte nie geglaubt, sagte sie, daß ich ein solches Aergerniß geben würde, sie habe mich für eine ganz andere Person gehalten; aber noch empörender sei es, daß ich ihren Sohn beschuldige; ihr Sohn habe immer gesittet und eingezogen gelebt; ich solle mich wohl in Acht nehmen, es werde ihm ein Leichtes sein, wider mich zu schwören, und Niemand werde meine Aussage Hellers werth achten. Ich zeigte ihr den Ring. Sie besah ihn und lachte mich aus: ich solle nur den Goldschmied fragen, was er von einem Treuring solcher Art halte, dessen Erlös nicht zu einem Stück Brod hinreiche. Wenn es je wahr sei, was sie nicht einmal glaube, daß ihr Sohn mir diesen Ring geschenkt habe, so sei das der beste Beweis, wie sehr er von seiner anfänglichen guten Meinung zurückgekommen und wie wenig ich ihm werth gewesen sei. Nach seinen Reden über mich zu schließen, habe ich das durch meine Aufführung verschuldet. Ihr Sohn habe nämlich schon seit einiger Zeit Verdacht auf mich, und dieser Verdacht sei ihr auch anders woher bestätigt worden, daß ich mich sehr stark mit einem Andern eingelassen habe. Und jetzt — sie hätte es nicht meisterhafter machen können, mich stumm zu Boden zu schlagen — jetzt nannte sie — wen meinst du?"

„Mich."

„Ja dich. Die schreckliche Bestürzung, in die mich diese grausame Gegenbeschuldigung versetzte, gab ihr leichtes Spiel, und während ich den Mund nicht aufzuthun vermochte, redete sie in mich hinein, ich solle nicht glauben, daß mit einer solchen abgekarteten Geschichte gegen ihren Sohn so leicht durchzudringen sein werde; freilich wär's bequem, einen Fehltritt mit dem Mantel einer honetten Familie zu bedecken, aber es gebe einen Gott im Himmel und einen Richter auf Erden, und die Welt sei so eingerichtet, daß man eine honette Familie nicht so leicht im Stich lassen werde. Endlich, als sie mich ganz vernichtet und darniedergeschmettert sah,

wurde sie wieder ein wenig freundlicher, hieß mich ein unerfahrenes junges Ding und sprach mir gütlich zu. Aber ich bin nicht im Stand, ihre Worte zu wiederholen, denn ich hörte sie nur halb, obgleich ich sie wohl verstand. Beweisen kann ich ihr nichts, aber ich hab' gar keinen Zweifel, daß sie mich in versteckter Art zu einem Verbrechen hat anreizen wollen, denn sie hat mich fortwährend mit verdächtigen Redensarten ihrer völligen Verschwiegenheit versichert. Nachher wenigstens hab' ich's so ansehen müssen. Damals freilich bin ich ohne ein Wort zu ihrer Thür' hinaus geschwankt und bin keines Gedankens mächtig gewesen."

„Das sind Teufel!" rief er.

„Und vorher sind sie gewesen wie die Engel des Lichts. Ja, ich hab' wohl in meiner zarten Jugend schon lernen müssen, daß man die Menschen nicht nach ihren Worten und Gebärden, sondern nach ihren Handlungen schätzen soll."

„Und in dieser fürchterlichen Lage hast du keinen einzigen menschlichen Berather gehabt? Ach, hättest du dich doch mir anvertraut!"

„Dir?" rief sie leidenschaftlich, „an dem ich gesündigt hatte, dir, den man in meine Schande mit hineinzuziehen drohte, wenn sie nicht verschwiegen blieb? Dir unter allen Menschen zuletzt! O, hättest du's ahnen können, als du in deiner Arglosigkeit mir wieder näher tratst und so lieb gegen mich wurdest, mir immer deine Hand antragen wolltest — hättest du's ahnen können, welche Folterqual das für mich war und wie ich Tag und Nacht in mich hineinschrie: ‚Zu spät, zu spät!'"

„Arme Justine," sagte er, „hättest du mir nur vertraut, du wärst nicht fehlgegangen."

„Ich hätte dich doch auf eine harte Probe gestellt," erwiderte sie, „wenn ich dir an unserem letzten Morgen, wo du mir so bös wurdest — morgen früh sind's sieben Jahr' — wenn ich dir da auf deine Werbung geantwortet hätte: ‚Ja, aber du darfst dich nicht daran stoßen, daß ich heut Nacht ein Kind geboren habe, das einen Andern zum Vater hat.'"

„In jener Nacht?" rief Erhard. „Sind wir denn Alle

mit Blindheit geschlagen gewesen? Wie war dir's möglich, uns so die Augen zu verkleben?"

„Auch mir," versetzte sie, „ist's oft gewesen, als wär' eine Wolke zwischen mir und den andern Menschen, aber ich hab' nichts dazu gethan. Was ich von der Welt zu erwarten hatte, wenn sich mein Geheimniß nicht mehr verbergen ließ, das wußte ich nur allzu gut, und selten möcht' ich Einer rathen, in solchem Unglück auf menschliche Hilfe und Milde zu bauen. Ich verzichtete darauf, hielt mich an den Vater im Himmel und sagte zu ihm: ‚in deine Hände geb' ich mich ganz, dir stell' ich's anheim, wie du's mit mir hinausführen willst; hast du Erbarmen mit mir, so zeige mir einen Weg aus der Noth, willst du mich aber noch tiefer hinunterstoßen, so möge es geschehen.‘ Wie die Rettung beschaffen sein sollte, davon konnte ich mir freilich kein klares Bild machen, und mit eiskaltem Herzen, an Gott und Menschen verzagend, sah ich die Zeit immer näher rücken, wo das Blendwerk, das sich die Leute über mich machten, plötzlich vor ihren — und vor deinen Augen, Erhard! — zerreißen und ihr Abscheu gegen mich um so größer werden mußte, je größer vorher ihre Meinung von mir gewesen war. So brach die letzte Nacht an und ich fühlte, wie meine Stunde kam, aber Gott half mir und ließ sie verziehen, bis ich allein im Haus und Alles zum Nachtgottesdienst ausgezogen war. Niemand sah, was mit mir vorging, und doch hatte ich unter den Lustbarkeiten, in die ich hineingezogen wurde, schon den schweren Kampf zu kämpfen begonnen, worin auch das ärmste Weib nicht leicht ohne Trost und Beistand gelassen wird; mit Mühe stieg ich noch die Treppe hinab, um euch beim Fortgehen zu leuchten; mit Aufbietung aller meiner Lebensgeister kroch ich wieder herauf und sah nach den schlafenden Kindern, um keine Pflicht zu versäumen; dann schleppte ich mich auf mein Kämmerlein, und ihr waret noch nicht bei der Kirche angekommen, so hielt ich schon, wie eine zweite Genoveva, meinen Schmerzenreich in den Armen."

„Guter Gott!" rief Erhard, „so hab' ich doch damals richtig geahnt, daß etwas Ungewöhnliches vorgehe, denn ich

hatte beständig ein dunkles Gefühl davon und wollte dich fragen, ob dir etwas zugestoßen sei."

„Es ist besser, daß du unwissend geblieben bist," versetzte sie. „In jener Nacht erfuhr ich, daß dem Menschen eine Kraft gegeben ist, die er selbst nicht kennt, und daß sie mit der Noth und mit dem Leiden wächst. In meiner nagenden Angst und tiefen Verzweiflung hatte ich doch schon seit Monaten nicht vergessen, die Zurüstungen zu machen, die für alle Fälle dem Ankömmling nöthig waren, und wie ich ihn nun mit meinen hilflosen Händen warm eingehüllt an meine Brust drückte, da hab' ich mich in all meinem Elend freuen und mir sagen müssen, ich sei doch keine ganz schlechte Mutter, und es sei schad um mich, daß ich meinem Beruf nicht besser nachkommen dürfe. Aber es war keine Zeit zum Weinen. Ich ruhte ein wenig und sammelte meine Kräfte für den Rest der Nacht. Mein armes Kind schlief bald beschwichtigt ein, als ob es wüßte, was es mir schuldig sei und wie es sich betragen müsse, um mich und sich vor Schmach zu bewahren. Wie es Zeit wurde, daß ich euch aus der Kirche erwarten mußte, stand ich auf, was mich wahrlich sauer ankam, und sah zuerst nach den Kindern. Sie vergalten mir die Treue, die ich ihnen, zum Theil von ihrer ersten Lebensstunde an, bewiesen hatte, und schliefen ganz ruhig. Nun hörte ich euch kommen und ging euch mit dem Licht entgegen. An meinem Auftreten hing nicht weniger als Leben oder Tod — das wußte ich, aber ich nahm mich auch so zusammen, daß Niemand einen Argwohn schöpfte."

„Mein Gott, mein Gott!" rief Erhard, „also hab' ich mich doch nicht ganz geirrt — aber wie weit war ich von der Wahrheit entfernt!"

„Und jetzt kam erst noch das Schwerste!" fuhr Justine fort. „Ich wartete in meinem Bett, bis Alles eingeschlafen war, dann stand ich abermals auf, raffte alles Mögliche zusammen, um mein schlafendes Kind recht gut zu verwahren, und nachdem ich vorher überall umhergelauscht hatte, stahl ich mich mit ihm aus dem Haus. Die Straße mußte ich vermeiden, weil mir da zu jeder Stunde Menschen auf-

stoßen konnten. Daher schlug ich hinten hinaus über's Feld — ach, mit bittrem Widerstreben! — den Weg nach dem Steinkreuz ein. Der Waldpfad ist wenig betreten, da sogar bei Tag nur selten Jemand von den Höfen über den dicht verwachsenen Kreuzweg kommt. Die Kälte war mäßig, und im Wald lag der Schnee nicht tief. Ich hielt mein Kind hoch herauf an die Brust und deckte es so viel als möglich mit dem Gesicht, so daß es meinen warmen Athem hatte. Aber die Anstrengung war übermenschlich, und mehr als hundertmal gab ich die Hoffnung auf, einen Schritt weiter zu kommen. Ach, damals hab' ich Mitleid mit mir selbst gehabt. Dazu kam eine entsetzliche Angst, wie ich sie noch nie gekannt hatte, vor den Gespenstern der Nacht. Es klang mir nur wie entferntes Läuten im Ohr, daß kurz vorher von dem Jäger ohne Kopf, von dem wilden Heer auf dem Kreuzweg und von einem feurigen Hund am Steinkreuz die Rede gewesen war. Aber ich überwand mich, obgleich ich's beständig vor mir und hinter mir rauschen zu hören meinte. Das Feld war vom Schnee erhellt gewesen, aber unter den Föhren wurde es immer dunkler, und es war mir grauenhaft zu Muth, als ich endlich am Steinkreuz ankam. Ich verdoppelte meine Schritte, um dort, wo es am finstersten war, eilig hindurchzukommen — da fällt mir neben dem Kreuz eine Gestalt in die Augen! Ich sinke schier zu Boden, all mein Blut stockt, und es rieselt mir wie ein Eisstrom durch die Glieder. Aber in dem Augenblick steigt der Mond hell wie eine Fackel über die Föhren herauf, ich erkenne Fleisch und Blut, und auf den ersten Blick seh' ich, wen ich vor mir habe und wer noch weit ärger erschrocken ist als ich. Es war mein Mörder. Ich wußte nicht, was er da that —"

„Einen Schatz wollte er heben!" unterbrach sie Erhard. „Ei sieh! So feig man ihn glaubte, so war er doch draußen, und seine Habgier schauderte nicht vor dem Ort zurück, der ihm so laut seinen Meineid predigte!"

„Nachher," sagte Justine, „hab' ich Alles zusammensetzen und begreifen können, damals aber wußte ich noch nicht, was ihn hinausgeführt hatte, denn während der Vor-

mittnacht, wo sich mir der Kopf beständig drehte und ich nur auf Augenblicke meiner Sinne mächtig war, hatte ich auf eure Reden noch viel weniger geachtet, als ihr auf mich, und hatte blos von allerlei unheimlichem Wesen, aber nichts von der Schatzgräberei gehört. Wie ich seiner ansichtig wurde, hatte ich eine verworrene Vorstellung, er wolle Holz stehlen, oder irgend etwas dergleichen, was mir nur in dem verrückten Zustand meines Kopfes einfallen konnte. So viel aber sah ich deutlich und mit guter Vernunft, daß er kein Geist war, wohl aber, daß er mich für einen hielt, und bei meinem Aussehen hätte das vielleicht auch einem Beherzteren geschehen können. Es war mir gleich ganz klar: er meinte, ich habe zu dieser Stunde mir und meinem Kind ein Leid angethan und erscheine ihm nun nach meinem Tod, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen; denn er war in die Kniee gestürzt und streckte die Hände wie abwehrend und um Gnade flehend gegen mich aus. Wie ich das sah, ging ich, als ob etwas meinen Fuß vom Boden aufhübe, stracks an ihm vorüber und warf einen Blick auf ihn herab, nur einen einzigen Blick! Kaum war ich vorbei, so hörte ich, wie er hinter mir vom Boden aufsprang und in verzweiflungsvoller Angst seitwärts ohne Weg und Steg in den Wald entrannte."

„Das also war der Geist, den er in jener Nacht gesehen hat!" rief Erhard.

„Von Stund an war meine Schwäche von mir genommen," erzählte Justine weiter, „es war mir, als ob ich die Angst auf Den abgeladen hätte, dem sie gebührte, alle meine Lebenskraft hatte ich wieder und kam mit großen, leichten Schritten vorwärts. Der Wald wurde lichter, das entblätterte Laubholz ließ den Mondschein eher durch, und bald war ich im freien Feld, wo nur gar zu viel Licht war, denn hell wie am Tag lag die Stadt vor mir."

„Dahin also bist du gegangen?" fragte Erhard. „Wie kamst du aber in der Nacht hinein?"

„Das hab' ich Niemand als dir verdankt," erwiderte sie. „Du wurdest einmal bei Nacht hineingeschickt zu einer Verrichtung in der Pfaffenmühle und erzähltest nachher, du

habest dem Thorwächter das Aufstehen erspart und ein Seitenpförtlein benutzt, das immer offen sei. Deine Beschreibung war an mir hängen blieben, wie man oft zufällig etwas auffaßt, das man für gleichgiltig hält und nachher sehr gut brauchen kann. Ich fand das kleine Gatter, griff hinein, zog den Schieber zurück, und drin war ich. Aber nun begann erst die rechte Noth. Bis dahin hatte ich gar keinen andern Gedanken gehabt, als das Kind, wenn Alles gut ginge, seinem unnatürlichen Vater und dessen Mutter vor's Haus zu legen; denn so lang es noch nicht auf der Welt war, hatte ich kein rechtes Herz für es und dachte, die müssen's haben, die's angeht. Aber von dem Augenblick an, wo ich's als ein lebendes Wesen an meine Brust gedrückt hatte, war mein Gemüth verwandelt. Zwar wirkte der alte Entschluß noch in den Gliedern fort, so daß ich gleichsam mechanisch in die Stadt und vor das Haus kam, aber wie ich mich nun von meinem Herzblatt trennen sollte, da fiel mir's wie Schuppen von den Augen, und die Mutterliebe entbrannte in mir, wie wenn mich ein feuriger Pfeil durchfahren hätte. ‚Was!‘ sagte ich zu mir, ‚diesen herzlosen Menschen willst du dein Kind anvertrauen? Umbringen werden sie's freilich nicht, aus Furcht vor der Strafe, aber sie werden's liegen lassen, oder wenn du dafür sorgst, daß sie sich nicht taub stellen können, so werden sie es auf jede Art von sich abzuwälzen suchen, es wird im Abstreich beim Wenigstnehmenden untergebracht werden und wird vor deinen Augen verkommen. Sein Vater kann zwar keinen Zweifel haben, wo es herkommt, aber wird er dem Kind mehr Treue beweisen als der Mutter, die er in's Elend gebracht und im Elend nicht einmal angesehen hat?‘ — Nun fiel mir ein, daß er vielleicht noch draußen umherschweife und jeden Augenblick nach Haus kommen könne. Wenn er mich hier antraf und mein Vorhaben entdeckte, so war's ihm zuzutrauen, daß er gleich Lärm machte und die alten Beschuldigungen wider mich erneuerte. Ich floh von dem Hause weg, wie wenn mir die Hölle auf den Fersen wäre, und schleppte mein Kind in den taghellen Straßen hin und her. Der schwärzeste Waldgrund mit allen seinen Schrecknissen wäre

mir jetzt eine Wohlthat gewesen, denn jeden Augenblick konnte ich dem Wächter in die Hände fallen oder von einem Fenster aus bemerkt werden. Aber weil die Leute erst nach Mitternacht in's Bett gekommen waren, so schlief Alles fest und sorglos in den Christmorgen hinein, und man hätte selbige Nacht die ganze Stadt forttragen können. Ich suchte und suchte, wem ich mein Kind anvertrauen könnte, aber Niemand war mir barmherzig genug dazu; ich irrte wie ein Geist von Haus zu Haus, aber an keinem fand ich das Zeichen angeschrieben, das meinem Findling Aufnahme verhieß. Ich war an Leib und Seel' ermattet, der Tod saß mir im Herzen, und schon gedachte ich mich in den Schatten der Kirche zu legen und dort mit meinem Kind zu sterben, da führte mich der Zufall, der sicher mehr als ein Zufall war, vor das rechte Haus. Du kennst's: am scharfen Eck, dem Pfleghof gegenüber, das kleine Haus mit dem halben Giebel —"

„Wie?" rief Erhard, „das Schustershäuslein, das überhängende, von Alter schwarzbraune? Es ist freilich wahr, die Leute sind kreuzbrav, aber —" Er schüttelte den Kopf und sah sie ungewiß an.

„Ich weiß, was du sagen willst," erwiderte sie. „Bei gewöhnlichem Nachdenken hätt' ich wohl auch anders gehandelt, aber es war wie eine Eingebung über mich gekommen, Zeit zum Ueberlegen hatte ich ohnehin keine mehr, und so legte ich meine Bürde sacht auf die Hausstaffel, zog an der Schnur, die dort herabhängt, und sprang hinter einen Mauerpfeiler, der mich mit seinem Schatten deckte. Auf das Klingeln erschien der Hausherr bald am Fenster und rief: ‚Wer ist da?‘ Wie er aber Niemand bemerkte, schlug er mit einem Brummen das Fenster zu, und im Hause blieb es still. Ich war in Verzweiflung, die Morgenkälte schauerte mir durch die Glieder und ergriff auch das Kind, das bis dahin ruhig geschlafen hatte. Es begann zu schreien, und seine klägliche Stimme drang mir durch Mark und Bein. Ich wagte mich auf jede Gefahr hin hervor, hauchte es an, um ihm ein wenig Wärme zu geben, riß an der Klingel, als ob ich Sturm läuten müßte, und flüchtete mich wieder in mein Versteck.

Gleich fuhr er wieder heraus und fluchte greulich, denn das ist eine Kunst, worin er seinen Meister sucht, der Meister Christoph. Nachdem er seinen Fluch ausgestoßen hatte, fiel das Kind ein und antwortete ihm mit einer Stimme, die mir bei aller Angst das Herz im Leib erfreute, denn sie klang gar nicht schwächlich, sondern kerngesund. Wie er hörte, daß ein Kind auf seiner Staffel schrie, fluchte er noch viel ärger und rief nach seiner Frau. Es dauerte nicht lang, so kamen sie beide mit Licht herunter. Ich drückte mich hinter meinen Pfeiler und hörte mit an, wie sie sich mit einander über ihren Fund besprachen. Ich konnte ihnen nicht zumuthen, daß sie eine übermäßige Freude dran haben sollten, und es fielen Reden, die mich in Angst setzten, aber das Ende war doch, daß sie das Kind mit sich in's Haus nahmen und daß ich allein auf der Gasse blieb. Als es nach und nach still wurde, wagte ich mich hervor, lief die Mauer entlang und kam aus der Stadt hinaus, ich weiß nicht wie, denn ich war vor Freude außer mir und hätte mitten im Winter auffliegen und jauchzen mögen wie eine Lerche, daß mir das Rechte eingegeben worden war. Meine Eingebung aber, Erhard, war die: die Leute sind freilich arm, aber sie sind reicher als ich, denn sie sind Vater und Mutter vor Gott und den Menschen, sie haben freilich neun Kinder, aber sie haben auch ein Herz für ihre Kinder, und diesen Leuten will ich mein Kind anvertrauen, da wächst's im Segen der Armuth auf, und wenn je etwas von seines Vaters Herzlosigkeit in ihm ist, so wird das in dieser Schule erstickt. Dieser Gedanke war schneller gefaßt und ausgeführt, als ich mit Worten ausdrücken kann, aber ich hab' ihn bis zu dieser Stunde nie zu bereuen gehabt."

„Du magst Recht gehabt haben," sagte Erhard, der ihre Geschichte mit inniger Theilnahme angehört und hie und da durch einen Ausruf der Bewegung unterbrochen hatte. „Aber obgleich es lang her ist und ich dich gesund vor mir sehe, bin ich doch nicht eher ruhig, als bis ich dich in deiner Erzählung zu Haus und im Bette weiß."

„Das war bald geschehen," versetzte sie. „Ich war auf

die Straße gerathen und flog dahin, wie wenn ich vom Tanze käme. Keine Sorge schreckte mich mehr, nur den Waldweg am Steinkreuz vorbei hätt' ich um keinen Preis mehr einschlagen können. Es war leichtsinnig oder vielmehr im Taumel gehandelt; doch begegnete mir keine Seele, obschon es stark gegen den Morgen ging. Alles schlief noch bei meiner Heimkunft. Ich umschlich das Haus, kam herein, wie ich hinaus gekommen war, und war im Nu auf meiner Kammer und im Bett. Kaum hatte ich mich niedergelegt, so hörte ich von der Stadt her die Frühglocke, mit der der Christtagsmorgen eingeläutet wird. Du weißt, man heißt's: das Kindle wiegen. Bei diesem Ton löste sich die unnatürliche Aufregung und Spannung, in der ich mich befand, und ich brach in einen Strom von Thränen aus. Ich weiß nicht, wie ich drauf kam, denn es ist ja bei unsrer Religion nicht bräuchlich, aber ich flehte zur schmerzensreichen Mutter, daß sie beim ewigen Vater für mich bitte, er möge mein Kind in seine Arme nehmen an meiner Statt, weil ich nur noch wenige Tage zu leben habe in meiner großen Schwäche, und möge es im niedrigen Stande rechtschaffen aufwachsen lassen; sollte ich aber je das Leben davontragen, so möge er mich noch in den Stand setzen, seinen Pflegeeltern die Last wieder abzunehmen und ihnen zu vergelten, was ich an ihnen verschuldet habe. Nachdem ich mir auf diese Weise das Herz erleichtert hatte, legte ich mich auf die Seite; schlafen konnte ich nicht, aber wenigstens ruhen und erwärmen. Eine einzige Sorge quälte mich noch, daß man meine Fußstapfen durch Feld und Wald bis zur Stadt hin entdecken könnte, und in meinem krankhaften Eifer fiel es mir sogar ein, ich solle noch einmal hinaus, um sie mit dem Kehrbesen zu ebnen, aber ich wäre zu schwach gewesen zu dem Thorenwerk, und der anbrechende Morgen machte auch diese Sorge überflüssig, denn er ließ reichlichen Schnee herabrieseln, der in solchen Flocken an meinem Kammerfenster vorbeizog, daß meine Fußstapfen in einer halben Stunde völlig verwischt sein mußten. Du kannst mich auslachen, aber wie ich Alles so überdachte, so konnte ich nicht anders glauben, als daß ein Engel auf allen meinen

Wegen mit mir gewesen sei, der mich wunderbar behütet habe. Und diese Ueberzeugung gab mir die Kraft, dem stillen Kampf mit den Menschen entgegen zu gehen, von dem ich wußte, daß er mir in der kurzen Spanne Zeit, die ich mir noch eingeräumt glaubte, beschieden sei. Es war freilich ein stiller Kampf, aber ein schwerer, und er dauerte länger, als ich damals in meinen Todesgedanken meinte."

„Und auch ich," sagte Erhard, „hab' mein Mögliches gethan, dich zu peinigen. Ich will jetzt nicht untersuchen, ob ich damals fähig gewesen wäre, die Wahrheit zu ertragen, aber das ist mir jedenfalls klar, daß ich meine Anträge sehr zur Unzeit angebracht und dir dadurch nur bittere Stunden bereitet habe."

„Der Kampf mit dir, Erhard," erwiderte sie, „war zwar auf der einen Seite freilich der schwerste, aber auf der anderen doch auch wieder der leichteste von allen Kämpfen, die ich zu bestehen hatte, denn er war mit Weinen und Schluchzen und zerreißendem Herzweh abgemacht. O hättest du sehen können, welche Thränen es mich kostete, als ich dich vor sieben Jahren von mir ziehen lassen mußte, den Einzigen, dem ich in dieser Welt noch vertrauen konnte und dem ich mich doch nicht anvertrauen durfte! wie ich dir trotz meiner Körperschwäche nachsah, als du unter dem Peitschenknallen deiner Kameraden auf die Wanderschaft gingst, und wie ich mich freute, daß du so in Ehre und Achtung bei ihnen standest! Es war wohl traurig, aber es war auch schön, dagegen der Kampf mit der Welt war nicht schön, und es wäre kein Wunder, wenn er mich aufgerieben hätte, denn Verstellung ist nicht von Haus aus mein Element. Darum war es auch ein Glück, daß du noch zu rechter Zeit fortkamst, denn vor dir hätt' ich mich, wie du ja jetzt gesehen hast, nicht auf die Länge verstellen können, und du selbst, wenn du vor deinem Fortgehen noch von dem Fund erfahren hättest, der dem Meister Christoph am Weihnachtmorgen beschert wurde, du wärest mit dem Scharfsinn, den das Herz gibt, der Wahrheit bald auf die Spur gekommen, während die Andern alle blind blieben."

„Es ist wahr,“ sagte Erhard, „wenn ich die Umstände zusammenhalte, so lag die Entdeckung nah genug. Bei meinem Fortgehen war freilich von dem Findling noch nichts bekannt, aber wohl ist mir damals ein Umstand aufgefallen, der dich schnell bei mir verrathen haben würde. Wie ich nämlich an jenem Morgen zu dir kam, um ein letztes Wort mit dir zu reden, da sah ich den Menschen bei dir stehen, den wir Beide nicht mehr mit Namen nennen, und aus deinem Munde erfuhr ich nachher, daß er dir von seiner verunglückten Schatzgräberei erzählt habe. Den Andern mag es nicht sehr verwunderlich vorgekommen sein, wenn sie es bemerkt haben, daß er in der Verwirrung dir so gut wie dem Roßbuben seine Geschichte beichtete; auch ich achtete damals in der Aufregung des Abschiedes nicht allzu hoch darauf, aber unterwegs schon, wie ich mich im Wandern an dieses und jenes erinnerte, war ich von dem, was ich zuletzt gesehen hatte, einigermaßen befremdet und konnte mir nach deinem Betragen gegen ihn nicht erklären, was ihm den Muth zu seiner Vertraulichkeit gegen dich gegeben haben könne. Da ich nicht wußte, was für Geister in jener Nacht thätig gewesen waren, so schlief dieses Befremden über dem Andenken an dich selbst wieder ein. Hätte ich aber damals alle Fäden in der Hand gehabt, so würde ich der Sache, die mir freilich jetzt klar ist, vielleicht auch ohne Nachhilfe auf den Grund gekommen sein.“

„Gewiß!“ versetzte sie, „und das wär' mein Tod gewesen. Jetzt weißt du, was ihn zu mir trieb, oder vielmehr, du weißt es nicht. Es war nicht Theilnahme, nicht Reue oder irgend etwas der Art, nein, es war bloß die gemeine Angst und Sorge, wen man wohl für die Ursache meines jämmerlichen Todes halte, und ob er nicht im Stande sei, einen etwaigen Verdacht von sich abzuwälzen. Wie er mich aber am Leben sah und erfuhr, daß ich kein Gespenst gewesen sei, da mußt du nicht glauben, daß er eine Spur von Freude bezeugt und sein Herz von einer Blutschuld erledigt gefühlt habe; im Gegentheil, er war außer sich vor Zorn und machte mir die größten Vorwürfe, daß ich ihn mit meinem

dummen Geläuf, wie er's betitelte, in seinem Glück gestört und beinahe um's Leben gebracht habe; denn der Schreck, gestand er mir, habe ihn ganz sinnlos gemacht, er sei blindlings durch Dick und Dünn gebrochen, habe keinen Weg mehr gefunden, und wenig hätte gefehlt, so hätte er den Hals gebrochen."

„Ich muß lachen!" sagte Erhard. „Es war doch sonst keiner von den Dümmsten. Aber so kann der Mensch durch die Faulheit in die Habsucht und in den Aberglauben stürzen. Dann gehen alle andere Schlechtigkeiten von selbst mit in den Kauf."

„Er ist so giftig gegen mich gewesen," fuhr Justine fort, „daß er mir gedroht hat, er wolle mich als Kindsmörderin bei der Obrigkeit angeben; denn jetzt hat er gleichfalls gemeint, ich habe mein Kind im Wald ausgesetzt, um es dort umkommen zu lassen."

„Das ist der Gipfel der Schändlichkeit!" rief Erhard. „Aber hierin liegt auch für mich selbst eine scharfe Züchtigung, denn wenn ich dich auch nicht verrathen hätte, so hab' ich doch das Nämliche von dir denken können und bin ihm also wenigstens in einem Punkte gleich."

„O nein," erwiderte Justine, „du hast den Verdacht aus meinen Worten geschöpft, er aber aus seinem Herzen, und du hast's nicht glauben wollen, er aber hat's geglaubt. Das ist ein Unterschied wie Himmel und Hölle. Ich hab' ihm darauf mit wenigen Worten gesagt, mein Kind sei wohl aufgehoben bei guten Leuten, und er solle sich nur, wenn er wolle, bei der Obrigkeit melden, um seine Schuldigkeit zu thun; wo nicht, so stehe es ihm von mir aus frei, in seinem Reichthum von den Almosen eines armen Schuhmachers zu leben. Da kamst du dazwischen, und er zog ab. Aber ich hatte ihn richtig beurtheilt und an der rechten Seite gefaßt: er weiß natürlich ganz gut, wer und wo das Kind ist, aber er hat sich noch mit keinem Auge darnach umgesehen und bis auf diesen Tag hat er's geschehen lassen, daß seine Pflicht mit dem Almosen des Schuhmachers zugedeckt wird. Freilich muß ich zu seiner Entschuldigung sagen, daß er nicht sein

eigener Herr ist, denn sein Weib führt ein Regiment über ihn, daß man buchstäblich sagen kann, er habe die Hölle auf Erden, und wenn sie ihm vollends über ein Geheimniß käme, das Geld kostet, so wäre es aus mit ihm!"

„Das ist noch nicht Strafe genug!" rief Erhard mit einem flammenden Blick der Rache.

„Ganz ungestraft ist er doch nicht durchgekommen," versetzte sie und erzählte ihm die gerichtliche Untersuchung gegen das verhaßte Paar, welche zwar den einen Theil desselben mit vollem Rechte, den andern aber, wenigstens in dem angeschuldigten Punkte, mit um so größerem Unrecht betroffen hatte. Erhard, so aufgebracht er war, mußte doch hell auflachen und fand besonders das dabei ergötzlich, daß der schuldige Theil so ritterlich geschwiegen habe, um die Ehre eines armen Mädchens auf Kosten der Ehre seiner eigenen, freilich reichen Braut zu retten! Aber bald legte sich sein Gesicht wieder in ernste Falten, und es war ihm wohl anzusehen, daß er über einem Plan gegen den Verräther brütete, wobei er freilich als besonnener Mann zu bedenken hatte, daß, wenn das Opfer des Verrathes glücklich, wie bisher, aus dem Spiele bleiben sollte, die Strafe nicht übereilt, sondern mit großer Ueberlegung vorbereitet werden müsse.

„So hart ist die Entdeckung an mir vorbeigestreift," fuhr Justine fort, indem sie ihre Erzählung beschloß. „Jenes Eine Mal, da ich mir sagen lassen mußte, daß eine Andere statt meiner habe büßen müssen, hab' ich mich um ein Haar verrathen, aber sonst war ich auf Alles gefaßt. Ja, wenn ein Gelehrter seine Bücher so studirt, wie ich jedes mögliche Ereigniß, jedes zufällige Wort, das die Menschen sprechen, voraus studirt habe, dann kann er's zu etwas bringen! Ich hab' mir gesagt: du darfst nicht roth werden, darfst keinen Augenblick betreten sein, sonst ist Alles am Tag. Nächte hindurch hab' ich, unter beständigem Weinen, alle erdenklichen Schimpfreden bei mir so lang wiederholt, bis ich dagegen abgestumpft gewesen bin; denn nicht das kleinste Wörtlein durfte mir unerwartet kommen, wenn nicht alle meine Mühe vergebens sein sollte. Dadurch hab' ich mich in den Stand

gesetzt, mit eiserner Stirne Alles anzuhören, was den Tag über unbekannter Weise von mir geredet wurde. Diese Anstrengung war noch schrecklicher als die körperliche, und meine Natur wollte ihr unterliegen. Aber auch die Krankheit brachte mir eine neue Angst und nöthigte mich, meine Kraft noch höher zu spannen, denn im Fieber hätt' ich ja leicht mein Geheimniß ausgeschwatzt. Ich biß die Zähne übereinander und zwang das Fieber ab, soweit wenigstens, daß ich die Besinnung nicht verlor. Ich hab' es stets als ein Wunder angesehen, daß ich meinem Kind erhalten wurde. Und welche Ueberwindung kostete es mich, beim ersten Besuch, den ich ihm machte, die Mutter zu verleugnen und mich als eine Fremde zu stellen, die, wie alle die andern Besuche, von der Neugier hergeführt wurde! Du wirst mich eine Heuchlerin nennen —"

„Nein!" unterbrach sie Erhard.

„Das Heucheln ist mir verhaßt, aber ich bin es mir und noch mehr meinem Kind schuldig gewesen, die Wahrheit vor den Menschen zu verheimlichen. Die Menschen richten Ihresgleichen strenger als sich selbst, auch die Besten machen selten eine Ausnahme davon. Aber wenn ich mich auch ihrem Gericht übergeben hätte, so wäre ja mein Kind mit mir verloren gewesen. Als ein namenloser Findling konnte es weit eher auf Barmherzigkeit rechnen, aber wenn bekannt geworden wäre, daß ich seine Mutter sei, ich, die man als das Muster der Tugend ansah, weil es der Löwenwirthin beliebte, mich zu meiner Strafe immer so zu heißen — dann hätten gerade die Besten und Edelsten sich zuerst von ihm abgewendet und meine Schmach auf das unschuldige Kind übertragen."

„Du hast Recht!" fiel Erhard ein. „So sind die Menschen."

„Sieben Jahre lang hab' ich nun diesen beständigen heimlichen Kampf mit ihnen gekämpft. Selten ist ein Tag vergangen, wo mir nicht Stich auf Stich durch's Herz fuhr. Aber das gröbste Schimpfwort hat mir nicht so weh gethan, wie die Rede, die ich immer und immer wieder hören mußte, daß ich eine schlechte Mutter sei. So oft mir das angethan wurde, war ich zum Lügen gezwungen, weil ich jedesmal

einen Vorwand für meine Thränen brauchte. Ich soll meinem Kind keine rechte Mutter sein? Hab' ich mich doch bei seinen Pflegeeltern eingenistet, daß ich jetzt gleichsam zu ihrer Familie gehöre! Bin ich doch bei allem Unglück des Hauses in diesem Dienst geblieben, um mein Kind immer in der Nähe zu haben. Thut eine schlechte Mutter das? Ich habe seinen Versorgern bei seiner Pflege und Erziehung geholfen, so viel mir's nur möglich war, hab' ihm und ihnen zugetragen, was ich mir am Mund absparen konnte, und hab' ihnen jede Vergeltung geleistet, die in meinen Kräften stand. Es drückt mir freilich das Herz ab, daß sie mich als ihre Wohlthäterin ansehen, aber ich kann ja keinen offeneren Weg finden, um ihnen etwas von meiner schweren Schuld abzuzahlen! So macht mir auch die Löwenwirthin eine unerträgliche Tugend daraus, daß ich ihre unverdiente gute Meinung bei ihr abverdiene. Und doch begehre ich kein anderes Lob, als das einzige, das mir versagt wird, nämlich daß ich keine schlechte Mutter bin. Nicht einmal mein Sohn kennt mich als seine Mutter, aber die Freude, die er an mir hat, ist mir doch eine Art von Anerkennung. Ich komme mir oft wie ein Geist vor, wenn ich um ihn bin; doch kann ich ihm etwas sein und mein Herz an seinem blühenden Wachsthum laben. Auch unter den Menschen bin ich diese sieben Jahre wie ein Geist umgegangen; darum ist mir's jetzt, wie wenn ich erlöst wär', nachdem ich endlich Einem habe mein Herz ausschütten können, der mich da nicht mit Lobreden beschämt, wo mich die Andern loben, und mich da nicht schilt, wo mich die Andern mit Schimpf und Schmach überhäufen."

Mit dem letzten Wort ihrer Rede hielt ihr Erhard die Rechte hin und rief: „Schlag' ein, Justine! Mit sehenden Augen biet' ich dir jetzt, was ich dir blindlings bieten wollte, mein Herz und meine Hand. An dir ist keine Schuld, und wenn je eine wäre, über die ich nicht zu richten berufen bin, so hast du sie mehr als tausendfach abgebüßt. Eine Ueberraschung hast du mir bereitet, und weißt du, was für eine? Ich habe nicht wenig von dir gehalten, denn ich wußte, daß von jeher etwas Tüchtiges in dir war, aber zu meiner Be-

schämung muß ich sagen: aus dir ist noch weit mehr geworden, als ich erwartet hatte. Du bist ein ganzes Weib, und in deinem weiblichen Herzen wohnt ein männlicher Geist. Justine, nicht um dir zu vergüten, was halb durch meine Schuld an dir verbrochen worden ist, nein, lediglich weil ich an mich selber denke und auf mein eigen Glück bedacht bin, trag' ich dir die Ehe an. Mein Leben war ein halbes ohne dich, und doch hab' ich dich nur halb gekannt: jetzt, wo ich dich ganz kenne, wär' es ohne dich gar nichts mehr. Schlag' ein und sei mein Weib."

„Mein Erhard!" antwortete sie, und Thränen strömten aus ihren klaren Augen, ohne jedoch die Festigkeit ihrer Stimme zu erschüttern, „daß ich dich lieb habe, weißt du jetzt, und auch das ist mir eine Genugthuung, daß ich dir's sagen kann, ohne eine Mißdeutung besorgen zu müssen. Denn was du wünschest, kann nicht geschehen. Darum, wenn es wahr ist, was du sagst, daß etwas Starkes in meinem Herzen wohnt, so muß ich nicht blos mich überwinden, sondern muß auch deinen Vormund machen und in deinem Namen Nein sagen."

„Ich lass' mich nicht bevormunden, nicht einmal von dir!" rief er. „Aber das muß ich dir sagen, daß ich dich nicht begreife. Du hast mir Dinge anvertraut, die nur zwischen Mann und Weib zur Sprache kommen können. Du bist mir hiemit bereits angetraut —"

Er konnte nicht vollenden, denn es klopfte. „Darf man endlich kommen?" rief die Löwenwirthin, die mit ihrem Mann in der halb offenen Thüre erschien. Ihre volle Gestalt und ihre gute Farbe war in Kummer und Krankheit geschwunden, aber der Glanz der Freude belebte ihr abgezehrtes Gesicht. Erhard eilte ihr entgegen, und ein liebreicher Willkomm wurde gefeiert. „Darf man gratuliren?" fragte sie nach den ersten Begrüßungen.

„Noch nicht eigentlich!" antwortete Erhard, der sich weltgewandt zusammennahm: „sie hat sich Bedenkzeit bis morgen früh ausbedungen, sie will mir den zweiten Korb zur nämlichen Stunde geben, in der sie mir den ersten gab."

„Nun, das heiß' ich aber eine übertriebene Ziererei!" rief die Löwenwirthin ihrer Magd verweisend zu.

„Lasset sie!" sagte Erhard. „Ueberlasset sie ihrem eigenen Geist. Ich denk', es wird Alles recht werden."

„Das will ich hoffen!" riefen Löwenwirth und Löwenwirthin aus Einem Munde.

Hierauf kehrte das Gespräch, wie es sich bei dem Wiedersehen alter Freunde gebührt, zu den vergangenen Zeiten zurück, welche diesmal wenigstens mit Recht von den Besitzern des Hauses als die besseren gepriesen werden konnten, und unter reichlichen Thränen schilderte die Frau besonders das Hinsterben ihrer Kinder, die einst dem Gaste so viele Anhänglichkeit bewiesen hatten. Doch wurde der Kummer gemildert durch sein unerwartetes Wiedererscheinen bei seiner vormaligen Herrschaft, durch seine aufrichtige Theilnahme an ihren Unglücksfällen und durch ihre Theilnahme an seinem jetzigen Glück. Heiterkeit und Wehmuth wechselten mit einander ab, und auf die Thränen, die so eben geflossen waren, folgte im nächsten Augenblick ein unwillkürliches Lachen über irgend einen Schwank, den der alte Philipp in seinen Tagen angestellt hatte, um sich seinen Platz in der Erinnerung der Ueberlebenden zu sichern. Aus den mancherlei Zügen aber, die ihm aus der Zeit vor und nach seiner Abreise erzählt wurden, entnahm Erhard mit Verwunderung, wie nahe die Menschen an einer ihnen vor Augen liegenden Thatsache vorübergehen können, ohne sie in ihrer wahren Gestalt zu erblicken. Im Verlaufe der Unterhaltung wurde er jedoch immer zerstreuter und einsilbiger, und so bald er dieselbe schicklicher Weise abbrechen konnte, erklärte er, er habe diesen Abend noch dringende Geschäfte in der Stadt zu besorgen. Der Löwenwirth wollte sich diesem Vorhaben widersetzen, aber seine Frau schlug sich auf die Seite des Gastes. Es sei noch gar nicht so spät, sagte sie, mit dem Abend ziehe es an, daß man auf der gefrornen Straße leicht gehen könne, er solle nur machen, daß er in einer Stunde zum Essen heimkomme. Er versprach's und machte sich eilig zu Fuße auf den Weg, nachdem er noch im Stall nach seinem Pferd gesehen hatte. Die

Löwenwirthin aber schalt ihren Mann und erläuterte ihm, daß man froh sein müsse, einige Zeit zum Zurüsten des Essens gewonnen zu haben; dann raffte sie ihre Sparpfennige zusammen und schickte den kleinen Knecht in die Stadt, um die nöthigen Einkäufe zu besorgen. „Lauf, was du kannst," rief sie ihm nach, „aber nimm den Weg durch's Forchenhölzle, daß du ihm nicht begegnest." Sie schämte sich, den Gast sehen zu lassen, daß sie jetzt Vorräthe, die sonst in ihrer Speisekammer im Ueberfluß vorhanden gewesen waren, für die Stunde des Bedürfnisses einzeln herbeischaffen mußte. Aber sie vergaß Alles über dem Eifer, womit sie ihre Küche in die ungewohnte Bewegung setzte, bis auf Eins, nämlich der glücklichen Braut, wie sie sie nannte, immer wieder zu ihrer unverhofften Weihnachtbescherung zu gratuliren und ihr jede fernere Ziererei als eine Todsünde auszureden. Justine ging ihr fleißig an die Hand, blieb aber still und in sich gekehrt.

Nach einer kleinen Stunde kam Erhard aus dem Städtchen zurück. Justine sah ihm sogleich an, daß er nicht in der heiteren Stimmung war, in welcher er das Haus verlassen hatte. Hatte ihn sein gegebenes Wort bei einsamem, kühlem Nachdenken wieder gereut? War ihm etwas Unangenehmes widerfahren? Hatte er gar etwa mit dem Menschen, den er haßte, eine verhängnißvolle Begegnung gehabt? Sie zitterte, aber sie schwieg, wie er, denn sie hatte keine Gelegenheit zum Fragen, auch wenn sie Lust dazu gehabt haben würde. Der Löwenwirth nahm ihn gleich in Beschlag, und die Löwenwirthin eilte, das Essen aufzutragen. Erhard mußte seine Erlebnisse ausführlicher erzählen, die diesen stillen Kreis mit einem bunten Bilde des Weltlaufes erfüllten. Auch redete er willig und viel, so daß seine frühere Herrschaft sich insgeheim über sein bewegliches, abgeschliffenes Wesen verwunderte. Justine aber fühlte, daß er nicht ganz bei dem Gespräche war, und wurde immer beklommener. Auch Erhard ließ allmählig im Reden nach, so daß der Löwenwirth mehrmals scherzend bemerkte, es sei ein Engel durch die Stube gegangen. Als das Essen zu Ende war, bat der Gast, man

möge Nachsicht mit ihm haben, da er von der Reise müde sei. Die Löwenwirthin forderte Justinen auf, ihm in sein Zimmer zu leuchten.

„Wie kommst du mir vor?" fragte er erstaunt, als sie dort angekommen waren und Justine, nachdem sie das Licht auf den Tisch gestellt hatte, Miene machte, sich wieder zu entfernen. „Ich danke Gott, daß wir endlich allein mit einander reden können. Ich hab' schlechte Geschäfte gemacht in der Stadt."

„Um Gotteswillen, es wird doch kein Unglück geschehen sein?" fragte sie angstvoll.

Er sah sie einen Augenblick an und erwiderte hierauf: „Sei ganz ruhig, du hast keine Dummheit von mir zu fürchten. Nein, es ist etwas ganz Anderes. Ich hab' meinen Sohn holen wollen und hab' ihn nicht bekommen."

„Deinen Sohn?" fragte sie.

„Ist dein Sohn nicht auch der meine?" fragte er dagegen.

„Erhard!" rief sie mit einem Tone, der aus der innersten Tiefe ihres Herzens klang, fiel ihm um den Hals und drückte ihm einen langen, innigen Kuß auf den Mund. „Jetzt hast du mich ganz," sagte sie, nachdem sie in ihrer Bewegung endlich die Sprache wieder gefunden hatte. „Führ' mich, so weit du willst, ich bin dein Eigenthum. Ohne mein Kind hätt' ich dir nicht folgen können, und wenn's mich das Leben gekostet hätte."

„Man sieht wohl, daß du eine rechte Mutter bist," sagte er, in seiner Rührung lächelnd, und zog sie zu sich auf den Sitz nieder. „Aber das verstand sich doch von selber, daß auch ich unserem Kind ein rechter Vater sein werde. Hast du einen Augenblick daran zweifeln können? Ich hab' doch an dich geglaubt und du nicht an mich?"

„Ach," erwiderte sie, sich fest an ihn anschmiegend, „ich hab' freilich wohl ein wenig Glauben gehabt, aber —"

„Zweifel, Furcht und Kleinmüthigkeit dabei?" rief er und strafte sie für diese Vergehen an seiner Liebe mit Küssen, deren es allerdings viele nachzuholen gab.

„Wenn er dir nur auch gefällt!“ sagte sie nach einer Weile schüchtern. „Er hat seine Fehler, wie's eben die Kinder haben, aber ich glaub', es ist ein guter Kern in ihm.“

„Von dir kann nichts Schlechtes kommen,“ erwiderte Erhard. „Und seine Pflegeeltern thun ja so kostbar mit ihm, daß er ein wahres Kleinod sein muß.“

„Du bist also bei ihnen gewesen?“ fragte sie gespannt.

„Freilich,“ sagte er, „und wenn du mich nicht auf die Meisterschaft vorbereitet hättest, die dein Meister Christoph im Fluchen hat, so hätt' ich einen braven Schrecken davontragen können, denn er ließ eine Legion Donnerwetter über mich hinspazieren, wie sie mir selten vorgekommen sind, und sagte, ich solle mich zum Teufel packen, so könnt' ihm ein Jeder kommen. Auch seine Frau, die du mir als die gute Stunde selbst geschildert hast, zog mir ein sehr krauses Gesicht und sagte, das Kind sei ihnen an's Herz gewachsen, und davon könne gar nicht die Rede sein, es fremden Leuten anzuvertrauen, von denen man nicht wisse, woher sie kommen und wohin sie gehen.“

„Haben sie dich denn nicht erkannt?“ fragte Justine, die zu gleicher Zeit lachte und weinte.

„Nein,“ antwortete er, „und das ist vielleicht noch das Beste dabei. Da sie mich aber für einen Landstreicher anzusehen schienen, so sagte ich ihnen, das Kind werde den Tausch nicht zu bereuen haben, und auch sie dürfen für die Last, die sie mit ihm gehabt, eines vollwichtigen Dankes gewärtig sein. Nun kam ich vollends aus dem Regen in die Traufe —“

„Das glaub' ich,“ unterbrach ihn Justine. „Ach, Erhard, das hättest du nicht thun sollen. Sieh, die Leute sind arm, aber ehrenhaft, und haben ihren Stolz. Nichts kränkt diese Leute mehr, als wenn man ihnen ein gutes Werk ohne Weiteres mit Geld abzahlen will.“

„Da hab' ich nun gleich einen Vorschmack von deinen Gardinenpredigten,“ sagte er scherzend. „Uebrigens will ich dir zugestehen, daß ich die Sache recht ungeschickt angegriffen habe. Nur hat mir nicht sowohl der Mammon, wie du mir zu verstehen geben willst, einen Streich gespielt, als

vielmehr der Wunsch, dir ohne allen Aufenthalt zu zeigen, wie ich's mit dir meine, und das Kind auf eine Weise in Empfang zu nehmen, daß es ohne Aufsehen erst von mir auf dich übergegangen wäre. Freilich hab' ich mich dabei übereilt und die Rechnung ohne den Wirth gemacht oder vielmehr ohne den Schuhmacher, denn der ist so ausbündig grob gegen mich gewesen, wie ich's mit meiner guten Absicht in keinem Fall verdient habe."

„Ach verzeih!" rief sie an seinem Halse. „Verzeih' mir und ihm!"

„Meine größte Sorge," fuhr er fort, „ist jetzt die, daß sie aus der Schule schwatzen; denn ich weiß nicht, ob ich das kräftig genug hintertrieben habe. Ich war so verblüfft, daß mir kein vernünftiger Einfall in den Kopf kommen wollte. Das Gescheiteste wäre ohne Zweifel gewesen, mich ihnen zu erkennen zu geben und einen Spaß aus der Sache zu machen, dann hätt' ich vielleicht meinen Versuch offen wiederholen können. Aber die Schusterin brachte mich auf eine andere Spur. Sie sagte nämlich, wenn von unbekannten Leuten Geld für das Kind geboten werde, so sei ihr das eine verdächtige Geschichte und lege ihr die Pflicht auf, das Kind sorgfältig zu hüten. Dies griff ich auf, um die Beiden einzuschüchtern und ihres Stillschweigens wenigstens einigermaßen sicher zu sein. Ich redete ihnen allerlei wunderliches Zeug vor, ließ halbe Winke und dunkle Drohungen fallen, war aber über diese Lügen so beschämt und bestürzt, daß ich eilig abzog und im Fortgehen beinahe die schmale steile Treppe hinabgefallen wäre. Nun gebe Gott, daß sie wenigstens schweigen, bis wir ein anderes Mittel ausgedacht haben."

„Wenn's die Kinder mit angehört haben," bemerkte Justine, „so wird's nicht lang geheim bleiben."

„Es war kein Kind da. Die beiden Alten waren allein und richteten den Christbaum her."

„Dann sind die Kinder schon im Bett gewesen," sagte sie. „Du hast ihn also noch gar nicht gesehen?"

„Wen? Ja so!" erwiderte er lächelnd. „Nein, meine Neugierde muß sich noch ein wenig gedulden."

„Heut Nacht sehen sie keinen Menschen mehr," sagte Justine, zu dem Gegenstande des Gesprächs zurückkehrend. „Aber morgen muß ich mit dem Frühesten hinein. Es ist ein schwerer Gang, aber hast du meinen Mitschuldigen gemacht und dich dem Argwohn ausgesetzt, so ist's nun auch an mir, daß ich in den sauren Apfel beiße."

„Ich gehe mit," sagte Erhard, „um meinen dummen Streich gut zu machen."

„Seit es so zwischen uns steht," rief sie, „hätt' ich den Muth, die ganze Welt zu Vertrauten zu machen."

„Ei nein!" rief er verweisend. „Man muß den Menschen nicht mehr sagen, als sie vertragen können. Wir wollen ja ihre Geheimnisse auch nicht aufspüren, noch darüber zu Gericht sitzen. Selbst dem Schuster wollen wir, wenn's irgend möglich ist, seine pechblitzenden Donnerwetter ersparen. Nach dem, was du mir von seiner Frau gesagt hast, hielt' ich's im äußersten Nothfall für das Geeignetste, uns ihr allein anzuvertrauen."

„Das geht nicht," erwiderte Justine. „Sie hat kein Geheimniß vor ihrem Mann, wiewohl sie sonst nichts weniger als schwatzhaft ist. Du wirst sehen, wir kommen bei diesen Menschen nicht ohne die Wahrheit durch, und sie haben's auch verdient, daß man ihnen die Wahrheit sagt. Hart kommt's mich freilich an, und weißt du, was mir das Härteste ist? Du hast mir nur Eines nicht erlassen wollen, den Mord, aber das Andere hast du auszunehmen vergessen — den Diebstahl!

„Nun, nun!" sagte er. „Man kann sich auch zu viel thun. Wenn du deinen Nebenmenschen so messen wolltest, wie dir selbst, so würde Jedem sein Maß überlaufen. In diesem Punkt, glaub' ich, würde dich sogar der Richter höchstens zu Schadenersatz verurtheilen. Den hast du, wie du selbst erzählt, nach Kräften geleistet. Das Uebrige kannst du mit Wucher nachholen, denn was ich habe, ist dein, und du gibst mir ja zu verstehen, du habest wenig Respect vor meinem Geld."

„Nein!" rief sie, mit fröhlicher Gier ihm beide Hände

darstreckend, „du sollst sehen, ich bin habsüchtig wie ein Drach'."

Er griff in den Mantelsack und legte ihr eine Geldrolle nach der andern in die Hände. „So reich bist du?" rief sie mit Verwunderung. „Aber jetzt wird mir's zu schwer," sagte sie nach einer Weile, „schließ' nur Alles wieder ein, es pressirt ohnehin nicht, denn das sind Ehrenleute, denen man nicht so geradezu kommen darf; ich muß ihnen wahrhaftig hinterrücks beizukommen suchen, wie mit einem Schelmenstreich. Auch ist keine Noth im Haus, und es ist wunderbar, die elf Kinder anzusehen, wenn sie bei einander sind, denn vor ein paar Jahren hat der Storch zu den Zehnen noch eins gebracht. Der Christoph schiebt den Segen auf die unruhigen Zeiten, wo die Leute freilich mehr Sohlen zerrissen haben, als sonst; aber seine Frau läßt sich's nicht nehmen, er sei vom Himmel beschert."

„Das ist freilich ein starker Glaube," bemerkte Erhard lächelnd.

„Gott verzeih' mir's," sagte Justine zutraulich zu ihm, „manchmal muß ich schier lachen, wenn sie jeden Kreuzer für eine himmlische Bescherung nimmt, und doch ist mir's oft wieder, als ob sie recht hätte; denn es ist ihr so ernst, obgleich sie gar nicht fromm thut, und wenn man ihr dabei in die Augen sieht, so sollte man meinen, man sehe in den Himmel selber hinein."

„Jedenfalls wäre der Segen ein wohlverdienter," bemerkte Erhard nachdenklich. „In der Welt draußen," fuhr er fort, „ist dieser Glaube längst zu Spott geworden, und die offenen Spötter sind noch die ehrlichsten, denn Mancher, der ihn auf der Zunge trägt, lacht im Herzen selbst darüber. Da heißt es, bei den Einen laut und bei den Andern leise, überall: ‚Steig vom Kreuz und hilf dir selber.' Ich hab' auch diesem Grundsatz nachleben müssen, und Händ' und Füße sagen mir, daß etwas Wahres dran ist. Ueber den Glauben nachzudenken, hab' ich im Getriebe des täglichen Lebens wenig Zeit gehabt, weiß auch im Voraus, daß ich mich wunderlich anstellen und vergeblich abmühen würde,

wenn ich etwas in den Kopf bringen wollte, was über meine fünf Sinne geht. Wenn ich aber gute Menschen sehe, und die gibt's immer noch in der Welt, Menschen von echtem Schrot und Korn, die felsenfest an diesem Glauben halten und ihn für die Quelle ihrer Handlungsweise erklären, dann kann ich ihn, bei allem Mißbrauch, der damit getrieben wird, nicht über ein Haus hinaus werfen. So viel aber ist ganz gewiß: Wenn die Welt, abgesehen vom Glauben, in ihren Werken auch nur zwei oder drei Sprüche befolgen würde, die sie schon im Kindesalter aus dem Spruchbuch lernt, so wär' Treu' und Glauben bei den Menschen im Handel und Wandel, im Kleinen und Großen, und Jedem wär's wohl dabei. — Was übrigens die Bescherung betrifft," setzte er nach einer Weile hinzu, „so steht deiner gläubigen Freundin diesmal eine bevor, die in allen Christenlanden bei Gläubigen und Ungläubigen gleich gut angeschrieben ist und die auch ihr rauhhäriger Mann hoffentlich nicht zum Haus hinaus fluchen wird. Ich hatte sie für die Löwenkinder mitgebracht, die sie leider nicht genießen sollen, und zum guten Glück für jedes einige Stücke, denn jetzt mußt du mir rathen helfen, wie wir's anfangen, daß das, was für Viere bestimmt war, nun für Elfe ausreicht."

Er öffnete den Mantelsack und brachte eine Weihnachtbescherung zum Vorschein, über welche Justine vor Erstaunen die Hände zusammenschlug. Es waren Erzeugnisse auswärtigen Gewerbfleißes, in den Stoffen und in der Behandlung so beschaffen, daß man in der zurückgebliebenen Gegend noch nichts dergleichen gesehen hatte. Justine musterte sie, wie sie auf dem Tisch vor ihr ausgebreitet lagen, mit mädchenhafter Neugier und Bewunderung.

„Auch für dich hab' ich Allerlei bestellt, was aber mit dem andern Gepäck erst nachkommen wird. Ich bin begierig, wie dir die Kleider stehen."

„Mach' mich nur nicht vornehm," bat sie schüchtern, „laß mich lieber bleiben, wie ich bin."

„Du kannst das halten, wie du willst," erwiderte er ruhig. „Wenn wir in ein fremdes Land ziehen, so wirst du

dort schwerlich in der Tracht eine Ausnahme machen wollen. Gefallen dir aber die Sachen nicht, so sind sie deßwegen nicht verloren, denn ich kann's nun einmal nicht mehr lassen, ein wenig Handelschaft zu treiben. Ich hab' mich auf Manches gelegt, und es soll mich freuen, wenn ich im Land einen und den andern Artikel einführen kann, der ihm vielleicht nützlich ist. Auch für den Meister Christoph hab' ich einen Zweig, der zu seinem Metier taugt und mit dem ihm noch mehr geholfen ist als mit Geld."

Sie setzten sich zusammen an den Tisch und ordneten die Geschenke nach den Angaben Justinens, welche sich dabei gegen die leiblichen Kinder des Schusters keineswegs stiefmütterlich bewies, in der Weise, wie sie den andern Tag ausgetheilt werden sollten. Da die Vertheilung manche Schwierigkeiten hatte, indem besonders für die erwachseneren Kinder nicht recht gesorgt war und auf Zubußen aus der Gegend gedacht werden mußte, die wiederum nicht ganz zu dem Vorhandenen passen wollten, so verursachte dies den Beiden eine lange Berathung, bis sie einander endlich mit Lachen die Bemerkung mittheilten, daß sie schon recht wie Vater und Mutter beisammen sitzen, die für ihre Familie den Christbaum rüsten.

Als sie endlich über die Bescherung einig waren, sagte Justine: „Jetzt ist's hohe Zeit, daß ich gehe, die Löwenwirthin wird entweder zanken oder spotten. Gut' Nacht, und schlaf' morgen früh nicht zu lang."

„Sehen wir uns denn nicht heut Nacht beim Schreckenläuten?" fragte er.

„Das ist in den Kriegsläuften außer Brauch gekommen," entgegnete sie.

„Ei," rief er, „so bin ich also nicht einmal vor Geistern sicher? Und du, was wirst du machen, wenn dir heut Nacht ein Tritt vor der Thüre schlurft, wenn sich die Klinke leis bewegt und ein Gespenst zu dir in's Kämmerlein geschlichen kommt? — Wirst du den Riegel vorschieben, Justine?" fragte er, da sie schwieg. „Oder hast du Vertrauen zu mir?"

Sie wendete sich gegen ihn, und ihr Gesicht war von jener Röthe überflossen, die ihm einen so eigenthümlichen Ausdruck gab. „Erhard," erwiderte sie, „muß ich dir noch sagen, wie ich dir vertraue? Heiß' mich in's Feuer oder in's Wasser springen, und ich springe, denn ich weiß, du folgst mir nach. Heiß' mich thun, was du willst, und ich thu's, denn ich weiß, daß ich mich auf dich verlassen kann. Wenn dir's nicht genug ist, daß ich dir das sage, so steht es dir frei, mein Vertrauen auf jede Probe zu setzen. Und jetzt schlaf' wohl, denn es ist spät, und morgen haben wir zeitig zu thun."

„Gute Nacht!" sagte er. Sie trat zu ihm, schaute ihn mit einem innigen Blicke an, gab ihm noch einen Kuß und verließ das Gemach.

Es war noch nicht recht Tag, als sie der Verabredung gemäß an seine Thüre klopfte, um ihn zu wecken. Er stand eilig auf und kleidete sich an. Dann suchte er sie auf. Ihre ehemalige Dienstherrschaft lag noch zu Bette, als sie sich zum Aufbruch rüsteten. „Sie wissen, daß es zwischen uns richtig ist," sagte Justine, „und werden in die Kirche nachkommen, denn ich hab' ihnen gesagt, wir gehen gleich jetzt voraus in die Stadt, wo du Bekannte sprechen müssest."

Der Christtagmorgen war neblig und verhieß Regen oder Schnee. Erhard zog Justinen auf sein Zimmer. „Da sieh einmal her," rief er mit der Selbstgefälligkeit eines Kaufmanns, der seine Waare anpreist, „das ist das Neuste, das ich, noch in der Stunde meiner Abreise, aus erster Hand bekommen habe." Er schnallte ein längliches Gepäckstück von dem Mantelsacke los, an dem es befestigt war, und zog aus der Umhüllung einen Schirm hervor, der neben den herkömmlichen plumpen Regendächern wie ein Wunderding erschien und Justinen, da sie ihn auf sein Geheiß entfaltete, durch sein schwerseidenes, in den schönsten Farben spielendes Dach und sein kunstvoll gearbeitetes Gestell einen Ausruf der Bewunderung entriß. Er wies ihr die Einrichtung, belehrte sie über die Verbesserungen und Fortschritte der Arbeit, die Verdienste der Schnitzkunst, die den Griff verziert hatte, und

zeigte ihr, wie wenig das Geräthe ungeachtet seiner Größe in's Gewicht falle und wie leicht es zu öffnen und zu schließen sei. Dabei erfreute er sich an ihrer raschen Auffassung und verständigen Theilnahme, die ihm bewies, daß sie von diesem verhältnißmäßig unbedeutenden Erzeugniß auch zu schwierigeren Gegenständen der menschlichen Thätigkeit fortzugehen fähig sei.

„Mit dem Schirm kannst du bei der Löwenwirthin Ehr' einlegen," bemerkte sie.

„Nein," sagte er, „für sie ist schon etwas Anderes eingepackt. Der Schirm ist dein."

„Der paßt nicht zu meinen Kleidern," hielt sie ihm entgegen, „er ist viel zu kostbar für mich."

„Deinem Gesicht steht er jedenfalls an," erwiderte er und zog sie mit sich auf die Straße hinunter, wo ein feiner, eisiger Regen daherwehte. „Sieh, wir können ihn gleich brauchen," sagte er und spannte ihn auf. Das zierliche Wetterdach reichte gerade hin, das Paar, wie es Arm in Arm fürbaß ging, vollkommen zu decken, und das Gemische seiner gedämpften Farben warf einen sanften Widerschein auf die beiden Angesichter, die einander im Gehen liebevoll zugewendet waren. Er setzte ihr in seinem Gewerbseifer auseinander, wie man ihre kleidsame Tracht durch leichte Umgestaltung einzelner Bestandtheile so veredeln könne, daß sie jeden Schmuck der Welt ertragen müsse.

„Du bist ja ein wahrer Tausendkünstler!" scherzte sie. „Geh', ich will nicht hoffen, daß am End' gar noch ein Schneider aus dir herausspringt."

„Warum nicht?" antwortete er. „Jedes Handwerk, das man recht treibt, ist eine Kunst, die sich in gewisser Art mit jeder andern Kunst messen darf, und alle hängen unter einander zusammen und gehen Hand in Hand, wie wir Zwei unter dem Schirm hier gehen."

„Unter deinem Schirm ist freilich gut gehen," sagte sie bedeutungsvoll, indem sie sich fester an ihn schmiegte. „Man geht wie unter einem Regenbogen. Werden die schönen Farben auch dauern?"

„An der Seide? Nein, da wird sie der Regen bald weggewaschen haben. Was neu ist, muß ein wenig auf den Schein berechnet sein. So will's die Welt. Weil aber der Schirm aus tüchtigem Zeug gemacht ist, so bleibt er auch einfärbig immer noch ein gutes Wetterdach, gerade wie die Ehe eins ist, wenn der Friedensbogen in den Herzen bleibt. Freilich kann Eins das Andere nicht immer davor bewahren, daß es den Fuß an einen Stein stoßt, oder manchmal müssen auch Beide mit einander ein wenig gar zu weich auftreten —"

„Ja wohl!" rief Justine, während er bei seinen Worten auf den Boden deutete, dessen gefrorene Decke der Regen allmählig in einen unliebsamen Brei verwandelte, „und doch, je weicher es unter meinen Schritten wird, desto härter wird mir der Gang und desto schwerer das Herz."

„Häng' dich recht an mich an, wenn's dir schwer wird, auf diesem und jedem andern Gang. Sieh, Justine, ich sage dir nicht, wie Brautleute oft zu einander sagen, daß ich dich beständig auf den Händen tragen werde. Dazu hab' ich keine Zeit, wenn ich meine Schuldigkeit in der Welt erfüllen soll. Eben so wenig will ich von dir, daß du deine Pflicht im Haus über mir versäumest. Aber das wollen wir redlich geloben, daß wir stets einander zur Seite gehen wollen, und wenn's regnet oder hagelt, so spannt Eins den Schirm über das Andre auf."

Unter diesen Gesprächen kamen sie in die Stadt und zu dem alten Häuschen am scharfen Eck. Erhard warf unwillkürlich einen Blick auf die Hausstaffel, als sie dieselbe überschritten. Im Hausgang blieb Justine stehen und holte tief Athem. „So," sagte sie dann, „hab' ich morgen vor sieben Jahren mein Herz in die Hände genommen, wie ich das erste Mal zu meinem Kind gekommen bin." Er geleitete sie die enge, ausgetretene Treppe hinauf. Als sie vor die Thüre kamen, stand diese trotz der kalten Jahreszeit halb offen, und die Luft, die ihnen entgegenströmte, sagte ihnen den Grund. Der Christbaum war nämlich erst vor Kurzem ausgelöscht worden, und da die Mittel des Schusters nicht

weiter als bis zu Talglichtern reichten, so hatte man die Thür und ein Fenster geöffnet, um den Qualm hinausziehen zu lassen, über welchen Erhard, so sehr er vorhin die Gewerbsthätigkeit und ihre Erzeugnisse als ehrwürdig anerkannt hatte, doch ein wenig das Gesicht verzog. Durch die Oeffnung konnte man in die Stube blicken. Die Eltern waren nicht zu sehen, aber in der Ecke, wo der Luftzug nicht hindrang, trieben sich die Kinder um ihre mehr als bescheidenen Christtagsgaben herum, und ihr fröhliches Summen, das die Tritte der Kommenden übertäubte, bewies, daß sie gleichwohl mit der Bescherung zufrieden waren. Das Häuflein bot einen ähnlichen Anblick wie vor sieben Jahren, nur war es in der Zahl geschmolzen, da die älteren sich bei ihren Lehrherrschaften befanden; dafür waren aber die jüngeren in Alter, Spiel und Beschäftigung an ihre Stelle gerückt. Das Jüngste hatte bereits die Jahre des Rutschens und Kriechens überschritten und stand aufrecht an das Knie eines Knaben geschmiegt, der auf dem Stuhle sitzend eifrig für sich in einem Büchlein las. Da er dasselbe aufrecht mit beiden Händen hielt und dabei mehr als halb der Thüre zugewendet war, so konnte ihm Erhard bequem in das Gesicht sehen, und dieses kleine Antlitz gefiel ihm ausnehmend wohl. Es sah wie ein runder fester Apfel aus, mit rothen Backen voll Lebenslust und Lebenskraft; das leicht aufgeworfene Näschen ließ errathen, daß die angeborene Untugend, die man den Kindern vorwirft und doch so gern vergibt, diesem muntern Geist nicht fehlen werde. Erhard sah seine Braut fragend an, indem er mit den Augen auf das Kind deutete. Sie nickte leise; wie sie aber den freundlichen Ausdruck sah, der in seinem Gesicht aufging, so strahlte das ihrige von Freude und Seligkeit, und sie wechselten mit einander einen Blick, der ihnen gegenseitig sagte, daß nun der letzte Stein von ihren Herzen gefallen sei.

Erhard klopfte an die Thüre.

„Schwernoth!“ brummte die Stimme des Schusters drinnen, „wer Teufels kommt Einem am heiligen Christtag so früh über den Hals?“

„Das Christkindle!" antwortete die helle Stimme des Knaben, dessen Eltern vor der Thüre standen. Er sah aber dabei nicht von seinem Büchlein auf, sondern las emsig in Einem Zuge fort.

„Kinder und Narren sagen die Wahrheit," sprach Erhard, indem er mit Justinen in die Stube trat. „Guten Morgen bei einander!"

Der Schuster und seine Frau sahen das eintretende Paar mit großen Augen an, und das Erstaunen benahm ihnen die Sprache. Ihre älteste Tochter, ein jetzt neunzehnjähriges bildschönes Mädchen, war neben ihnen beschäftigt, die Stube in Ordnung zu bringen. Sie blickte dem Besuche gleichfalls verwundert entgegen, wobei ihre Augen eine wunderbare Aehnlichkeit mit den Augen ihrer Mutter zeigten.

„Ihr habt mir gestern Abend keinen Credit geben wollen, Meister," begann Erhard. „Da hab' ich denn nun einen Bürgen mitgebracht —"

„Gott's Hundert, Gott's Tausend!" rief der kleine Leser, der erst jetzt, von der fremden Stimme aufgestört, die Eingetretenen erblickte, „die Justine bringt das Christkindle!" Er fuhr von seinem Stuhle auf, um ihr zuzueilen, aber von der raschen Bewegung fiel das kleine Mädchen, das sich an ihm gehalten hatte, mit erbärmlichem Geschrei zu Boden. Der Schuster fuhr wie ein Blitz gegen den Missethäter herum und wollte losbrechen. Justine aber kam ihm zuvor, hob das Kind in ihre Arme auf, liebkoste es und sprach streichelnd den Heilsegen aus, mit welchem man die Kinder über solche kleine Unglücksfälle zu beruhigen pflegt. Nachdem sie es beschwichtigt hatte, setzte sie es nieder und trat wieder zu dem Schuster und seiner Frau, die den Fremden mit argwöhnischen Blicken betrachteten. „Kennt ihr ihn denn immer noch nicht?" fragte sie.

Sie verneinten.

„Es ist ja der Erhard!" rief sie.

„Der Erhard, der vor sieben Jahren auf die Wanderschaft gangen ist?" rief der Schuster, streckte ihm die Hand entgegen und begrüßte ihn mit einer Salve von Freuden=

flüchen, welcher er aber alsbald eine zweite noch kräftigere nachfolgen ließ, indem er zu Vorwürfen überging. „Ihr habt uns eine gottlose Angst eingejagt!“ rief er. „Wir haben die ganze Nacht nicht schlafen können. Was habt Ihr denn darunter gesucht, den Schantiklas bei uns zu machen?“

„Verzeiht mir den schlechten Spaß, Meister,“ sagte Erhard, „es ist doch sonst immer hier zu Land der Brauch gewesen, daß man auf Weihnachten einen Schwank angerichtet hat. Ein Spaß ist's übrigens nur in der Art gewesen, wie ich's angebracht hab', aber in der Hauptsach' ist's mein blutiger Ernst. Es sind so viel kleine Fenster da,“ unterbrach er sich mit einem landesüblichen Ausdruck, indem er auf die Kinder blickte, „deßhalb kann ich mein Anerbieten nicht so deutlich vorbringen wie gestern, aber ich hoff', Ihr werdet mich jetzt dennoch eher verstehen. Ich hab' bei meiner Heimkunft aus der Fremde etwas von Euch gehört, Ihr könnet Euch schon denken, was, — meine Braut hat mir's erzählt —“

Da er bei diesen Worten auf Justinen deutete, so unterbrachen ihn beide Eheleute, die sich erst jetzt den Besuch des Paares vollständig erklären konnten, zu gleicher Zeit mit Verwunderungsrufen, Freudenbezeugungen und Glückwünschen, und Erhard mußte in aller Geschwindigkeit erzählen, wie er gestern angekommen sei, um sein in der Fremde erworbenes Glück seiner alten Liebe in die Hände zu legen. Der Schuster donnerte vor Freude, die Schusterin lauschte der Erzählung mit dem feinen, stillen Blick, der ihr eigen war, ihre Tochter hörte gleichfalls aufmerksam zu, suchte aber von Zeit zu Zeit das Auge der Mutter, als ob sie in diesem ihren Leitstern erblickte, und die Kinder standen mit offenem Mund umher, ohne recht zu verstehen, wovon es sich handelte.

Und nun that Erhard sein Möglichstes, um den Beiden in Gegenwart der Kinder mit verdeckten Worten seine Bitte vorzutragen, daß sie ihm gestatten möchten, ihren Findling an Kindesstatt anzunehmen. Mann und Frau sahen einander an, dann ergriff der Schuster das Wort: „Ich merk' schon,“ sagte er, „Ihr möchtet unser Ei ausbrüten, und der Justine

ihrem Bräutigam trau' ich viel zu, denn die nimmt keinen Schlechteren als mein Dorle, eher einen Besseren; aber ich will euch was sagen: „wenn ihr das Ei wollet ausbrüten helfen und wollet ihm von eurem Glück zuschieben, was euch beliebt, so kann und will ich das nicht wenden, ich hätt' ja gar kein Recht dazu. Was ihr da thun wollet, das will ich verwalten und werd' euch seiner Zeit von der Verwaltung pünktlich Rechenschaft ablegen. Aber hergeben thu' ich's nicht, obgleich mich's in mancher Hinsicht schwer ankommt, es zu behalten. Ihr habt uns gestern Abend große Angst eingejagt. Ich hab' schon gemeint, wir haben irgend einen mächtigen Herrn zum Feind, und hab' zur Obrigkeit springen wollen, aber mein Weib hat mich davon abgehalten, und 's ist auch wahr, man kommt da nur von Pontio zu Pilato. Jetzt sind wir, Gott Lob, nach dem, was wir von euch gehört haben, außer Sorgen, aber eben darum wollen wir's auch beim Alten lassen. Es mag hoch oder niedrig sein, wir haben's jetzt sieben Jahr' lang gehabt und sind verantwortlich dafür."

„Und meiner Braut wollet Ihr's auch nicht anvertrauen?" fragte Erhard.

„Die Bas' Justine," antwortete der Schuster, „wär' ganz recht, aber sie ist in dem bewußten Punkt zu weich, und ich hab' mich überhaupt schon oft über die beiden Weiber zusammen teufelmäßig erzürnt. Sie wollen immer den Stab Sanft anwenden, wenn der Stab Wehe nöthig wär', und der wär' oft sehr nöthig. Was dann Euch betrifft, Erhard, oder wie Ihr Euch jetzt in Eurem Glück nennen möget, so will ich Euch im Geschäft creditiren, so viel man nur von meinem Pfriemen verlangen kann, aber nehmt mir's nicht übel: wie ich noch Bräutigam gewesen bin, hab' ich von der Kinderzucht so viel verstanden wie Ihr. Das ist ein schweres Ding, und je mehr ich darin Erfahrung sammle, desto schwerer kommt mir's vor. Redet mir also nicht von Bürgschaft, denn in dem Punkt trau' ich weder Euch noch Eurem Bürgen, so lieb er mir sonst ist."

Erhard versuchte noch einige Einwendungen, wurde aber

immer in der gleichen Weise zurückgewiesen. Auch die Schusterin, die indessen die Kinder in den Kreis ihrer eigenen Welt abzuleiten gewußt hatte und sich erst jetzt wieder zu den Erwachsenen gesellte, sprach einfach: „Es ist einmal ein anvertrautes Gut, über das wir Gott Rechenschaft ablegen müssen. Wenn die rechten Eigenthümer kommen und sich ausweisen, so geben wir's her."

Der welterfahrene Erhard blickte die beiden Eheleute mit stummem Staunen an. Justine, die sich bis dahin bei Seite gehalten hatte, sagte zu ihm: „Siehst du jetzt? glaubst du jetzt, was ich dir gesagt hab'?" — Sie trat vor: „Vetter Christoph, Bas' Dorle," sagte sie, „seid so gut und heißet die Kinder hinausgehen, alle, ich hab' ein Wort mit euch zu reden."

Die Schusterin blickte sie eine Weile forschend an, dann war sie ihr zu Willen. Während der Schuster verwundert ausrief: „Was will's denn da werden?" gab sie der Tochter Aufträge an die abwesenden Geschwister und verpflichtete sie mit einem Handgelübde, von dem, was sie gesehen und gehört, vorerst nirgends ein Wort auszusagen. Das Mädchen gehorchte eilends, war aber von dem Hergang so befangen, daß sie den Stuhl, den sie so eben gerückt hatte, mitten in der Stube stehen ließ. Hierauf schickte die Mutter auch die andern Kinder fort. „Gehet in's Höfle hinunter," sagte sie, „und machet mir keinen Lärmen, weil's heut Festtag ist." Alsbald rauschte das kleine Heer zur Thüre hinaus, und der Bücherwurm, der, statt sich zu grämen, sein Buch auf seinen Stuhl geworfen hatte, war mit einem lustigen Sprung allen voran. Das Kleinste, vor welchem man jedes Geheimniß verhandeln konnte, durfte in der Stube bleiben; die Mutter gab ihm Spielsachen, aber das Kind verlangte stammelnd das Büchlein, worin es den Bruder hatte lesen sehen, und blätterte nun, denselben nachahmend, mit einem Ernst darin, als ob es jeden Buchstaben verstünde.

Nachdem diese Vorbereitungen getroffen waren, kehrte sie zu Justinen zurück, die sich nun mit sichtbarem Beben anschickte, ihre Eröffnung zu machen. Aber die Stimme ver-

sagte ihr, wie sie den Mund aufthat; unfähig, ein Wort vorzubringen, sank sie auf den Stuhl, der neben ihr stand, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und fing bitterlich zu weinen an.

Der Schuster griff sich an den Kopf und sah rathlos auf seine Frau, die bald Justinen, bald ihn anschaute, ohne daß er ihren vielsagenden Blick verstand. Erhard, dem der Anblick durch die Seele schnitt, hatte sich zur Seite gewendet und sah still auf den Boden. So kam es, daß keines von den Vieren den unberufenen Fünften gewahr wurde, der sich zu dieser stummen Handlung gesellte und Niemand anderes war, als der kleine Schelm, dessen Angelegenheit eben jetzt entschieden werden sollte. Er hatte sich durch die Thüre, welche die Kinder angelehnt gelassen hatten, hereingestohlen, schlich auf den Zehen hinter Justinen, die für seinen Anschlag nicht bequemer hätte sitzen können, und ehe man ihn bemerkte, hatte er ihr geschwind etwas unter das Halstuch in den Nacken genestelt. Justine sprang mit einem Schrei empor, wie wenn sie von einer Schlange gebissen wäre, griff in den Nacken und fuhr zornig gegen den kleinen Bösewicht herum, der schreiend und lachend schon wieder zur Thüre hinausschoß. „Ungezogener Bub'!" rief sie und schleuderte ihm unwillkürlich den Gegenstand nach, mit dem er sie erschreckt hatte, der aber, statt ihn zu treffen, am Thürpfosten zerschellte. Es war ein Eiszapfen, welcher dem Witterungswechsel widerstanden hatte und sich dem muthwilligen Finder irgendwo dargeboten haben mochte. „Laß dich nimmer sehen, sonst gibt's Wichs'!" rief ihm der Schuster nach und schlug die Thüre hinter ihm zu, worauf er aus Leibeskräften in das Lachen einstimmte, welchem seine Frau und Erhard sich hingeben mußten.

Justine lachte nicht mit, aber auch ihr hatte der plötzliche Schreck die Spannung der Seele gelöst. „Ich kann nicht mehr weinen," sagte sie zu dem Ehepaar, „aber da steh' ich in meiner ganzen Blöße vor euch und bitt' euch um Verzeihung, daß ich euch diese sieben Jahre lang belogen und bestohlen habe."

„Was soll denn das heißen?“ rief der Schuster mit weit aufgerissenen Augen.

„Muß ich's denn noch sagen,“ setzte Justine nach einer Weile hinzu, „daß das unartige Früchtlein, das euch so viel Mühen und Sorgen macht, mir gehört?“

Der Schuster stieß einen Fluch aus, wie noch keiner über seine Lippen gekommen war. „Jetzt hab' ich aber die Narrethei g'nug!“ schrie er, „man muß keine Geduld über alles Maß und Ziel versuchen. Gestern Abend kommt Der da, macht Einem eine schlaflose Nacht, und jetzt kommt Die, heult Einem vor, daß man schier des Teufels wird, und zuletzt ist's eine Dummheit, mit der man Einen für'n Narren halten will. Ich lass' mir kein' Bären aufbinden, und wenn Ihr den Spaß nicht lasset, so sag' ich in aller Höflichkeit: Da“ — er deutete auf die Thüre — „da hat der Zimmermann 's Loch 'naus gemacht.“

Justine blickte in stummer Hilflosigkeit auf ihren Freund und Berather. Ehe aber dieser etwas sagen konnte, kam ihm die Schusterin zuvor. Sie nahm ihren Mann am Arm. „Sei still, Christoph,“ sprach sie ihm zu, „du weißt nicht, was du sagst. Hör' mich an und schweig', sie hat die Wahrheit gesagt.“

„Was?“ schrie der Schuster, „jetzt kommt der Narrengeist auch über dich?“

„Sei nur ruhig!“ sagte sie. „Wie heut' vor sieben Jahren Alles in unser Haus geströmt ist, um unsern Fund anzugucken, da hab' ich bei mir selbst gesagt: ‚ich will nur sehen, ob unter den vielen Neugierigen Niemand kommt, den etwas Anderes herführt als die Neugier.‘ Ich hab' aber Niemand herausfinden können. Den andern Tag, am Feiertag, ist Eine allein gekommen — ich seh' sie noch heut vor mir, wie sie an der Thür' stehen blieben ist, und wie ich ihr in die Augen gesehen hab', da hat eine Stimme in meinem Herzen gesagt: ‚die ist's, die treibt ihr Herz zu ihrem Kind!‘ Ich bin aber erschrocken —“

„Gott sei Dank!“ rief Justine, „so ist doch ein Mensch in der Welt gewesen, der mich nicht für besser gehalten hat, als ich bin.“

„Saget nicht so, Bas' Justine,“ erwiderte die Schusterin.

„Ich hab' in Euch blos die Mutter erblickt und sonst nichts, und bin, wie gesagt, gleich über meinen wunderlichen Einfall erschrocken. Wie Ihr aber der Person einen Mühlstein an den Hals gewünscht habt, so hab' ich, obwohl ich Euch noch nicht näher gekannt hab', denken müssen: ‚Das sieht der Justine nicht gleich, daß sie so etwas über eine Andere sagt‘ und darum ist mir's vorgekommen, als hör' ich aus Euren Reden einen Doppelsinn heraus. Sicher bin ich meiner Sache nicht gewesen, aber ich hab' zu mir gesagt: ‚Wenn sie's ist, so soll sie sehen, daß sie mir nicht umsonst vertraut.‘ Es hat mich dann die Zeit her Manches von der Spur ab- und Manches wieder hingeleitet, am meisten die Mutterliebe, denn die verbirgt sich eben nicht, aber Ihr seid freilich meinen eigenen Kindern auch so viel wie eine Mutter gewesen —"

„Da möcht' man ja 'naus, wo kein Loch ist!" schrie der Schuster und wollte über seine Frau losfahren, aber Justine unterbrach ihn, indem sie näher trat.

„Meister," sagte sie, denn sie wagte ihm für jetzt keinen andern Namen zu geben, „Meister, soll ich mich ausweisen? Heut vor sieben Jahren, in der Frühe zwischen Drei und Vier, hinter dem Mauerpfeiler da drüben, man sieht ihn von hier aus, da bin ich gestanden, und Ihr hättet mein Herz laut hören klopfen in der Nacht, wenn Ihr nicht auf Eurer Hausstaffel so zornig gewesen wäret. Soll ich Euch sagen, wie Eure Worte gelautet haben?"

„Ich glaub's nicht!" rief der Schuster. „Das ist gar kein Beweis, denn was damals geredet worden ist, das habt Ihr Alles von uns selbst erfahren."

„Nicht Alles!" erwiderte Justine. „Weder Ihr noch Eure Frau habt mir Alles erzählt. Soll ich's sagen, damit Ihr mir glaubet?"

„'Raus mit der Farb'!" rief der Schuster entschlossen. „Jetzt will ich sehen!"

Justine suchte ihn nachzuahmen, indem sie ihre Stimme verstellte: „Du Erdenwurm! du Teufelsbalg! soll ich dir den Kopf an die Wand hinschmettern?" — Sie fügte noch eine Reihe ähnlicher Schlagwörter hinzu, die durch ihre Eigen-

thümlichkeit allzu deutlich bewiesen, daß sie nicht von ihr erfunden sein konnten.

Der Schuster trat etwas entsetzt zurück. „Beim Teufel!“ sagte er kleinlaut, „das ist wahr, das hab' ich gesagt, und das hat Euch mein Dorle nicht erzählt.“

„Nein,“ fuhr Justine fort, „aber ich kann Euch sagen, wie sie Euch darauf gedient hat. ‚O Christoph, hat sie gesagt, schwätz' doch kein solch' Zeug! du weißt ja selber, daß es dein Ernst nicht ist.‘ — Ich hab' sie das zwar in diesen sieben Jahren oft zu Euch sagen hören,“ setzte Justine hinzu, „und darum wär's keine Kunst, es hier anzubringen; aber wahr ist's doch.“

„Gesagt hat sie's, ich streit's nicht ab,“ versetzte der Schuster, der sich von seiner Bestürzung immer noch nicht erholen konnte.

„Eure Frau,“ erzählte Justine weiter, „hat dann noch gesagt: ‚Wo Neune satt werden, kann auch das Zehnte mitessen.‘ Darauf habt Ihr noch einige Reden mit ihr gewechselt, und auf einmal habt Ihr sie angefahren: ‚Kreuzdonnerwetter, was stehst denn da hin? Mach', daß du 'nauf kommst, du Rabenweib! das arme Thierle muß ja da unten verfrieren!‘ — Mit beiden Händen hab' ich mein Herz zusammengedrückt, damit Ihr sein Schlagen nicht höret. Aber Euer Ohr ist anderswo gewesen, denn man hat laute, schnelle Tritte in der Ferne gehört, wie wenn Jemand sich die Gasse hinunter und nach Hause machte. ‚Das ist das Spitzbubenvolk!‘ habt Ihr gesagt, ‚soll ich ihnen nach?‘ — Darauf hat Eure Frau gesagt: ‚Laß sie, Christoph, du fangst sie doch nicht mehr.‘ — Die Tritte haben mich nichts angegangen, aber ich bin froh an ihnen gewesen, weil sie Eure Aufmerksamkeit von mir abgelenkt haben; denn in meiner Eil' und meiner Verzweiflung hab' ich Alles so ungeschickt angegriffen, daß ich nur durch ein Wunder der Entdeckung entgangen bin. Und nun verzeihet mir wenigstens das, Meister, daß ich Eure Reden hier wiedererzählt habe; ich hab's nur gezwungen zu meiner Beglaubigung gethan, und Ihr braucht Euch nichts daraus zu machen, denn diese sieben

Jahre haben hinreichend bewiesen, daß Euer Herz anders redet, als Euer Mund. Aber in einem Punkt habt Ihr mir Unrecht gethan, und darin muß ich mich rechtfertigen. Ihr habt gemeint, ich habe mich nicht lang an den Häusern aufgehalten und habe das Eurige unbesehen ausgewählt. So ist's aber nicht. Ich bin von einem Haus zum andern gekommen, und Euer Haus ist das letzte gewesen. Schier eine Stunde hab' ich gebraucht, bis ich mit meiner Wahl im Reinen gewesen bin, und darum hab' ich auch zuletzt so eilen müssen. Jetzt thut mir, was Ihr wollt, denn es geschieht mir nur nach Verdienst; aber wenn Ihr mich auch todtschlaget, so könnet Ihr mir die Freude nicht nehmen, daß ich vor das rechte Haus gekommen bin."

In dem Gesichte des Schusters that es einen Ruck um den andern. „Bas' Justine," begann er mit ungewöhnlich gedämpfter Stimme, die erst nach und nach lauter wurde, „das Todtschlagen ist nicht meine Sache, am wenigsten bei Einer, die mir mein Kind vom Tod errettet hat. Vier Wochen lang," sagte er, gegen Erhard gewendet, indem er auf das kleine Mädchen deutete, das ganz unbekümmert um das leidenschaftliche Gespräch der Erwachsenen in seiner Ecke spielte, „vier Wochen lang hat sie kein Bett gesehen, bei Tag hat sie im Löwen ausgeholfen, und bei Nacht ist sie zu uns kommen und hat das Kind abgewartet, weil meines Weibs Kräfte nicht mehr ausgereicht haben; was der Schlaf heißen will, hat sie in diesen vier Wochen verlernt, denn es ist kaum eine Minute gewesen, wo das Kind nicht mit dem Tod gekämpft hat, und daß es lebt und gesund ist, das ist *ihr* Werk. Aber das ist's nicht, wovon ich reden will, ich muß etwas ganz Anderes sagen. Bas' Justine, meines Weibs Reden rufen mir auch ein Wort in's Andenken, das ich damals zu Euch gesprochen hab', und ich hab' Euch heut', nur umgekehrt, wieder das Gleiche zu verstehen gegeben. Es ist wahr, *Ihr* seid die Letzte, von der ich *das* geglaubt hätt', und ich glaub's erst jetzt, wo ich ganz überwiesen bin. Ich hab' über die Welt nicht viel nachgedacht, ich hab' mein Weib geheirathet, wie ich Meister worden bin, und bin meinen

Weg gangen, und weil ich arm gewesen bin, hab' ich gedacht, wer sich nicht wenigstens so hält, wie ich, der ist ein Schuft. Aber seit ich seh', daß das Euch hat widerfahren können, Justine, will ich keinen Menschen mehr richten, und jetzt ist mir's, als wär' mir ein Schleier von der ganzen Welt weggezogen, und ich seh' mit einem einzigen Blick durch Alles durch, und Alles ist so voll Noth und Schuld —" Er konnte nicht vollenden, die Stimme verließ ihn, er schlug die Hände zusammen und brach in lautes Weinen aus.

Diese Bewegung des sonst rauhen Mannes hatte die Folge, daß kein Auge trocken blieb.

Erhard war der Erste, der sich faßte. „Wenn Ihr die Noth und Schuld der Welt einsehet," sagte er, „so werdet Ihr's auch begreifen, Meister, daß ich erst jetzt als Vater auftreten kann —"

Justine ließ ihn nicht ausreden, sie stürzte auf ihn zu, warf die Arme um seine Schultern, als ob sie ihn decken müßte, und rief: „Glaubet ihm nicht, er lügt, er hat so wenig Schuld daran, als ein neugeborenes Kind!"

„Ich glaub's!" rief die Schusterin, „und es freut mich, daß ich's glauben muß, denn das hat mich eben in meinen Gedanken immer wieder irr gemacht. Wir sind Alle Menschen, hab' ich gedacht, und der Erhard wird auch kein Engel sein, aber daß er davonlauft und Eine in solcher Noth dahintenläßt und sich in sieben Jahren nicht um sie bekümmert, das ist nicht möglich! Wie ich dann vollends gehört hab', daß er Euch damals hat heirathen wollen und daß Ihr nicht gewollt habt, so hab' ich mir gleich sagen müssen: ist meine Vermuthung richtig, so muß der Erhard unschuldig sein. Jetzt ist mir's erst ganz klar: damals habt Ihr ihm Euer Geheimniß nicht anvertrauen wollen oder können, jetzt aber wird er's vermuthlich wissen."

„Ja," sagte Erhard, indem er seine Braut in den Arm nahm, „und ich erklär' Euch auf meine Ehre und mein Gewissen —"

„Ihr brauchet nichts zu erklären," unterbrach ihn die Schusterin, „Euer Verlöbniß ist Erklärung genug, und auch

ohne das wär' uns die Justine immer lieb und werth geblieben. Auch weiß ich ja von ihrem Geheimniß grad so viel, als für mich nöthig gewesen ist, und zwar aus ihrem eignen Mund; denn die Geschichte, die Ihr mir einmal unter vier Augen erzählt habt, Justine, von einer armen Verwandten, die durch einen meineidigen Menschen in's Elend gestürzt worden sei — nicht wahr, ich hab' sie wohl verstanden? Aber hiemit weiß ich auch genug."

„Ja," fiel der Schuster ein, der schon längst auf die Gelegenheit gewartet hatte, das Wort zu ergreifen, „schweiget nur ganz still! Was uns nichts angeht, das brauchen wir auch nicht zu wissen."

„Ihr habt Euch übrigens noch nicht einmal vollständig ausgewiesen, Justine," sagte die Schusterin, auf einen anderen Gegenstand ablenkend, „Ihr müsset Euch ganz ausweisen, sonst wird Euch Euer Eigenthum nicht abgeliefert. Saget mir erst das Wahrzeichen an."

„Das Wahrzeichen?" fragte Justine befremdet.

„Ja, das Erkennungszeichen!" rief der Schuster lachend. „Mein Weib hat ganz Recht."

„Ich weiß nicht, was Ihr wollt," antwortete Justine verlegen. „Ihr könnet Euch wohl denken, daß ich mich vor allen Erkennungszeichen sehr in Acht genommen und aus meinen paar Fetzen Weißzeug jeden verdächtigen Faden herausgezogen habe. Auch weiß ich wohl noch, wie froh ich vor sieben Jahren gewesen bin, da Ihr mir sagtet, die Herren haben Alles durch und durch gesucht, aber nichts gefunden."

„Ihr wollet also behaupten, es sei gar nichts zum Finden dabei gewesen?" fragte die Schusterin, indem sie eine schelmisch gestrenge Miene annahm.

„Nichts, was zu einer Erkennung hätte führen können," antwortete Justine ausweichend.

Die Schusterin ging in die Kammer und kam mit einem Päckchen zurück, das, wie sie es auf den Christtagstisch niederlegte, einen klirrenden Ton von sich gab. Sie winkte Justinen heran und sagte: „Wenn Ihr Euch über Euer Eigenthum ausweisen wollet, so müsset Ihr mir sagen können, was da drin ist."

„Ihr werdet's doch nicht aufgehoben haben!“ rief Justine außer sich vor Bestürzung.

„Wie viel ist's?“ rief der Schuster, der mit Erhard hinzugetreten war, die Frage seiner Frau etwas deutlicher wiederholend.

„Das ist zu arg!“ rief Justine und flüsterte ihrem Bräutigam etwas in's Ohr, was sie laut zu sagen sich schämte.

„Ihr seid übertriebene Leute,“ nahm Erhard das Wort. „Das ist zur Entschädigung für die Kosten bestimmt gewesen, und nicht zum Vergraben.“

„Es ist all mein Erspartes gewesen,“ rief Justine weinend, „und daß Ihr's verschmäht habt, das thut mir so weh —“

„Wir haben's nicht verschmäht,“ sagte die Schusterin, „wir sind allezeit entschlossen gewesen, es in der Stunde der Noth anzugreifen, aber gottlob, wir haben's nicht nöthig gehabt, und Ihr thut mir großes Unrecht, wenn Ihr glaubt, ich hab' Euch weh thun wollen, da ich Euch doch vielmehr blos hab' wollen zeigen, daß Ihr keine Ursach' habt, Euch eines Diebstahls anzuklagen.“

„Jetzt versteh' ich erst recht,“ sagte Erhard zu seiner Braut, „was du hast aussprechen wollen, als du mir sagtest, diese Frau habe ein feines Herz.“

„Das hat sie, weiß Gott!“ rief der Schuster und nahm die mit ergrauenden Haaren immer noch schöne Frau in den Arm. „Aber,“ setzte er hinzu, indem er mit den Fingern schnalzte, „dafür hab' ich einen feinen Kopf, denn von mir ist der Pfiff ausgangen, daß wir den Herren das Geld unterschlagen haben.“

„Warum denn?“ fragte Erhard. „Die Herren würden Euch das Geld gelassen haben.“

„Ja, den Teufel!“ sagte der Schuster. „Das Geld wär' den Herren just zur Bezahlung der Strafe anständig gewesen.“

Erhard brach in ein herzliches Gelächter aus. „Nein, Meister,“ sagte er, „da tretet Ihr der Obrigkeit doch zu nahe. Die Welt liegt zwar sehr im Argen, aber so schlimm ist sie nicht, daß man ein neugebornes Kind zur Bezahlung der Strafe für seine Eltern anhält.“

„Das hab' ich ihm damals auch gesagt," versetzte die Schusterin.

„Ei was!" sagte der hartnäckige Schuster. „Die Herren haben die Finger in Allem, und da hab' ich gedacht: was sie nicht zu blasen kriegen, das wird sie auch nicht brennen. Wenn wir das Geld im Sparhäfele behalten können, hab' ich gedacht, so gehört es Dem, der's mitgebracht hat, und es ist ihm auch richtig blieben. — Da sehet!" rief er triumphirend, indem er das Päckchen öffnete und das Geld auf den Tisch ausstreute, „es sind noch die nämlichen Münzen, wie ich sie damals gezählt hab', und wenn Ihr sie heut wieder zählet, so kann kein Kreuzer dran fehlen. Wie viel ist's?" fragte er Justinen abermals, indem er in seiner lustigen Laune alle zehn Finger gegen sie ausstreckte.

„Just so viel Gulden, als Ihr Finger habt," antwortete Justine lachend, „aber Ihr werdet mir nicht zumuthen, sie zu zählen."

Während sie dies sagte, bückte sie sich rasch, denn von den Münzen, die der Schuster derb ausgeschüttet hatte, so daß sie zwischen den Christtagsbescherungen umherrollten, war eine über den Tischrand auf den Boden gesprungen. Sie hob sie auf und wollte sie wieder auf den Tisch legen, warf aber unter dieser Bewegung unwillkürlich einen Blick auf sie und bot sie nun ihrem Bräutigam mit einem Ausruf der Verwunderung und Freude dar.

„Erhard," rief sie, „kennst du den Groschen noch?"

„Es ist ein Mariengröschlein," sagte er, nachdem er die Münze betrachtet hatte.

„Kennst du das Kreuz nicht mehr, das du am Rand eingeschnitten hast!"

„Es schwebt mir eine dunkle Erinnerung vor," erwiderte er. „Ich hab' einmal im Löwen von einem Gast unter anderem Geld ein solches Gröschlein geschenkt bekommen, das mir fremd war und mir gefiel, und jetzt fällt mir's wieder bei, daß ich's dir geschenkt habe."

„Heut' sind's zehn Jahre," sagte sie, „aber ich weiß es noch so gut, wie wenn's gestern gewesen wär'. Ich war da=

mals noch ein Kind und du nicht viel mehr. Ich sah dir zu, wie du mit dem Messer daran spieltest, und dann gabst du mir's und sagtest: ‚Da hast auch ein Christkindle von mir.' Ich hab's aufgehoben wie ein Heiligthum, bis ich das Geld da zusammen machen mußte. Es hat mich einen Kampf gekostet, aber wunderbarer Weise hat zu den zehn Gulden blos das Gröschlein gefehlt, und da hab' ich's eben dazulegen müssen, um sie voll zu machen."

„Das ist doch eigen!" bemerkte Erhard. „Da wir's jetzt wieder haben, so wollen wir's auch behalten und als ein gemeinschaftliches Ehepfand betrachten, weil wir noch nicht dazu gekommen sind, Ringe zu wechseln."

Er steckte die Münze zu sich und legte eine andere dafür auf den Tisch. „Hebet das Geld einstweilen auf, Meister," sagte er, „es ist nun einmal ein Schatzgeld, und das soll es auch bleiben. Aber wahr ist's," setzte er nach einer Weile hinzu, „ein Erkennungszeichen ist doch dabei gewesen. Wenn nun ich zum Beispiel bei der Untersuchung unter den Herren gewesen wäre, und das Gröschlein mit dem Kreuz am Rande wär' in meine Hände gefallen, so hätt' ich's, damals vollends, nach kurzer Besinnung gewiß erkannt, und für mich wenigstens wär' Alles verrathen gewesen."

„Nicht wahr? ich bin doch nicht so dumm, wie ich ausseh'!" rief der Schuster mit lebhafter Befriedigung. „Sehet einmal nach, so werdet Ihr finden, daß unter dem Geld noch allerlei Münzen sind, die Einem nicht jeden Tag vorkommen. Wie mancher Diebstahl ist schon durch eine alte und seltene Münze verrathen worden! Hier hat sich's freilich um keinen Diebstahl gehandelt, sondern um das Gegentheil, aber es wär' um nichts besser gewesen, wenn die Gabe den Geber verrathen hätte oder vielmehr die Geberin. Und das bringt mich noch auf einen andern Punkt. Wie wir mit der Justine dran sind und sie mit uns, das wissen wir Alle, und ist zwischen uns jetzt g'nug drüber geheult und gelacht. Aber die Welt soll nicht dazu lachen und nicht dazu heulen, denn in der Welt sind's immer die Schlechtesten, die zuerst ihre Nebenmenschen steinigen. Drum sollten wir uns

besinnen, wie man der Axt einen Stiel dreht, damit an der Uebergabe des Kinds auch nicht ein Schatten von Verdacht haften bleibt. Denn meine Justine soll mir mit Ehren unter die Haube kommen, wie sie's verdient, und der Teufel kann mich holen, wenn ich für meine eigene Tochter mehr besorgt bin, so lieb sie mir ist!"

„Das heißt gesprochen wie ein Freund!" sagte Erhard, indem er ihm die Hand drückte. „Ueber diesen Punkt müssen wir allerdings noch mit einander zu Rath gehen, und das vielleicht noch, eh' wir zu der Uebergabe schreiten. Die Auslieferung selbst," bemerkte er lächelnd, „wird jetzt keinen Anstand mehr haben?"

„Nein," rief der Schuster, „und so sehr ich mich bis daher geweigert hab', so muß ich jetzt, da die wahren Eltern vor mir stehen, doch sagen: ‚Nehmet ihn hin, ich bin froh, daß ich ihn los werd'. Seine leibliche Mutter hat ihn vorhin einen ungezogenen Buben geheißen, und das ist die reine Wahrheit, obgleich mir's nicht besonders zur Ehr' gereicht. Gott und mein Weib und die Justine wissen's, wie er mir am Herzen liegt, aber ich hab's längst eingesehen und hab' mir viel Sorgen darüber gemacht, ich bin nicht der Mann, den Schlingel zu erziehen. Denket nur an mich, Erhard, Ihr werdet Eure blaue Wunder an ihm erleben."

Justine sah ängstlich darein. Die Schusterin aber lachte und sagte: „Es ist nicht so arg. Aber wahr ist's, in dem Buben steckt ein eigener Geist. Auch das ist wahr, daß mein Christoph nicht mit ihm zurechtkommt und nicht lang mehr Meister über ihn bleiben wird. Er schilt freilich immer über uns Weiber, daß wir Alles mit dem Stab Sanft auszurichten meinen, aber wie führt er den Stab Wehe? Sein zweites Wort an den Buben ist: ‚Sieh, Kerl, du kriegst Hieb' wie ein Aff'!‘ aber er hat ihm noch nicht viel gethan, und da ist's natürlich, daß sich der Bub' aus seinen Drohungen täglich weniger macht. Bei seinen eigenen Kindern macht er nicht so viel Umstände: da fährt er oft ärger drein, als mir lieb ist, denn sie sind doch gewiß ein gutartiger Schlag."

„In meinem Fleisch und Blut kenn' ich mich eben

aus," erwiderte der Schuster, „aber in dem Menschenkind steckt etwas Anderes, worin ich mich nicht immer zurechtfinden kann. Drum ist mir's lieb, daß mir die Verantwortung abgenommen wird."

„Es ist mir nicht bang," versetzte Erhard, „ich hoffe mit ihm auszukommen, glaube auch bereits zu wissen, was ich an ihm dämpfen muß —"

„Er ist schnabelschnell, vorlaut und schrecklich muthwillig," unterbrach ihn der Schuster, „und das Aergst' ist mir, daß er mir mein eigen Volk zu allen möglichen Lumpenstreichen verführt. Erst letzthin, in den Klöpflinsnächten, hat's wieder Spectakel und Verdruß gegeben. Da haben sie dem Herrn Vetter — man heißt ihn so, weil er zu Jedermann im Städtle Herr Vetter sagt — dem haben sie mit Erbsen an die Fenster geklöpfelt, und wie er in der Nacht den Kopf 'rausgestreckt hat, haben sie ihn geschneeballt. Sein Knecht hat etliche, darunter auch einen von den meinen, erwischt und brav durchgewamst, aber den Rädelsführer hat er nicht gekriegt, denn der ist flink wie der Teufel. Ich hab' dann den andern Tag müssen zum Herrn Vetter hingehen, um gut Wetter bitten und sein fades, süßes Geschwätz anhören, aus dem ich recht gut hab' verstehen können, wie es sich für Unsersgleichen nicht schicke, daß ihre Kinder bei allen Bubereien und Unarten die Vordersten seien."

„Es ist wahr," sagte die Schusterin, während Justine mehrmals bestätigend einfiel, „man muß einen Hang zum Muthwillen und Leichtsinn an dem Kind bekämpfen, wenn etwas aus ihm werden soll. Aber er ist ein begabtes Kind, in vielen Dingen weit über sein Alter hinaus gescheit und, was noch mehr ist, ein gutes Kind, folgsam trotz aller Schelmerei, bei seiner großen Lernbegierde nicht eingebildet auf seinen Kopf, liebreich und dienstfertig gegen Jedermann, besonders gegen uns und seine Geschwister, und was man bei einem Buben in dem Alter selten trifft, er hat eine Liebe zu dem kleinen Kind, die mich oft bis zu Thränen rührt. Ihr solltet's nur auch einmal sehen, wie lieb und sinnreich der Erhard mit dem Justinele spielen kann —"

„Was muß ich hören?“ rief Erhard. „Nach dem Namen hab’ ich noch gar nicht gefragt, und jetzt hör’ ich ihrer zwei, die mich angehen!“

„Mein Kleinstes ist nach der Bas’ Justine getauft,“ antwortete die Schusterin, „und bei dem Erhard seid Ihr zu Gevatter gestanden, freilich unsichtbar. Hat sie’s Euch denn nicht erzählt?“

Erhard blickte auf seine Braut, welche blutroth geworden war.

„Das heiß’ ich aber versteckt sein!“ rief die Schusterin lachend und erzählte ihm, wie das Kind durch Justinen zu seinem Namen gekommen war.

Erhard umfaßte seine Braut. „Justine,“ sagte er, „besser hättest du mir deine Liebe nicht bekennen können. Du hast dein Herz in meinen Namen gelegt und hast mich wahrhaft zum Vater gemacht. — Ich nehm’ Euch zu Zeugen,“ sagte er zu dem befreundeten Ehepaar, „denn jetzt ist das Verlöbniß erst vollständig, und jetzt kommt erst der wahre Verlobungskuß.“

Die alte Uhr, die neben dem Ofen hing, durfte manchen Pendelschlag thun, bis dieser Kuß zu Ende war. Der Schuster winkte seiner Frau und gab ihr ganz schnell und verstohlen gleichfalls einen, den aber das andere Paar weder sah noch hörte, obgleich er in beiderlei Weise zu vernehmen gewesen wäre.

„Wenn mein Sohn den dritten Theil der Eigenschaften entwickelt, die du mir beigelegt hast,“ sagte Erhard mit Beziehung auf die Erzählung der Schusterin, „so will ich mit ihm zufrieden sein. Einen Vorzug hat er jedenfalls vor mir voraus, wenn uns Gott am Leben erhält: er ist nicht vater- und mutterlos.

„Ja, das ist ein hartes Loos!“ versetzte die Schusterin. „Ich hab’s auch erfahren —“

„Seid Ihr auch ein Waisenkind?“ unterbrach sie Justine. „Das habt Ihr mir nie erzählt.“

„Ihr habt ja auch Geheimnisse vor mir gehabt,“ entgegnete die Schusterin lächelnd. Sie blickte ihren Mann um

seine Zustimmung an und antwortete hierauf: „Wir sind ja unter uns, und es kann meinem Christoph nur Ehre machen, wenn Ihr erfahret, wie er an mir gehandelt hat. Er hat mich auf seiner Wanderschaft in einem geringen Dienst aufgelesen, in den ich aus dem Findelhaus gekommen war. Jetzt wisset Ihr erst, Justine, daß Ihr das Kind vor die rechte Thüre getragen habt. Es ist zu Seinesgleichen gekommen, und das ist sein Glück gewesen."

„Liebe Frau," fiel Erhard ein, „bei Seinesgleichen ist es überall, denn es mag sich Einer aufblasen, wie er will, er ist und bleibt ein Mensch."

„Allerdings," erwiderte sie, „aber was man selbst erlebt hat, das erkennt man besser, als was man nur liest oder predigen hört."

„Das ist wahr," sagte Erhard, „ich weiß es von mir selbst, denn ich bin im gleichen Fall, wie Ihr, und muß es für eine Art Wunder ansehen, daß hier drei Findlinge zusammengeführt werden. Ich habe meine Eltern nie gekannt, und da man mir im Waisenhaus niemals etwas von ihnen gesagt hat, so hab' ich nicht nach ihnen zu fragen gewagt. Uebrigens," setzte er hinzu, „hört man's doch immer noch ein wenig an Eurer Aussprache, daß Ihr von auswärts gebürtig seid. Sie klingt ein wenig vornehmer, als was man sonst bei uns zu Land zu hören bekommt."

„Ich könnte es noch ein wenig deutlicher hören lassen," erwiderte die Schusterin lächelnd, „aber eben der Schein der Vornehmheit hält mich ab. Es hat mich einige Mühe gekostet, mich anzugewöhnen, aber ich habe von Anfang an stark zu merken bekommen, daß man es armen Leuten nicht so leicht hingehen läßt, wenn dem Reichen ihre Sprache feiner klingt, als seine eigene."

„Ihr habt's da ganz richtig errathen," sagte der Schuster zu Erhard. „Sie hat einen vornehmen Zug in ihrem Wesen, und der hat mich theils gleich bei der ersten Bekanntschaft zu ihr hingezogen, theils hat er seither auch schon manchen kleinen Ehezwist verursacht. So hab' ich erst vorhin noch, unmittelbar vor Eurem Kommen, ein wenig mit ihr gezankt,

weil sie mitten im Winter Fenster und Thür' aufgesperrt hat, um den Lichtergeruch hinauszulassen. ‚Bist denn eine Gräfin?' hab' ich zu ihr gesagt."

„Nun, Meister," erwiderte Erhard lachend, „ich bin auch kein Graf, aber ich will's redlich gestehen, daß mir der Qualm ebenfalls zuwider ist, und nicht erst jetzt, sondern schon als Knecht im Löwen hat's mich jedesmal verdrossen, wenn Jemand das Licht ausgeblasen hat. Von der Seite also," sagte er zu der Schusterin, „hätten wir ganz gut zu einander gepaßt."

„Um's Himmels willen, Meister Christoph," rief Justine, indem sie die Hände zusammenschlug, „sehet nur einmal die Beiden recht an! Fällt Euch denn nichts auf?"

„Freilich!" antwortete der Schuster. „Es geht mir schon eine Weile im Kopf herum, daß sie eine Aehnlichkeit mit einander haben."

„Und je länger man sie ansieht und mit einander reden hört," rief Justine, „desto mehr tritt die Aehnlichkeit hervor. Sie drückt sich hauptsächlich in den Augen und in der Art zu sprechen aus."

„Das wär' einmal schön," sagte Erhard liebreich zu der Schusterin, „wenn wir gar noch mit einander verwandt wären."

„Erhard!" rief Justine in freudigem Eifer, „schreib' und laß dir vom Waisenhaus die Nachweise kommen! Das wär' ja ein Hauptfund!"

Erhard bedachte sich einen Augenblick, dann schüttelte er den Kopf und erwiderte: „Das werd' ich fein bleiben lassen, denn die Papiere könnten unsern Wünschen nicht entsprechen, und dann wär's ein Hauptverdruß. Was bedürfen wir weiter Zeugniß? Meisterin, was brauchen wir nach Geburtsscheinen und Aehnlichkeiten in Blick, Ton oder Geschmack zu fragen? Sind wir nicht Geschwister durch Schicksal und Gesinnung? Schwester und Schwager, wenn's euch so zu Muth ist wie mir, so ist die Verwandtschaft geschlossen und besiegelt."

Die Schusterin sah ihn mit leuchtenden Augen an, wagte aber seine dargebotene Hand noch nicht zu ergreifen,

sondern warf einen stillfragenden Blick auf ihren Mann. Dieser kratzte sich hinter dem Ohr und sagte: „Das wär' freilich eine wohlfeile Art, zu einer vornehmen Verwandtschaft zu kommen. Kreuztausenddonnerwetter," setzte er hinzu, indem er zum erstenmal in seinem Leben mit gedämpfter Stimme fluchte, „'s ist freilich gut gemeint und viel Ehr' für uns, aber für uns schickt sich's nicht, daß wir zugreifen."

„Kreuzmillionendonnerwetter!" donnerte Erhard so laut auf ihn hinein, daß Justine und die Schusterin erschrocken zusammenfuhren und der Schuster selbst sich ein wenig duckte, „ist Euch mein Sohn auch zu vornehm gewesen, wie Ihr ihm die Wohlthat Eurer Verwandtschaft eingeräumt habt? Uebrigens," fügte er hinzu, indem er den Ton fallen ließ, „wenn Ihr mir damit sagen wollt, meine Verwandtschaft stehe Euch nicht an, dann will ich mich nicht aufdrängen, denn Jeder ist Herr in seinem Haus."

„Nein, nein," sagte der Schuster verlegen, „so mein' ich's nicht, ich hab' nur gemeint —"

„Und ich," unterbrach ihn Erhard, „hab' nur zeigen wollen, daß ich auch fluchen kann, wenn's Noth thut. Aber wenn Euch die Verwandtschaft nicht zuwider ist, so sehet erst einmal zu, wie sie uns erwünscht sein muß. Ihr habt selbst vorhin davon gesprochen, wie die Menschen seien und wie nöthig es sei, der Axt einen Stiel zu drehen. Gibt es nun ein sichereres Mittel, aus aller Verlegenheit zu kommen? Eurer Frau Bruder kehrt aus der Fremde zurück, wo er sein Glück gemacht und zugleich die Beweise für die vorher unbekannte Verwandtschaft aufgefunden hat, er findet Schwester und Schwager — gottlob nicht im Elend, nein, vielmehr in ehrenhaften Umständen, aber mit elf fressenden Pfändern gesegnet; und da er zu gleicher Zeit eine alte Liebe wiederfindet und sich zum Heirathen anschickt, so bettelt er dem Schwager und der Schwester ein paar von ihren Kindern ab —"

„Nein, nein, nein!" rief der Schuster, „da hat die Freundschaft ein End'!"

„Also," fuhr Erhard, ohne sich stören zu lassen, in

seiner Auseinandersetzung fort, weil der Schwager sich nicht entschließen kann, von seinen leiblichen Kindern eins herzugeben, was ist natürlicher, als daß er dem Antömmling auf sein vieles Bitten wenigstens das Pflegekind abtritt, das er zu seinen zehn eigenen angenommen hatte?"

„Beim Blitz!" rief der Schuster unwillkürlich, „der Einfall ist verflucht gescheit, —!"

„Das lass' ich mir gefallen!" unterbrach ihn Erhard befriedigt, „ich halt' ihn auch nicht für dumm, denn wenn der Reiche zum Armen in Verwandtschaft steht, so zweifelt sicherlich Niemand an der Echtheit des Bluts. Ich sage ganz absichtlich so und hoffe, meine Worte seien keiner Mißdeutung ausgesetzt, denn es liegt ja auf der Hand, daß diesmal der Reiche der Verwandtschaft bedürftig ist, der Arme aber nicht, und wenn Schwager und Schwester insgeheim gegen mich hochmüthig sein wollen, während sie mich vor den Leuten anerkennen, so kann ich sie nicht zwingen, anders zu sein."

„Was meinst, Dorle?" sagte der Schuster zu seiner Frau.

„Ich hätte gar nicht so viel Worte gemacht," erwiderte diese, „denn im Herzen hab' ich die Verwandtschaft schon längst anerkannt."

Erhard eilte mit offenen Armen auf sie zu.

„Halt!" rief der Schuster, indem er schalkhaft auf Justinen deutete. „Wir küssen also über's Kreuz?"

„Dem Schwager darf's die Schwägerin nicht abschlagen, zumal wenn er's so hoch verdient hat," antwortete Erhard, indem er die neugewonnene Schwester in die Arme schloß und herzlich küßte. Sie erwiderte den Kuß mit einem Erröthen, der ihrem Antlitz einen jungfräulichen Ausdruck gab.

„Grüß' dich Gott, Schwesterherz!" sagte er.

„Sei mir willkommen, Bruderherz," erwiderte sie, „aber nun versprich mir auch gleich, nicht mehr so zu fluchen."

„Ich gelobe dir's," sagte er. „Es ist überhaupt sonst nicht meine Art. Dein Mann hat mich damit angesteckt, dem hättest du das Handwerk vorher legen sollen —"

„Ich hab' meinen Meister gefunden!" rief dieser. „Bisher hab' ich gemeint, ich könn's allein so recht aus dem Fundament; weil ich aber keine Pfuscherarbeit leiden kann, so will ich's bleiben lassen, so viel mir's möglich ist."

„Du mußt mir auch eins versprechen, Schwager," sagte Justine zu ihm. „Mußt dich künftig fleißiger rasiren. Ich sag's nicht meinetwegen, denn ich habe die Kratzbürste wohl verdient, ich sag's blos wegen deiner Frau, die sie nicht verdient hat."

Der Schuster versprach lachend Besserung. Da klopfte es an der Thüre, und der kleine Knecht aus dem Löwen erschien mit einem Pack, den ihm Erhard nachzubringen aufgetragen hatte. Nachdem er sich wieder entfernt hatte, sagte Erhard: „Das erste Wort, das ich von meinem Sohn gehört habe, ist eine Wahrheit gewesen, und ich nehme das für ein gutes Zeichen. Er hat gesagt: ‚das Christkindle kommt!‘ und da ist es auch, wenn meine Neffen und Nichten damit vorlieb nehmen wollen. Zuvor aber will ich ihm sein eigenes einlegen lassen. Seid so gut und rufet ihn — doch nein! das ist meine Sache."

Er trat zu der Thüre und öffnete sie. „Erhard!" rief er mit weithin tönender Stimme hinaus.

Es dauerte eine kleine Weile, so kam der Knabe die Treppe herauf und trat mit großen Augen in die Stube herein. „Wer hat mir gerufen?" fragte er, da Alles schwieg.

„Dein Vater," sagte Erhard.

Der Knabe ging auf den Schuster zu. „Ich nicht," sagte dieser. Der Knabe sah sich verwundert um. Der Schuster, den seine Verdutztheit belustigte, sagte, auf Erhard deutend: „Deiner Mutter Bruder hat dir gerufen. Er will dein Vater sein und will dir eine neue Mutter geben, die dir doch nicht neu ist, aber auch nicht alt. Jetzt rath' einmal."

Erhard trat auf den Knaben zu und faßte ihn bei der Hand. „Willst du mein Sohn sein?" fragte er ihn, indem er ihm mit liebevollem Ernst in die Augen sah.

Der Knabe zuckte mit der Hand, doch ließ er sie ihm und heftete seine großen Augen mit dem durchdringenden

Blicke, der den Kindern eigen ist, auf ihn. Hierbei wurden Alle mit Verwunderung gewahr, daß die Augen des Kindes, obgleich sie einen schärferen und beweglicheren Ausdruck hatten, doch eine auffallende Aehnlichkeit mit den Augen seiner Pflegmutter zeigten, so daß dieser gemeinsame geistige Zug, der nur das Werk des innigen Zusammenlebens sein konnte, das Gepräge einer natürlichen Verwandtschaft auszudrücken schien.

„Warum soll ich denn meinen Vater verlassen?" fragte der Knabe.

„Ich bin nicht dein Vater," sagte der Schuster zu ihm. „Wir sind nur deine Pflegeeltern gewesen."

„Willst du denn nicht mehr meine Mutter sein?" rief der Knabe mit Thränen in den Augen, indem er sich von Erhard losriß und zu der Schusterin ging.

„Wir bleiben dir, was wir gewesen sind," antwortete ihm diese tröstend, „und ich hoffe, daß wir uns auch nicht von dir zu trennen brauchen. Gib Acht, wenn du deine neue Mutter kennen lernst, wirst du schon zufrieden sein. Erräthst du sie denn nicht? Du hast sie ja oft im Spaß deine zweite Mutter geheißen."

„Die Justine!" rief der kleine Erhard freudig und sprang seiner vielgeliebten Freundin zu, die ihn in ihre Arme schloß und mit Küssen und Thränen bedeckte.

„Willst du jetzt?" fragte Erhard.

„Ja ich will!" antwortete er mit so mannhafter Entschiedenheit in seiner kindlichen Stimme, daß Alle mitten in der Rührung laut lachen mußten, was auf ihn selbst sehr ansteckend wirkte.

Nachdem Erhard gleichfalls den kleinen Springinsfeld als Sohn begrüßt hatte, sagte er noch immer lachend zu ihm: „Wir müssen einander jetzt näher kennen lernen. Nun sag' mir einmal, was du bist. Dein Pflegevater sagt, du seiest einer von den Allerschlimmsten, deine Pflegmutter aber spricht, du seiest ein gutes Kind. Deine jetzige Mutter hingegen hat dich vorhin einen ungezogenen Buben geheißen. Wer hat denn jetzt Recht?"

Der Knabe schwieg eine Weile lächelnd, dann sagte er getrost: „Alle Drei.“

Die beiden Paare brachen in ein schallendes Gelächter aus.

Als der Knabe sah, daß für ihn so gutes Wetter war, wuchs ihm der Muth, so daß er die Frage mit einer kecken Gegenfrage erwiderte. „Und was bist denn du?“ fragte er.

Erhard runzelte die Stirn ein wenig, denn der Vorwitz gefiel ihm nicht besonders; da er aber sah, wie der Schuster unmäßig lachte und die Hände vor Vergnügen zusammenschlug, so bedachte er sich eines Andern und antwortete dem Kinde ruhig: „Nun, du siehst's ja, ich bin ein Mensch mit fünf Sinnen.“

„So!“ sagte der Knabe. „Aber ich hab' sieben.“

Die Lustigkeit der Erwachsenen nahm zu, und auch Erhard konnte das Lachen kaum unterdrücken. „Wie so denn?“ fragte er.

„Mein Vater,“ antwortete der Knabe, „sagt immer, ich hab' über meine fünf Sinne noch einen sechsten, und der stecke in meinem Schnabel. Meine Mutter aber spricht, ich hab' einen ganz besondern Sinn für den Muthwillen und da hab' ich gedacht, das müsse mein siebenter sein.“

Nun mußte auch Erhard laut lachen. Er wechselte einen stummen Blick mit den Andern und sagte dann mit aufgehobenem Finger zu dem Kinde: „Nimm nur diesen siebenten Sinn recht in Acht, damit er dir nicht zu einer bösen Nummer wird. Was brauchst du mich denn zu fragen, wer ich sei? Hab' ich dir's nicht gesagt?“

Er hielt inne und sah den Knaben fragend an. Die Milde dieses Blickes, in Verbindung mit dem Ernste, der aus seiner Stimme herausgeklungen hatte, bewirkte, daß der Knabe in dem rechten Tone, gleich weit entfernt von Uebermuth und Erniedrigung, zur Antwort gab: „Mein Vater.“

„Gib mir die Hand drauf, Erhard, daß du dich bemühen willst, ein guter Sohn zu sein. Ich gelobe dir dagegen, daß du an mir keinen schlechten Vater haben sollst.“ — Indem er ihm zum Pfande dieses Versprechens die Hand

drückte, neigte er sich tiefer gegen ihn herab und setzte lächelnd hinzu: „Daß du mich aber nie als einen bösen Vater wirst kennen lernen, das kann ich dir just nicht schwören. Das muß jemand Anders verhindern als ich. Weißt du, wer?"

Der Knabe blickte, gleichfalls lächelnd, auf Justinen.

„Du bist auf gutem Weg," sagte Erhard, „aber doch nicht ganz auf der rechten Spur. Rath' noch einmal: Wer ist's?"

„Ich selber!" sagte der Knabe, gleichsam verwundert, daß ihm sein kleines, sonst so vorlautes Ich diesmal so spät eingefallen war.

„Was hast du denn vorhin gelesen?" fragte Erhard weiter.

Der Knabe eilte gehorsam, holte das Büchlein und reichte es stumm seinem Vater dar. Es schien, als ob er nicht blos seinen siebenten, sondern auch seinen sechsten Sinn vergessen habe. Das kleine Mädchen folgte ihm nach und hielt sich an ihm fest.

Erhard schlug das löschpapierene Erzeugniß einer veralteten Presse auf und las: „Eine schöne anmuthige und lesenswürdige Historia von der unschuldig betrangten Genoveva, wie es ihr in Abwesenheit ihres herzliebsten Ehegemahls ergangen. Mit Holzschnitten geziert, und neue Auflage; auch die allerhöchste Censur passirt." Er lächelte. Sein Auge flog bedentungsvoll über Justinen hin, blieb aber an der Schusterin haften. „So ist also doch wirklich eine Gräfin im Haus!" rief er. „Da haben wir's ja Schwarz auf Weiß!"

„Ich glaub' sogar, eine geborne Herzogin!" sagte der Schuster lachend.

„Aus Brabant!" ergänzte der kleine Erhard mit der wichtigen Miene des Gelehrten, der für den geschichtlichen Buchstaben einzustehen hat, und abermals mußten die Erwachsenen lachen.

„Du weißt ja Alles!" bemerkte Erhard. „Und was denkst du denn über die Geschichte da?"

„Dem Golo thät' ich gleich den Kopf abhauen!“ rief der Knabe.

„Gib du lieber auf dein Schwesterlein Acht!“ sagte Erhard, ihm den Arm haltend, mit welchem er die Gebärde des Köpfens, voraussichtlich zum Schaden des Kindes, machen wollte. „Weißt du denn nicht, daß der Golo seit mehr als tausend Jahren todt ist?“

„Nein,“ sagte der Knabe, „ich hab's noch nicht ganz ausgelesen.“

„Das ist was Andres,“ bemerkte Erhard. „Hast du auch schon den Robinson gelesen?“

„Nein,“ erwiderte der Knabe.

„Wart', den sollst du jetzt haben!“ sagte Erhard. „Die Kinderlehr' ist aus, das Christkind ist da. Lauf', was du kannst, und hol' deine Geschwister, alle!“

Der Knabe flog wie ein Pfeil. „Nimm dich in Acht, daß du nicht fällst!“ rief ihm Erhard nach, da er etwas gar zu buchstäblich die Treppe hinab gehorchte.

„Was ist denn der Robinson?“ fragte der Schuster.

„Es ist die Geschichte eines Schiffbrüchigen, der lang auf einer wüsten Insel leben mußte,“ erwiderte Erhard. „Das Buch ist kürzlich von einem Gelehrten eigens für die Kinder bearbeitet worden. Es steht leider viel altkluges Zeug darin, das mir gar nicht behagt und die Kinder nicht einmal besonders gescheit machen wird; aber da drin“ — er deutete auf das Büchlein, das er weggelegt hatte — „stehen Dinge, die ihnen jedenfalls noch weniger taugen, denn sie lernen da nicht blos die Genoveva kennen, sondern auch den Golo, und das ist für ihr Alter viel zu früh.“

Die Kinder kamen, um ihre Christgeschenke in Empfang zu nehmen, welche Erhard und Justine, dem verabredeten Plane gemäß, auf dem Tische ausbreiteten und unter die Einzelnen vertheilten. Auch die älteren Kinder fanden sich ein, die nicht mehr im Hause lebten. Jedes nahm seine Gabe in der ihm von Natur gegebenen Art in Empfang: das Eine mit stiller, das Andre mit lauter Freude, alle aber mit einer Befriedigung, an welcher nicht gezweifelt werden

konnte, da die Bescherung ihre angewöhnte Genügsamkeit weit überstieg. Der Schuster, welcher Schwager und Schwägerin gewähren lassen mußte, weil er es bei seinem Volk nicht anders hätte verantworten können, freute sich selbst über die fremden Herrlichkeiten, die demselben zu Theil wurden; die Schusterin aber sah mit glänzenden Augen darein, denn der vornehme Zug, den ihr Christoph seinem Dorle zugestehen mußte, hatte bei dieser Bescherung ihrer Kinder, mit der sich in keinem Fall eine andere Weihnachtbescherung im Städtchen messen konnte, seine volle Genugthuung gefunden.

Die Glocken läuteten zusammen, und nun zog die ganze, so unerwartet vergrößerte Familie in die Kirche. Die Kinder trafen unterwegs mit andern Kindern zusammen, zeigten zum Theil ihre reichen Christgeschenke vor, und ehe noch die Gemeinde ganz zum Gottesdienste versammelt war, hatte sich die öffentliche Sage über den reichen Oheim aus der Ferne festgestellt und waren seine Tausende bereits zu Millionen angewachsen. Diese hohe Meinung diente zugleich zu der Beilegung einer Frage, die schon bei mancher Gelegenheit Streit in der Kirche des Städtchens erregt hatte, indem bei der Besetzung der Kirchenstühle der Fremde auf der Emporkirche neben dem Schuster und dem Löwenwirth, der sich gleichfalls eingefunden hatte, durch die Nachgiebigkeit der Nachbarn ausreichend Platz fand, gleichwie in den Weiberstühlen Justine, die vom Gerüchte bereits als die Braut eines Nabobs bezeichnet wurde, zwischen der Schusterin und der Löwenwirthin einen Sitz erhielt, den sie niemals angesprochen haben würde, wenn ihr nicht die befreundete Umgebung, von welcher sie dazu genöthigt wurde, willkommen gewesen wäre. Die Kinder saßen zu oberst bei der Orgel, wo es keinen Streit geben konnte, weil das frühere Kommen über den Vorzug des Sitzes entschied.

Nach dem Gottesdienste fanden sich die Verwandten und Gefreundten wieder zusammen. Allein während dies geschah, hatte Erhard eine schwere Probe zu bestehen, denn in dem Thore der Kirche, durch das er mit den Seinigen hinausging, traf er den Mann, mit welchem er am wenigsten zusammen-

zutreffen wünschte. Derselbe war mit seiner Frau in der Kirche gewesen und grüßte nun im Hinausgehen nach allen Seiten mit honigsüßen Worten und Gebärden. Sein Gesicht aber entsprach diesem freundlichen Aussehen nicht: es war durch die hervorstechenden Knochen spitzig und eckig geworden und schien von der Gesichtsfarbe der Frau, welche die Leute grün und gelb nannten, einen Widerschein angenommen zu haben. Als er aber Erhards und seiner Braut ansichtig wurde, verzog sich das Gesicht zu einem Grinsen, worin Erhard, so flüchtig es vorüberging, einen frechen Hohn zu lesen glaubte. Er bot seiner Braut den Arm und sagte leise zu ihr: „Justine, mein Entschluß ist gefaßt, wir bleiben in der Gegend." — Sie sah ihn scheu und traurig an, denn in seinem Tone lag eine Verbissenheit, die sie nur allzu wohl verstand.

„Der Herr Vetter theilt heut wieder einmal der ganzen Stadt Lebkuchen aus," sagte der Schuster zu seiner Frau: „wird sich aber Niemand den Magen dran verderben."

Auf dem Platze vor der Kirche gesellten sich Alle wiederum zusammen. Erhard hatte in einem Gasthause des Städtchens das Mittagessen bestellt, zu welchem er auch seine Freunde vom Löwen einlud, die sich aber wegen der Kränklichkeit der Frau entschuldigten und den Heimweg einschlugen.

„Wie hat dem Schwager die Predigt gefallen?" fragte der Schuster, während sie mit einander die Straße hinunter gingen.

„Er redet stark altfränkisch, der alte Herr," antwortete Erhard lächelnd, „und einem neumodischen Ohr wird's wie Heu und Stroh vorgekommen sein. Auch hat er mir zu sehr geeifert, und es will mir nicht gefallen, daß er die Welt so ganz und gar verdammt; denn die Welt ist mit all ihrer Noth und Schuld doch eine schöne Gotteswelt, und man erlebt Manches darin, woran sich das Herz erbauen kann. Davon sind wir ja selber Zeugen. Doch will ich die Predigt nicht schelten, denn es ist manches gute Wort darin gewesen, und man hört ihm an, daß er's aufrichtig meint und daß er glaubt, was er predigt."

„Das," sagte die Schusterin, „hat mich besonders angezogen, was er von der Botschaft des Engels gesprochen hat."

„Gerade da," bemerkte Erhard, „ist er mir nicht ganz verständlich gewesen, und er hat auch einen ganz eigenen, geheimnißvollen Ton angenommen. Es gehe nicht blos ein Engel neben dem Menschen her, sondern Viele, sagte er: einer von den unsichtbaren sei die Stimme des ungeschriebenen Gesetzes im Herzen, die Jeder hören müsse, der nicht ganz taub sei; ein anderer aber begleite uns sichtbar und hörbar auf unserer Pilgerschaft, und das sei die Sprache, die dem Menschen gegeben sei und beständig auf dem Wege mit ihm rede, nicht blos aus Gottes Wort, sondern auch aus Büchern und Zeitungen, ja selbst aus dem, was die Menschen auf dem Markte mit einander plaudern, aus guten und bösen Worten. Sie flüstere uns immer zu und wolle uns etwas in's Ohr sagen, wir aber verstehen sie nicht und gehen an dem treuen Reisegefährten vorbei, weil wir uns zu gescheit dünken. — Das Letztere glaub' ich mir nicht vorwerfen zu müssen; im Andern aber fühl' ich mich in der That getroffen, denn ich verstehe nicht, was er damit hat sagen wollen."

„Es ist eben ein alter Herr," versetzte der Schuster. „Er studirt Tag und Nacht über geheimen Büchern und flicht oft wunderliche Sachen in seine Predigt ein."

„Ich begreife nur nicht, wie er die Welt so verwerfen kann," bemerkte Justine. „Wenn sein Engel sogar aus dem Marktgeschrei zu vernehmen ist, dann kann die Welt doch nicht so ganz verdammlich sein."

„Das ist freilich ein Widerspruch," sagte die Schusterin lächelnd. „Aber was er über den Engel gesagt hat, der sichtbar und hörbar mit dem Menschen geht, das hat mir doch nicht ganz fremd geklungen. Wenn ich etwas sage oder denke, so wachsen mir oft die Worte unter der Hand und nehmen einen ganz andern und viel größern Sinn an, als ich habe hineinlegen wollen. Was wir reden oder denken, das ist oft nach unserer Absicht blos Heu und Stroh, aber wie in der Krippe, in der das himmlische Kind lag, und

wer weiß, ob uns nicht der Engel noch einmal vor eine Thüre bringt, hinter der wir unsere Eltern leibhaftig wiederfinden."

Alle sahen sie bei diesen Worten verwundert an. „Du redest ja, wie wenn du ein Geheimniß wüßtest!" sagte Justine.

„Ich weiß nichts," erwiderte sie. „Es ist mir nur manchmal, als ob ich irgendwo läuten hörte. Aber sonst geht's mir nicht besser als dem Apostel, wenn er sagt: Wir sehen durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort."

„Das sind Dinge, über die man nicht zu viel grübeln muß," bemerkte der Schuster verweisend. „So lang man in der Welt ist, muß man die Augen offen und den Verstand bei einander behalten, damit man leisten kann, was der Tag vom Menschen fordert."

„Ja, und jetzt ist die Zeit des Leistens da!" rief Erhard scherzhaft, denn es war jetzt an ihm, den Wirth zu machen, da sie am Gasthause angekommen waren. Bald saßen sie mit einander zu Tische, und Erhard ergötzte sich an dem Erstaunen und Behagen, womit die Schusterskinder die ungewohnten Herrlichkeiten dieser Welt genossen.

Die Familie blieb jedoch nicht lang allein, da das Zimmer sich mit Gästen aus dem Städtchen füllte, welche zum Theil die Neugierde, zum Theil alte Bekanntschaft mit dem aus der Fremde zurückgekehrten Löwenknecht herführte. Da man im Wirthshause war, so mußte man sich die Störung gefallen lassen, und die Unterhaltung wurde bald sehr lebhaft und allgemein. Der Schuster glänzte durch manches derbe, körnige Wort, und seine Mitbürger konnten sich nicht genug wundern, daß dieses Licht so lange unter dem Scheffel geblieben sei. Neben seiner schönen Tochter wußte sich bald ein junger Mann von einnehmendem Aussehen seinen Platz zu erobern, und der Vater desselben, ein im Städtchen geachteter Bürger, benützte die erste Gelegenheit, um dem Oheim des Mädchens auseinander zu setzen, daß sein Sohn seit langer Zeit ein Auge auf sie geworfen habe, wegen ihrer Zurückgezogenheit aber sich ihr nicht habe nähern können;

ein in der Welt gereister Mann, setzte er hinzu, werde es gewiß billig finden, daß ein junges Paar sich erst etwas genauer kennen lerne, ehe es den wichtigsten Schritt für das Leben thue, und bat ihn, bei den Eltern hiezu die erforderliche Einleitung zu vermitteln. Erhard, der gegen Vater und Sohn nichts einzuwenden hatte, bequemte sich dieser Bitte, und der leise Verkehr des jungen Paares, das sich zu verständigen schien, wurde unter der stillen Zustimmung der Eltern fortgesetzt. Auch der übrigen Jugend erging es auf's Beste, doch keinem so gut, wie dem kleinen Erhard, dem es gelungen war, sich des Schirmes seines Vaters zu bemächtigen. Er hatte seinen Robinson bis jetzt nicht näher kennen gelernt, als aus dem Titelbilde, das den Helden mit aufgespanntem Schirme darstellte; das genügte ihm aber, um diesen nachzuahmen und als kleiner Robinson durch das Zimmer zu stolziren. Dazwischen beliebte es ihm auch, den Schirm wieder zu schließen und wie eine Flinte auf die kleine Justine anzulegen, die sich vor seinem Muthwillen zwischen die beiden Frauen flüchtete. Da er gleich den übrigen Kindern ein wenig Wein abbekommen hatte, so wußte man ihm nicht genug zu wehren. Dabei hielt ihn weder seine eigene wilde Lustigkeit, noch das Geräusch der allgemeinen Unterhaltung ab, mitunter scharf auf einzelne Worte, die gesprochen wurden, zu lauschen. So fiel es ihm auf, daß seine neue Mutter, die bisherige Magd aus dem Löwen, von den übrigen Gästen einmal über das andere mit vieler Rücksicht als Jungfer Justine angeredet wurde.

„Wie könnt ihr sie denn immer Jungfer heißen?" rief er bei einem solchen Anlaß. „Sie ist ja meine Mutter!"

Eine Todtenstille entstand. Alles war erstarrt über die Rede des Knaben.

Die Schusterin aber lachte wie ein ausgelassenes Kind und setzte den Gästen auseinander, daß ihre Schwägerin Justine von jeher in Folge ihrer Stellung zu der Familie für die zweite Mutter der Kinder gegolten habe und auch so benannt worden sei, und daß der kleine Naseweis heute von seinen jetzigen Eltern bei der Uebernahme die Ermächtigung

erhalten habe, sie gleich ohne weiteres Vater und Mutter zu nennen.

Die Gesellschaft fand dies ganz begreiflich und erhob ein schallendes Gelächter über das entsetzliche Mißverständniß, welchem sie durch die Schuld des vorwitzigen Knaben beinahe zum Opfer geworden wäre. Der anwesende lateinische Lehrer aber setzte den Gästen auseinander, daß eine Jungfer, wie man sie auch dem Sinnne nach nehmen möge, nach dem Wortlaut der deutschen Sprache nichts anderes bedeute, als eine junge Frau, und daß man somit, wenn man einem Mädchen einen vornehmen Titel geben wolle, bereits bei der Bestimmung desselben angekommen sei. Diese Belehrung erregte große Heiterkeit. Als jedoch ein Gast die Bemerkung eines andern, daß der lustige Knabe sich zweier Väter und zweier Mütter zu erfreuen habe, mit der Gegenbemerkung zu überbieten suchte, man werde wohl am Ende gar von drei Vätern und drei Müttern reden müssen, da klingelte Erhard an sein Glas und erklärte, den herbeieilenden Kellner zur Ruhe winkend, mit festem Tone, er sei der Vater, und wer daran rütteln wolle, der habe es mit ihm zu thun.

Hierauf entstand eine kleine Stille, welche durch das Gerassel eines vorüberfahrenden Fuhrwerks unterbrochen wurde. Da das Wirthszimmer zu ebener Erde lag, so wandten sich viele der Gäste nach dem Fenster, und die Unterhaltung fand einen neuen Gegenstand. Der Herr Vetter läßt heut seinen Drachen nicht steigen, bemerkte man, heut fliegt er selbst mit ihm. Und nun drehte sich das Gespräch unter fortwährenden, mehr oder weniger verhüllten Anspielungen um das Paar, das auf seiner Festtagsspazierfahrt vorbeigekommen war. Wer es nicht schon wußte, erfuhr es, daß der Herr Vetter über jedes eines Mannes würdige Maß hinaus unter dem Pantoffel der Frau Base stehe, daß er, trotz aller Wohlhabenheit, nicht genug zu essen bekomme und von der Frau, die unter seinem Namen mit großem Geschick und geringer Gewissenhaftigkeit ausgebreitete Geschäfte von mancherlei Art ganz allein leite, lediglich als Packknecht behandelt werde, so sehr, daß er seine im Hause lebende Mutter, die häufig

Schläge von der Frau erhalte, manchmal auf Befehl der letzteren, wenn sie nicht selbst Hand anlegen wolle, eigenhändig züchtigen müsse. Dabei wurde jedoch anerkannt, daß er in seiner Jugend ganz andere Hoffnungen erweckt habe, von seiner Mutter aber bis zur völligen Unbrauchbarkeit für das Leben verzogen worden sei, daher er im Bewußtsein ihrer Verschuldung sie wohl manchmal nicht ungerne büßen lasse, wiewohl er in andern Fällen noch ihr einziger, freilich schwacher Schutz der Frau gegenüber sei. Bei alledem wurde der Spott und die Verachtung auf eine etwas zurückhaltende Art ausgedrückt, denn aus den weiteren Reden ergab es sich, daß der Gegenstand derselben in Folge seiner Verwandtschaft demnächst unabwendbar in den Rath der Stadt eintreten und dadurch seiner Frau einen gar nicht wünschenswerthen Einfluß auf denselben sichern werde.

Erhard hatte diese Reden aufmerksam angehört, die ihm, abgesehen von seinem persönlichen Hasse, einen Einblick in bedenkliche und faule Zustände eröffneten. Als daher im Verlauf des Gesprächs einer der Gäste ihn fragte, wie er seine Zukunft einzurichten gedenke, so erklärte er mit lauter Stimme, er sei gesonnen, sich in der Gegend niederzulassen, und er hoffe, seine Mitbürger werden ihn kennen lernen. Der Ton, womit er dies aussprach, hatte eine gewisse Entschiedenheit und Härte, welche die Zuhörer, je nach ihren verschiedenen Verhältnissen, verschieden berührte, so daß sie einander verstohlen ansahen und sich in der Stille den Ueberschlag machten, ob es besser sein werde, den Mann zum Freunde oder zum Feinde zu haben.

Indessen wurde es im Kreise der Gäste bekannt, daß eine andere Gesellschaft aus dem Städtchen nach dem verlassenen Löwenwirthshause aufgebrochen sei, um daselbst ihre Neugierde zu befriedigen. So wie Justine dies hörte, erhob sie sich sogleich, um ihrer kränklichen Freundin zu Hilfe zu kommen. Die Tochter des Schusters erbot sich gleichfalls zum Beistande, und ihr Liebhaber vollendete zur Belustigung seines Vaters das dienstbare Kleeblatt. Erhard blieb noch zurück, da er sich in Gespräche über öffentliche und gewerb-

liche Angelegenheiten eingelassen hatte, welche ihn und Andere fesselten.

Als er nach einer Stunde seiner Braut folgte und die Schustersfamilie gleichfalls aufbrach, um ihm noch eine kleine Strecke weit das Geleite zu geben, wagten sich in der Gesellschaft erst die Fragen und Muthmaßungen über den Ankömmling hervor, und es dauerte nicht lange, so hatte sich im Städtchen die Ueberzeugung festgestellt, Erhard und die Schusterin seien Kinder eines fremden Generals, Viele behaupteten, eines Fürsten, der erst jetzt den Willen oder die Gelegenheit gefunden habe, sich ihrer anzunehmen. Von dem Knaben vermuthete man, daß er dem gleichen Vater, wahrscheinlich wieder von einer andern Mutter her, angehöre, und fand es deßhalb sehr erklärlich, daß Erhard ihn an Kindesstatt angenommen habe. Jedenfalls hatte der neue Mitbürger einen sehr entschiedenen Eindruck gemacht. Die Besseren richteten die Augen mit Vertrauen auf ihn, und den Andern erschien er wenigstens als ein Mann, mit dem man es, bei seinem Reichthum und seinen muthmaßlichen mächtigen Verbindungen, nicht verderben dürfe.

Erhard ging inzwischen mit seinem Sohne, der nach Verabredung in der ersten Zeit den beiden Elternpaaren abwechselnd angehören sollte, die Straße nach dem Löwen zu. Der Himmel hatte sich aufgehellt und spendete den heitersten Sonnenschein, der wenigstens die obere Hälfte des Menschen erquickte, während die untere dafür freilich um so mühseliger durchwaten mußte. Der Knabe ließ es sich nicht nehmen, den überflüssig gewordenen Schirm zu tragen, dem er nun einmal seine besondere Vorliebe zugewendet hatte. So waren sie etwa bis in die Mitte des Weges gekommen, als sie einen Hufschlag nebst Wagengerassel hörten und ihnen das Gefährt, das den Widersacher trug, entgegen rollte. Es war ein leichtes Wägelein, von einem alten, ausgehungerten Klepper mit sehr gemäßigter Geschwindigkeit gezogen; doch sah man schon in der Ferne den Straßenkoth von den Rädern spritzen. Das Paar schien seine Spazierfahrt zeitig vollendet zu haben. Der Mann saß äußerst verdrießlich und gedemüthigt neben

der Frau, deren harte Züge ungewöhnlich stark hervortraten; doch nahm sein Gesicht beim Näherkommen einen triumphirenden Ausdruck an, als ob es ihn innerlich kitzle, einem Menschen zu begegnen, auf den er in seiner wenig beneidenswerthen Lage nach seiner Meinung noch heruntersehen konnte. Erhard gewahrte diesen Blick: es kochte in ihm, und der Rachezorn übermannte ihn, so daß ihm, während das Fuhrwerk herankam, um die beiden Fußgänger rücksichtslos zu bespritzen, unwillkürlich durch die Zähne die Worte entschlüpften: „Wenn nur der Teufel in den Gaul führ' und dem Schuft den Hals bräche!" — Diese Worte hätten in keinen fruchtbareren Boden ausgestreut werden können. Dem zündenden Funken gleich, der in ein offenes Pulverfaß fällt, wirkten sie auf den siebenten Sinn des Knaben, welcher niemals ein gutes Wort über den Herrn Vetter gehört, dagegen in der kurzen Zeit schon mit großer Liebe an seinem Vater aufblicken gelernt hatte. Sein schneller Kopf erkannte, daß hier gar wohl zu helfen sein werde: im Nu hatte er den Schirm erhoben, den seine Kinderhände mit Leichtigkeit handhabten, und während der alte Klepper im Vorüberhumpeln begriffen war, schlug er blitzschnell das Dach mit solcher Gewalt gegen ihn auf, daß es übergestülpt wurde. Das dürre Thier, auf eine solche Erscheinung keineswegs gefaßt, bäumte sich hoch auf, fiel zwar gleich wieder auf die Vorderfüße nieder, setzte sich aber in seinem Schrecken in einen für sein Alter gar nicht verächtlichen Galopp und trug seine Herrschaft wie im Sturm davon. Beide schrieen vor Schreck und Angst aus vollem Halse; doch war die Frau besonnener als der Mann, denn sie ergriff sogleich mit fester Hand die Zügel, die er fallen ließ, um sich, unbekümmert um seine Gefährtin, über den Wagenrand hinaus zu retten, wobei er jedoch in seiner blinden Angst sehr ungeschickt verfuhr, denn er stürzte hart am Fuhrwerk auf den Kopf und eines der Hinterräder ging ihm über den Leib. Erhard sprang hinzu, um als Mensch dem Menschen zu helfen; allein der Gefallene, der auf dem Gesichte lag, rührte sich nicht mehr und schien der kaum verhallten Verwünschung buchstäbliche Folge geleistet zu

haben. Erhard war im Innersten erschüttert, denn sein Bewußtsein sagte ihm, daß, wenn auch die Feigheit des Menschen die überwiegend größere Schuld an seinem Tode trage, doch er selbst durch seinen Mund die Hand des Kindes bewaffnet und angefeuert habe, um — Er mochte den Gedanken nicht ausdenken. Sein zweiter Blick suchte den Knaben. Dieser hatte das unschuldige Mordgewehr weggeworfen und schickte sich in seiner Todesangst eben an, über den Straßengraben zu springen und in's Weite und Ungewisse zu fliehen. „Bleib'!" rief ihm Erhard zu. Der Knabe gehorchte und blieb zitternd am Graben stehen. „Es soll dir kein Leid geschehen!" rief Erhard mit milderer Stimme, „aber wir sprechen nachher ein ernstes Wort zusammen. — Wie aber dieses Wort beschaffen sein sollte, war ihm selbst noch nicht ganz klar; desto deutlicher sagte ihm sein Herz, daß es für die Kinderzucht, die er heute mit so gutem Muthe begonnen hatte, keine gefährlichere Klippe gebe, als die Leidenschaften und Schwächen der Eltern selbst.

Indem vernahmen sie die Stimme der Frau, welche sie um Beistand anrief. Sie war keinen Büchsenschuß weit entfernt, denn sie hatte das alte Thier, dessen Kräfte bald nachgelassen hatten, bereits wieder zum Stehen gebracht. „Helfet mir nur absteigen!" rief sie. „Schicket mir den Buben, daß er den Gaul hält. Das Thier ist ganz fromm. Ich will dem Buben nicht einen einzigen Vorwurf machen, denn das Herunterspringen ist ganz unnöthig gewesen. Helfet mir nur!"

Erhard befahl dem Knaben das Pferd zu halten, und der Knabe lief aus Leibeskräften. Während Erhard ihm nachsah, bemerkte er nicht, daß sich der Todte ein wenig auf dem Elbogen erhob, die Augen ausrieb und dann mit der Hand bedächtig über den Rücken strich, worauf er mit befriedigter, wenn auch schmerzlicher Miene aufstehen wollte, als er auf einmal sah, mit wem er sich hier ganz allein auf der Straße befand, und deßhalb schnell sich wieder auf das Gesicht niederlegte.

Erhard wendete sich zu ihm und blickte eine Weile stumm auf ihn herab. „Zwischen uns," begann er dann, und ein

furchtbarer Ernst sprach aus seiner Stimme, „zwischen uns hat eine höhere Hand gerichtet und mir das Richteramt erspart. Du wärest mir nicht entgangen, welchen Ausweg du auch hättest ergreifen mögen. Gegen dich waren schon alle Netze der wohlverdienten Rache ausgespannt. Mit Katzenlist hätt' ich dich von weitem umschlichen, um dich zu stürzen, und wenn mir das mißlungen wäre, so hätt' ich dich offen angeklagt und wäre lieber vor den Leuten mit Weib und Kind übers Meer gegangen, und wenn kein Recht im Land gegen dich zu finden gewesen wäre, so hätt' ich mich wie ein Tiger auf dich gestürzt und dich mit eigner Hand ermordet, ob auch mein Weib darüber zur Wittwe geworden wäre. Für dich und mich wär' in dieser Welt kein Raum neben einander gewesen. Und kaum die Rücksicht, die der Mensch der Ruhe der Todten schuldet, hält mich ab, dich, wie du daliegst, unter meinen Fuß zu treten; denn ein Lügner und Verräther, wie du, ist auch im Tod keine menschliche Schonung werth."

Er glaubte bei diesen Worten ein Zucken an dem Todten wahrzunehmen; da aber derselbe regungslos liegen blieb, so sah er die Erscheinung für ein Gebilde seiner eigenen Aufregung an und wendete sich der Frau entgegen, die jetzt herbeigelaufen kam.

„Um Gotteswillen! ist er denn todt?" rief sie.

„Er gibt kein Lebenszeichen mehr von sich," antwortete Erhard.

Sie warf sich mit lautem Geheul auf den Todten nieder und blieb eine Weile so liegen; nachdem sie aber dieser Pflicht der Todtenklage um den verunglückten Gatten Genüge geleistet hatte, erhob sie sich mit gefaßter Miene und trockenen Augen, indem sie nur noch zu ihm sagte: „Ach Gott! wie bist du so schrecklich und plötzlich mitten in deinen Sünden weggenommen worden! Ich muß eben jetzt das Geschäft allein fortsetzen," bemerkte sie nach einer kleinen Weile gegen Erhard: „ich hab' auch bisher schon den Kopf allein dazu hergeben müssen und hoff', unser Herrgott wird eine betrübte Wittwe in ihrem Leid nicht verlassen."

„Es scheint, Ihr habt die Kraft, es zu ertragen," versetzte Erhard gleichmüthig.

„Wenn ich ihn nur schon daheim hätt'!" klagte sie. „Ich schäm' mich so, mit dem Leichnam durch die Stadt zu fahren."

„Ich will Euch Leute aus dem Löwen schicken, die Euch behilflich sind," sagte Erhard. „Haltet nur das Pferd so lang," setzte er hinzu, als sie mitgehen wollte. „Ich kann das Kind nicht mit der Leiche allein auf der Straße lassen."

Sie ging und sandte das Kind, das scheu und schüchtern zu dem Vater kam.

„Heb' den Schirm auf!" sagte Erhard.

Der Knabe blieb niedergeschlagen vor ihm stehen, rührte aber weder Hand noch Fuß.

„Nun?" wiederholte Erhard.

„Vater, wenn du's haben willst, so muß ich's thun," erwiderte der Knabe, „aber — und er hielt im Gehen inne — „es graut mir so davor!"

Dieser Zug des Knaben rührte den Erzieher tief. „Du hast Recht," sagte er, und hob das mißhandelte Geräthe selbst von der Straße auf. Während er sich bemühte, dasselbe wieder in Ordnung zu bringen, sagte er im Weitergehen zu dem Knaben: „Ich habe gesagt, ich wolle ein ernstes Wort mit dir reden. Auch das kann ich dir jetzt schenken, nachdem dir selbst das rechte Licht aufgegangen ist. Laß dir das, was hier geschehen ist, dein Leben lang zur Warnung dienen, Erhard, und lerne zeitig, daß man nicht jeden Gedanken gleich zur That werden lassen muß. Denn die Gedanken sind zollfrei, bei Jungen wie bei Alten, aber die That muß man oft schwer bezahlen."

Sie waren unter diesen Worten einige Schritte fortgegangen, als ein Geräusch hinter ihnen ihre Aufmerksamkeit erregte. Sie kehrten sich um und hatten einen Anblick, der sie beinahe versteinerte. Der Todte war, sobald er sich allein sah, behend auf die Beine gesprungen und rannte nun, zwar etwas hinkend, aber mit Aufbietung aller seiner Kräfte dem Fuhrwerk zu, bei welchem sich seine Frau befand. Kaum

daselbst angekommen, schwang er sich hinauf, ergriff die Zügel, welche sie angebunden hatte, faßte die Peitsche und hieb unbarmherzig auf den armen Klepper los, der dem Gebot augenblicklich gehorchte. Das Fuhrwerk schoß vorwärts, so daß die Frau kaum noch auf die Seite springen konnte, und jagte dem Städtchen zu. Die Frau, die gar nicht wußte, wie ihr geschah, rief ihm nach und lief eine Strecke hintendrein; dann blieb sie stehen und rief händeringend die beiden Fußgänger, welche dem Schauspiele zusahen, um Hilfe an. Erhard hieß den Knaben seinen Weg zu der Mutter fortsetzen und ging allein auf die bedrängte Frau zu, wobei er, dem ganzen Hergang leicht auf den Grund schauend, nicht umhin konnte, mit Lächeln an die fürchterlichen Worte zu denken, die er zu der vermeintlichen Leiche gesprochen hatte.

Die Frau war außer sich vor Entsetzen und Jammer. „Er ist auf den Kopf gefallen!“ rief sie, „er ist verrückt!“

„Er ist nicht auf den Kopf gefallen,“ erwiderte Erhard, als er bei ihr ankam. „Ich glaub' ihn vielmehr recht gut zu verstehen und will Euch deßhalb anvertrauen, daß ich um ein Geheimniß weiß, das ihn ganz in meine Hände gibt. Wie ich ihn vorhin für todt hielt, konnte ich nicht umhin, ein wenig laut zu denken, und daraus hat er allem Vermuthen nach erfahren, daß es für ihn nicht eben das Beste sein wird, in meine Hände zu fallen.“

„Was ist denn das für ein Geheimniß?“ fragte sie mit großen Augen.

„Wenn Ihr's durchaus wissen wollet, so kann ich's Euch wohl sagen: er hat gestohlen und ich kann's ihm beweisen.“

„Um des Heilands willen!“ rief sie heftig erschrocken, „schonet eine arme Frau und lasset das Ding nicht auskommen. Jetzt begreif' ich erst, warum er durchaus im Löwen hat einkehren wollen und so giftig worden ist, weil ich's ihm nicht zugelassen hab'. Er hat Euch dort vermuthet und hat mit Euch capituliren wollen.“

Er hielt es nicht für nöthig, ihr diesen Glauben zu benehmen, obgleich er von der Handlungsweise des Menschen

ganz anders dachte und überzeugt war, daß derselbe der sicheren Zuversicht gelebt habe, ein Mann wie Erhard werde nicht zu seinem eigenen Schaden das wahre Verhältniß an den Tag kommen lassen, von diesem Wahne aber in Folge der Leichenrede zurückgekommen sei, die er anhören und, weil der Prediger ganz allein mit ihm war, für den Ausdruck der vollen Wahrheit halten mußte.

„Es ist schrecklich," rief die Frau, „was ich hören muß! Und Ihr habt Beweise? Ach, Ihr werdet doch Euren Nebenmenschen nicht in's Verderben stürzen?"

„Aus Rücksicht auf Euch kann ich wohl schweigen, denn er braucht keine Rücksicht mehr."

Sie sah ihn mit weit offenen Augen an und verstand nicht, was er sagte.

„Habt Ihr ihn denn nicht dahinjagen sehen?" setzte er hinzu. „Der kommt nicht wieder und ist jetzt schon ziemlich weit. Laßt Euch kein graues Haar wachsen: Ihr habt ja selbst vorhin deutlich genug merken lassen, daß nicht viel an ihm verloren ist."

Sie streckte beide Arme krampfhaft in die Höhe, denn jetzt erst ging ihr ein schreckliches Licht auf, aber nicht über den Verlust ihres Mannes. „Der ist nicht mit leeren Händen fort!" schrie sie. „Der Dieb! der Spitzbub'! Haltet den Dieb!"

Und so rannte sie schreiend die Straße hin, ohne auf Erhard's Nachruf zu achten, daß sie doch ihre Schande nicht selbst ausbreiten und die Gesinnung, die sie anderen Leuten zumuthe, wenigstens selbst und an ihrem eigenen Manne bethätigen solle. Dann aber beeilte er sich, den Knaben wieder einzuholen, da ihm daran gelegen war, daß Justine die seltsame Begebenheit aus seinem eigenen Munde erfuhr.

Sowohl der Feind als die Frau des Mannes, dessen plötzliche und unbegreifliche Flucht in den nächsten Tagen und Wochen alle Gemüther im Städtchen beschäftigte, hatten ihn vollkommen richtig beurtheilt. Nach der Entdeckung, welch ein unerbittlicher Feind in seiner nächsten Nähe lebe, hatte ihn seine Feigheit wie eine Windsbraut davongeführt, aber

er war nicht der Mann, dem es genehm gewesen wäre, sich wie ein Findling nackt und bloß durch diese arge, falsche Welt hindurchzuschlagen. Er hatte auf der Durchfahrt an seinem Hause gehalten, war hinaufgestürmt, hatte seine alte Mutter, die ihm erschrocken entgegentrat, bei Seite geschleudert, daß sie über den Haufen fiel, hatte eine Weile im Hause herumgestöbert und war dann wie die wilde Jagd auf der andern Seite zum Städtchen hinausgefahren. So sehr dieses tolle Treiben auffiel, so hatte doch Niemand sich berechtigt gefühlt, ihn in seinem eigenen Fuhrwerk aufzuhalten. Als seine Frau nach Hause kam, fand sie Kisten und Kasten erbrochen und ihre Schwiegermutter fast dem Tode nahe. Der Flüchtling hatte an Geld und Geldeswerth eingepackt, was er nur in der Geschwindigkeit hatte mitlaufen lassen können, ohne dabei über seine Frau und sein eigenes oder vielmehr seiner Mutter Vermögen eine genaue Inventur anzustellen. Das Zetergeschrei der Frau zog die ganze Stadt herbei, die vor Erstaunen über den Einbruch des Herrn Vetters in seinem eigenen Hause schier auf den Kopf stehen wollte und sich denselben vergebens über die Frage zerbrach, ob der Flüchtling, wenn er beizufahen sei, in's Zuchthaus oder in's Narrenhaus gehöre. Von einem anderen Diebstahl erfuhr Niemand eine Silbe, denn die Frau hatte sich in allen Ausschweifungen ihres Jammers doch stets wohl gehütet, irgend einen Zweifel an der Rechtmäßigkeit des ihr noch gebliebenen Besitzes unter die Leute kommen zu lassen. Die Hoffnung, des Flüchtlings wieder habhaft zu werden, blieb unerfüllt, und die nach mehreren Seiten ausgeschickten Boten kamen leer zurück. In einem benachbarten Dorfe hatte er von einem Wirth, eben so eilige als vortheilhafte Geschäfte vorschützend, ein tüchtiges Pferd gegen seine alte Mähre eingetauscht und mit baarer, guter Münze bezahlt. Von da an verschwand jede weitere Spur. Die beiden Weiber aber, die im ersten Schrecken hatten sterben wollen, sich jedoch nachher wieder eines Andern besannen und nun, durch ihr Schicksal vereinsamt und auf einander angewiesen, in leidlicher Eintracht mit einander lebten, brachten bald ein neues Geschrei

unter die Leute, nämlich der Entflohene müsse irgendwie das Leben verloren haben, da man ihn Nacht für Nacht im Hause schlurfen höre. Man konnte diese Behauptung wenigstens nicht für eine zu seinen Gunsten ersonnene Fabel halten, denn die beiden Weiber ängstigten sich beinahe zu Tode und zehrten sichtlich ab, ja sie machten einen Testamentsvertrag, durch welchen ihr Vermögen nach dem Tode der Ueberlebenden theils an Stiftungen, theils an die armen Verwandten jenes Erblassers fallen sollte, von welchem der größte Theil desselben herrührte. Erhard, welcher diese Angelegenheit durch befreundete Einflüsse im Stillen zu leiten wußte, gab sich alle Mühe, dahin zu wirken, daß sie von dem letzteren Vermächtniß schon bei Lebzeiten etwas abtraten, aber so weit waren sie nicht zu bringen. Endlich befreite sie ein Geisterbanner um schweres Geld von dem Gespenst und grub dasselbe am Steinkreuz im Föhrenwäldchen ein, wodurch die ohnehin wenig besuchte Stelle noch unbetretener wurde. Die Weiber lebten allmählig wieder auf, und das Städtchen begann von andern Dingen zu reden, als nach Monaten ein Landsmann, der in den Niederlanden gewesen war, die Nachricht mitbrachte und beschwur, er habe höchst unerwartet und zu seiner nicht geringen Verwunderung den Allerweltsherrvetter, lange vor der Zeit, wo der Geisterbanner seinem Schlurfen ein Ende machte, in einem holländischen Hafen mit vielen Abenteurern und ehrlichen Leuten aus allen Nationen wohlbehalten zu Schiffe gehen sehen. Der kleine Erhard, der fleißig in seinem neuen Buche las, ließ es sich bei dieser Kunde nicht nehmen, der Herr Vetter sei als Robinson in einem fernen Welttheil auf einer wüsten Insel angestellt und gehe allda pflichtmäßig mit seinem Schirm spazieren; ein Glaube, der um so weniger widerlegt werden konnte, da nie wieder etwas von dem Flüchtling verlautete.

Die beiden verschwägerten Familien genoßen all das Glück, das gegenseitige Liebe, Achtung und Duldung bei mäßigem Wohlstand auf Erden gewähren. Wohl brachte der Krieg neue Drangsale, und auch der Friede knickte manche Blüthen, aber sie ertrugen die Wechselfälle des Lebens mit

jenem Sinne, dessen der Mensch in guten wie in bösen Tagen bedarf. Der junge Erhard wuchs unter seinen beiderseitigen Geschwistern fröhlich heran. Die Erziehung hatte manchen Hang in ihm zu bekämpfen, der ihm wie etwas Fremdes anklebte; auch entwickelten sich nicht alle Knospen seiner hoffnungsvollen Kindheit zu vollem Wachsthum, denn von den Menschenpflanzen läßt sich wie von den Bäumen sagen, es sei dafür gesorgt, daß sie nicht in den Himmel wachsen. Doch entfaltete er sich zu einem Baume, der nach dem Maße seiner Kraft und des Bodens, worin er wurzelte, den Seinigen und seinen Mitbürgern Frucht und Schatten gab. Es war ihm vergönnt, große Reisen zu machen. Bis er von diesen zurückkam, hatten die beiden Mütter die junge Justine für ihn erzogen. Er holte sie aus dem Neubau, der an die Stelle des alten Häuschens mit dem halben Giebel getreten war, in seine eigene Wohnstätte heim, und von ihm und ihr stammt ein Geschlecht, das noch heute zu den angesehensten der Gegend gerechnet wird.

Inhalt.

